Der
Obernigker Bote.

Gesammelte Aufsätze und Erzählungen

in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

„Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen."
Goethe.

Zweiter Band.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1854.

Blätter aus dem Tagebuche

eines reisenden Schauspielers.

I.

— — — mit diesen Worten entließ mich der Director.

Lumpenhund! murmelte ich vor mich hin und ging die Straße entlang. Aus dem Fenster eines passablen Hauses sah eine schöne Frau. Ihr etwas abenteuerlicher Kopfputz, der doch gar zu sehr gegen die einfachen Frisuren der Kleinstädterinnen abstach, ließ mich alsobald eine Schauspielerin vermuthen, und da es mir vorkam, als hätte ich ihren Blick auf mich gezogen, ging ich etliche Male hintereinander dort vorbei. Sie verschwand auf einen Augenblick und kehrte zurück mit einer Rolle in der Hand, die sie fleißig überlesen zu wollen — schien. Es blieb jedoch beim Wollen, weil ihre Augen, fortwährend über das Papier hinwegblitzend, mir folgten.

Patsch! lag die saubergeschriebene vor mir auf

dem Boden, und es war Niemand anders, als Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Eboli.

Ich, meinen Carlos fest im Kopfe, hielt die papierne Prinzessin froh empor und eilte hinauf zur Theater-Prinzessin. Erst nachdem ich den dritten Finger meiner Linken zum Anklopfen gebogen, fiel mir ein, daß ich schwerlich in der Stimmung sein dürfte, mich hier zu benehmen, wie der Schillerische Königssohn. Mir war schon seit länger als einem Monat durchaus ums Herz, als müßt' ich einen Liebeshandel anknüpfen. So sicher hielt ich nun die Rollenfallenlasserin für einen erwünschten Anknüpfungspunkt, daß ich in kühne Träume versunken an ihre Pforte zu pochen vergaß. Wie angenehm überraschte mich ihr flötendes: Herein!

Magnetischer Rapport, murmelte ich im Aufklinken; Du wolltest klopfen, und sie hörte es schon.

Nun war ich d'rin, — im Zimmer, doch keineswegs im Zuge zu sprechen. Ich konnte nicht einmal den Anfang finden. Blendend schön saß Eboli vor mir.

Diese Rolle — fing ich endlich an und hörte stotternd sogleich wieder auf, weil ich mehr sah, als ich ruhig zu sehen vermochte.

— Verschafft mir ein Vergnügen, fuhr die

Kokette fort, welches ich hier entbehre; den Anblick eines jungen Mannes nach der Mode. In diesem Städtchen sieht man nur alte Herren, die der Eleganz den Abschied gaben, oder Jünglinge, deren Geschmack sich noch nicht ausbildete. Militair steht gegenwärtig nicht hier, außer Invaliden. Ihr Erscheinen gilt für einen Sonnenstrahl mitten in der Nacht. Sie scheinen kein Invalide.

Sie spotten meiner, entgegnete ich; aber wenn das Städtchen wirklich so unbedeutend ist, wie Sie es schildern, wie kann eine zahlreiche Gesellschaft hier bestehen?

O, lachte sie auf, weil sie sich geschmacklos kleiden, bleiben sie nicht aus dem Theater. Sie verschlingen unsere Darstellungen mit einer Aufmerksamkeit, die man in Hauptstädten vielleicht vergeblich suchen dürfte. Die Nachbarschaft, welche vor unserem Erscheinen ein ruhig-philisterhaftes Landleben führte, ist durch uns in ein bewegliches Nomadenvolk umgewandelt worden; sie versäumt keine Vorstellung und zieht schaarenweise zu den Thoren herein.

Ich glaube nicht zu irren, sagte ich, wenn ich Sie für den Magnet halte . . . .

Ach nein, rief die Schöne sehr lebendig, doch ohne Groll, ich bin nur ehrlicher Stahl, der durch langen Verkehr mit der Kunst einige Anziehungs-

kraft auf feinere Gegenstände üben lernte, weil mir sogar der dumme Director die Ehre gönnen muß, mich für die erträglichste Comödiantin seiner Bande zu erklären. Was aber die rohe Naturgewalt betrifft, so hat der weise Bühnenführer ein ganzes Lager kleiner ursprünglicher Magnetchen beisammen. Ein ganzes Nest derber junger Mädchen. Wo er sie so in Masse hergenommen, weiß der Himmel. Entweder ist's eine zu Grunde gegangene Landprediger-Familie, deren weibliche Sprößlinge sich zum Besten eines bunten Theaterzettels verschiedene Namen beilegten, oder es ist eine aufgelösete Mädchenschule.

Und Sie wissen darüber nichts Genaueres? Haben Sie denn keinen Umgang mit Ihren Colleginnen?

Daß mich der Himmel behüte! Ich sehe die schnippischen Dinger kaum auf der Probe und bin immer froh, wenn ich die Bretter nur wieder verlassen darf. Sie glauben gar nicht, wie satt ich dieser Wirthschaft bin! Das ganze Schauspielerleben ....

Wem sagen Sie das? fiel ich ein; doch nicht mir, den Ihr Director vor einer halben Stunde höchst schnöde abwies?

Was? rief sie freudig; Sie sind ein Schauspieler? Ein reisender? Wollen hier auftreten? Nun, den Musen sei Dank!

Und eh' ich noch Zeit hatte, zu antworten, saßen wir nebeneinander auf dem Canapee.

Sie sprach jetzt mit reizender Lebendigkeit über die Bühne, über das deutsche Theater zunächst, und ich wußte kaum, ob ich ihrer Sprache oder ihrer Ideen Reichthum mehr bewundern solle? Sie gehörte unter diejenigen Schauspieler und Schauspielerinnen, die Tag und Nacht auf ihren Beruf schimpfen und den Wunsch, dieser Hölle zu entfliehen, nicht ängstlich genug ausdrücken können; die aber, wenn es allen Ernstes dazu käme, sich um keinen Preis der Welt dazu entschließen würden.

Es waren einige Stunden vergangen, die Sonne bereits im Scheiden, als wir noch immer zu sprechen hatten, — und zu streiten; was jedoch nicht verhinderte, daß ihre Hand recht friedfertig in der meinen lag.

Das Gespräch wendete sich, und wer weiß, welchen Verlauf es genommen, hätte sich nicht unerwartet die Thüre geöffnet und einen Mann von hoher Gestalt eingelassen.

Sie sprang erschrocken auf: Du schon zurück?

Wie Du siehst — oder nicht siehst, erwiederte er; mach' Licht! Und hat es nach mir gefragt?

Nichts hat gefragt, entgegnete sie, doch hier ist Besuch.

Indem sie das Schwefelfädchen am glimmenden Zunder aufblies, sah ich, wie des Mannes Augen fragend auf mir ruh'ten, und es wurde mir um's Herz wie in der Kindheit, wenn mich der Blick der zuckerklopfenden Mutter bei einem kleinen Raub erhaschte.

Wen hab' ich die Ehre? fragte mich der Fremde, der hier kein Fremder war.

Weiß ich doch den Namen unseres Collegen noch nicht, sagte sie verlegen und machte sich mit den Kerzen zu thun.

Ich nannte mich: Schauspieler Albert.

Hierauf stellte sie sich als Regine Leblanc, den Herrn als Schauspieler Wiesenmeyer vor, als — ihren Bräutigam.

Diesen Namen hatte ich schon erwähnen hören als den eines höchst erstaunlichen Menschen, welcher den Ruf des genialsten Künstlers, des geistreichsten, denkendsten Darstellers genieße, — dabei aber von dem Plebs der Comödiantenschaar für einen „ganz verrückten Kerl" erklärt wurde.

Beides kann wohl neben einander bestehen.

Als die Lichter das Zimmer erleuchteten, und wir um den Tisch saßen, wurde Wiesenmeyer gesprächig. Meine Befürchtung, als habe er übel vermerkt, einen Unbekannten in der Dunkelstunde neben

seiner Braut auf dem Sopha zu finden, verlor sich bald vor seiner Freundlichkeit. Es war, wie wenn eine peinliche Empfindung, die meine Anwesenheit auf ihn hervorgebracht, augenblicklich entschwunden wäre, sobald er sich bei Lichte überzeugen können, ich sei ein Anderer, als den er zu finden gefürchtet. Auch schien diese Furcht keineswegs durch Eifersucht veranlaßt, denn er achtete kaum auf die kleinen Avancen, die seine Braut nicht aufhörte, mir fortdauernd zu gönnen; was sie jedoch nicht abhielt, an unsern Gesprächen geistreichen und belebenden Antheil zu nehmen.

Ich hatte bald Gelegenheit wahrzunehmen, wie gerecht der Ruf sei, wenn er Wiesenmeyer als eine ehrenvolle Ausnahme von den meisten reisenden Schauspielern bezeichne. Später erst sollte ich gewahren, daß es auch an einiger Verrücktheit nicht fehlte.

Ich hörte ihm aufmerksam zu. Mir war das Meiste neu, was er mir, dem Unerfahrenen, über die Schauspielerei zu hören gab. Und wenn er mich auch mitunter durch ungewöhnliche Ansichten und Meinungen überraschte, mußte ich doch allen seinen Behauptungen zugestehen, daß sie consequent aus einer schönen und edlen Ansicht von der Sache hervorgingen. Vielleicht war heute auch durch meine

Gegenwart eine Wunde berührt, die, nur äußerlich vernarbt, innerlich durchaus nicht geheilt, ihn fortwährend schmerzte; eine Wunde, die ein vor mehreren Jahren versuchtes, mißlungenes Gastspiel in Berlin ihm beigebracht, und die jetzt auf's Neue fühlbar wurde, weil ich mich als geborenes Berliner Kind zu erkennen gegeben und zugleich mit der Begeisterung, mit der Vorliebe eines solchen, über meine Vaterstadt geredet hatte. Ich lobte das Berliner Publikum als ein hochgebildetes. Wiesenmeyer lachte höhnisch auf:

Wer sind denn Diejenigen, die sich das laute Urtheil über neue Acteurs, über neue Stücke anmaßen? Aus was für Persönlichkeiten besteht die Richterschaar, die im Parterre den Erfolg einer ersten Aufführung, einer ersten Gast- oder Probe-Rolle bestimmt? Im Parterre hab' ich gesagt; denn leider geht von diesem kleinen, abgesperrten, in den Hintergrund verwiesenen, stallartigen Platze in neuerer Zeit fast lediglich die Entscheidung aus; ja, man könnte behaupten, auf zwei bis drei Bänken thronen die Gewaltigen, welche durch ihrer Fäuste Macht ein Drama zu heben, durch ihres Mundes Zischen einen Schauspieler zu stürzen vermögen. Von wannen ward ihnen diese Macht? Wodurch haben sie sich die Berechtigung erkauft? O nicht einmal durch das

übliche Eintrittsgeld. Denn ihnen sind die Thüren ohnedies geöffnet; sie gehen ein und aus wie in ihrer Eltern Wohnung; sie sind da wie bei sich zu Hause und machen die Honneurs so vortrefflich, daß sie den dummen, ehrlichen Leuten, die kleinstädtischer Weise bezahlten, stets die besten Plätze wegnehmen. Sie wissen im Voraus, wie sie sich zu halten haben. Und ob sie für oder wider streiten werden, hängt nicht von der Darstellung, sondern lediglich von den Einflüssen ab, die jenseits der Lampen vorbereitet werden. Man sollte nicht denken, daß einige wenige Parterrekönige im Stande wären, eine Versammlung zu leiten oder zu überschreien, zu welcher eine solche Stadt ihre geistigen Vertreter sendet? — Ja vertreten! Hat sich was! Wer denkt an das Vertreten einer öffentlichen Meinung im Theater? Die persönlichen Freunde des Autors oder des Debütanten, wenn er dergleichen zu besitzen für diesen Abend unglücklich genug wäre, schaden mehr, als sie nützen, besonders wenn sie nützen wollen; sie sind aufgeregt, unruhig, klatschen einmal zu früh, einmal am unrechten Orte, geben den Uebelwollenden Gelegenheit zu zischen und verderben so, was ohne sie still und sonder Anfechtung durchgekommen sein würde. Die persönlichen Feinde, an denen es keinem honetten Menschen fehlt, verstehen ihr Hand-

werk schon besser, wie denn Bosheit immer klüger operirt, als Wohlwollen. Sie führen die Waffen der Ironie, des höhnischen Beifalls, und diese bleiben nie ganz wirkungslos. Die zufälligen Theaterbesucher, das heißt solche, die nicht um des Stückes oder um des Schauspielers Willen kamen, sondern nur weil sie gerade nichts Besseres vorhatten, mengen sich in gar Nichts. Fremde, die kürzlich anlangten, Gutsbesitzer, die ihre Söhne heimsuchten, um sich mit ihnen zu divertiren. Sie haben im Café Royal dinirt und werden im Café National soupiren; übrigens ist es ihnen völlig gleich, ob applaudirt oder gepfiffen wird. Die große Zahl derjenigen Einwohner, welche keine erste Vorstellung, keinen Gast so leicht versäumen, besteht endlich keineswegs aus den Besseren, Gebildeteren: der Beamtete (im edleren Sinne), der Gelehrte, der Künstler, der Privatmann von höherer Bildung, — alle diese leben ihren Beschäftigungen, ihren geselligen Kreisen, ihrer Häuslichkeit, und es muß schon ein sehr lockender Aufruf ertönen, um sie in's Theater zu bringen. Wer bildet also jene große Zahl? Die Müßiggänger, die Ennuyirten, die Leeren, die Eitlen, die Gleichgültigen; mit einem Wort: der Pöbel aller Stände! In wessen Händen also bleibt für gewöhnlich die Gewalt? Doch nur in den Händen Derjenigen, die

im Parterre ihren Wohnplatz aufschlugen und sich zu einem Corps organisirten, welches sich durch Zeichen und Feldgeschrei gegenseitig ermuntert oder zurückhält. Von dort geht der Beifall aus, in welchen dann die Unschuldigen, die zufriedenen, urtheilslosen Gemüther, denen es ganz gleich ist, was? wenn nur manchmal applaudirt und geschrieen wird, gern mit einstimmen. Schweigt der Beifall von dort, das heißt: haben die Mächtigen keine specielle Veranlassung, sich anzustrengen, dann schweigt er überhaupt. Dann fällt es Niemand ein, sich auszusprechen, wär' es ihm auch vielleicht so um's Herz. Man ist so sehr daran gewöhnt, die „Gründlinge" sich rühren zu sehn, sie beginnen zu hören; man hat es ihnen einmal überlassen; bleiben diese kalt, so sind es alle Anwesenden. Wie oft habe ich bei'm Herausgehen Einzelne sich verwundern hören, daß heute das Publikum so theilnamlos gewesen sei, daß man den Gast unwürdig behandelt habe? Als ob der sich Wundernde ganz vergäße, daß auch er ein Theil dieses Publikums ist; daß es in seiner Willkür lag, seiner Seits wenigstens, die Kälte in Wärme umzuwandeln? So ist es denn gekommen, daß mit seltnen Ausnahmen ein erster Erfolg in Berlin weniger bedeutet, als irgendwo. Und das wäre an und für sich weniger ein Unglück, als ein

Glück. Denn die Wahrheit und die Gerechtigkeit, die zuletzt immer durchdringen müssen, können sich später immer noch geltend machen. Wenn der Tumult eines ersten Abends jene furchtbare Bedeutung verlöre, — desto besser! Das allgemeine Urtheil wird sich mit besonnener Milde an folgenden Abenden feststellen; Unbilden werden sich ausgleichen; Dichter und Schauspieler werden sich zuletzt den Platz erringen, der ihnen gebührt. Aber dazu ist nöthig, daß man die Dichtung öfter darstelle, daß man den Darsteller öfter auftreten lasse. Mich, mein bester Herr Albert, haben sie nach meiner ersten Rolle, verhöhnt von einem Dutzend im Dunkel operirender Gegner, fortgeschickt, ohne sich die Mühe zu geben, mich weiter kennen zu lernen; und deshalb wollen Sie mir verzeihen, wenn ich Ihre schöne Vaterstadt nicht besonders liebe.

Die Leblanc schien Wiesenmeyer's Auseinandersetzungen schon oft mit angehört zu haben. Sie langweilte sich sehr daran und gab dies herzhaft durch fortdauerndes Gähnen kund, so daß ich endlich zum Aufbruch mahnte. Wir empfahlen uns der Schönen; ich noch immer ein Bißchen verlegen, Wiesenmeyer nichts weniger als zärtlich. Auf der Gasse entdeckte sich, daß er und ich in einem und demselben Gasthofe wohnten. Ich mußte ihm, noch

ehe wir das Haus erreichten, Hand und Wort geben, meine Sachen in sein Zimmer räumen zu lassen, und bei ihm zu wohnen.

Die Aengstlichkeit, womit er mir dies Versprechen abdrang, machte mich stutzig, und ich bestand darauf, seine Gründe zu erfahren. Er ließ sich gar nicht lange bitten, sondern erzählte mir, so wie wir uns nur einigermaßen in seinen Gemächern eingerichtet, folgende verworrene Geschichte:

Als ich mein verunglücktes Gastspiel in Berlin beendet, — Sie lächeln, Albert, weil ich Ihnen schon einstand, daß es nur eine Rolle umfaßte, und Sie meinen, da müßt es rasch beendet gewesen sein? Aber Sie sind noch zu jung, um den Gang der Geschäfte bei einem großen Theater zu kennen; auf diese eine Rolle ließ man mich drei Monate und auf die Entscheidung, wann ich zum zweiten Male auftreten dürfe, drei Wochen warten. Nachdem diese vier Monate überstanden waren, reisete ich, bevor ich neues Engagement bei einer kleineren Bühne wieder antreten wollte, nach Dresden, um dort einige freie Tage zwischen Kunst und Natur zu theilen, ohne mich um's Theater zu bekümmern. Der Leblanc hatte ich geschrieben, sie möge ihre Stellung, die auch nicht bedeutend war, aufgeben und zu mir nach Dresden kommen, wo wir so lange feiern

wollten, als die kleine Erbschaft reichte, die mir ein brummiger, meine Laufbahn hassender Onkel aus Versehen hinterlassen, blos weil er zu feig gewesen war, ein Testament zu machen. Die Leblanc war damals schon, was sie heute ist: meine Braut. Sie wissen, dergleichen Brautstände ziehen sich bisweilen sehr in die Länge. Ehe sie noch anlangte, hatte ich mich im schönen Dresden schon gehörig umgesehen und war auch so glücklich gewesen, Tieck lesen zu hören, ohne ihm vorgestellt zu sein. Ich kannte keine Seele in der ganzen Stadt, außer den Kellnern meines Gasthofes. Einer von diesen erzählte mir schwatzhafter Weise, daß viele Fremde, besonders Damen, danach geizten, die declamatorischen Vorträge mit anzuhören, welche der Dichter fast Abend für Abend in seiner Wohnung halte, und daß bisweilen der Raum in jenem Salon zu eng werde. Wenn so Viele Platz finden, wird für Dich auch ein Winkelchen vorhanden sein, dachte ich und stellte mich auf die Lauer. Eines Abends zog eine ganze Wolke von Gästen dem bewußten Eckhause zu, und ich hörte die Frauen untereinander rufen: ja, heute lieset er den Hamlet! Das war mein casus. Ich schloß mich den Gästen an, zwängte mich hinter ihnen durch die Syrupstonnen, die den unteren Hausflur einnahmen, stieg mit ihnen die Treppe

hinan und wurde oben ohne Schwierigkeit mit ihnen zugleich eingelassen. Das öffnende Dienstmädchen, ja sogar die Damen des Hauses und Tieck selbst hielten mich zu Jenen gehörig; sie aber hielten mich wahrscheinlich für einen Engländer, weil ich mich stumm verneigte. Ich errang einen Stuhl im Winkel, und mein Zweck war erreicht. Tieck las, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie Einer, der sich's bequem macht. Manches ließ er gänzlich fallen und glitt absichtlich über sehr berühmte Stellen leicht und natürlich hinweg, was mir wohl gefiel. Wenn er dann, stellenweise, von höherer Gewalt ergriffen, warm wurde, riß mich der Götterklang dieses reinen Brusttones mächtig hin. Aber eigentlich kam ich zu keiner entschiedenen Würdigung seines Vortrags, weil mich das Gedicht, welches hier zum ersten Male ohne störenden Theater-Apparat an mir vorübergeführt wurde, übermannte und mir völlig neu erschien. Namentlich ein Element, dem ich in der Darstellung niemals hatte gläubige Andacht abgewinnen können: das Geistergrauen! Die Gespensterfurcht! Immer, wenn ich auf den Brettern irgend einen ehrlichen Bierbruder als Geist gesehen, hatte es in mir gerufen, wie es in jenem Mährchen heißt: wenn's mich nur gruselte! Doch niemals wollt' es gelingen. Hier, wo das Gespenst nicht erschien, wo

nur Tiecks geistiger Hauch es verkündigte, — hier glaubte ich es zu sehen —, und es gruselte mich wirklich. Anfänglich freute ich mich dieser Empfindung; ja sie that mir völlig wohl, weil sie gewissermaßen bezeugte, daß die Unempfindlichkeit, die ich seit meinem Berliner Fiasko mit mir herumschleppte, wieder zu weichen begann. Als Tieck geendet, als er, noch in innerste Betrachtung des Gelesenen versenkt, sein Buch zusammen klappte, gelang es mir, unbemerkt und unentdeckt zu entschlüpfen und das Freie zu gewinnen. Es war neun und ein halb Uhr. Der Hamlet hatte drei volle Stunden gewährt, die Luft im vollen Zimmer war drückend gewesen; ein Gang auf die Terrasse in den kühlen Herbstabend that mir gut. Ich wandelte dort allein hin und her. Außer den Schildwachen, die ich oft versucht war, mit „Bernardo und Marcellus" anzureden, ließ kein menschliches Wesen sich blicken. Mein Grausen dauerte fort. Warum sollte nicht auch mir ein Gespenst erscheinen können? fragte ich mich. An Shakspeare's Dichtung dachte ich schon nicht mehr. Die Geisterfurcht fing an sich nach meinen persönlichen Bedürfnissen zu individualisiren. Ich gedachte eines Schulfreundes, der als Student gestorben war, in meinen Armen, und mir mit brechenden Augen gelobt hatte, sich einzustellen nach dem Tode, wenn

er dürfe. Ich sah sein bleiches Gesicht; hinter jedem Baumstamm guckte es hervor. Ich fing an, mich zu entsetzen, und verließ schaudernd die Terrasse. Unterdessen war es fast Mitternacht geworden. Mit dem Schlage Zwölf erreichte ich meinen Gasthof. Der gesprächige Kellner trat mir entgegen: Herr Wiesenmeyer, kaum waren Sie fortgegangen, als ein junger, blasser Mann sehr angelegentlich nach Ihnen fragte. Auf meine Erwiederung, daß Sie erst nach zehn Uhr heimkehren würden, schien er ein ferneres Gespräch anknüpfen zu wollen, doch that es ihm gleich wieder leid, und er ging. Seit zehn Uhr ist er nun schon zwei Mal hier gewesen, und eben jetzt — ich dächte, er müsse Ihnen begegnet sein!

Können Sie mir ihn nicht näher beschreiben? fragte ich ängstlich den Kellner. Nein, sagte dieser, außer nur daß mir seine Blässe auffiel. —

(Hier hielt Wiesenmeyer einen Augenblick inne. Ich entnahm aus der Art, wie er Athem schöpfte, daß er jenes peinliche Krabbeln, von welchem man zu sagen pflegt: die Haare steigen mir zu Berge, empfinden müsse. Nach einer kleinen Pause, und nachdem er mich gefragt, ob ich noch wach sei, fuhr er fort:)

Seitdem ist ein Jahr verflossen, mein lieber Albert, und der Unbekannte hat nicht aufgehört, nach

mir zu fragen. Wo ich ankomme, wo ich meinen Namen nenne, empfängt mich die Bemerkung: ein junger, bleicher Herr hat sich schon nach Ihnen erkundiget. Sogar bei der Leblanc hat sich dieses Phantom — denn wofür soll ich es sonst halten? — mehrmals eingestellt. Aber vergebens meine Bemühungen, ihm zu folgen, es einzuholen. Mir hält es nicht Stand. Es hat sich schon ereignet, daß sie mir entgegen rief, wenn ich nach Beendigung des Schauspiels zur Leblanc eilte: er ist wieder da! es hat wieder nach Ihnen gefragt! Dann trieb mich die Unruhe fort, danach zu suchen, und war ich allein, so kam ein Grauen dazu. So lange ich munter bin, vermag ich darüber Herr zu werden. Wach' ich aber aus dem Schlafe auf, dann überfällt mich bisweilen eine förmliche Todesangst, die mich verrückt machen könnte. Deshalb bin ich wahrhaft glücklich, Jemand zu finden, der bei mir wohnen will, mich vor meinen Träumen, mich vor mir selbst schützt. Deshalb auch und um so aufrichtiger, weil Sie, mein lieber Albert, mir so wohl gefallen, werde ich Alles anwenden, was mein und der Leblanc Ansehn bei unserem Director über ihn vermag, um Sie zu unserm Collegen zu machen. Vielleicht wird Ihr. Aufenthalt in meiner Nähe für Ihre künstlerischen Fortschritte heilbringend sein, und Sie werden Gelegenheit finden,

Mancherlei von mir zu lernen, — wenn ich auch in Ihrer Vaterstadt durchgefallen bin. — — —

Ich versprach ihm, wenn er mir erträgliche Gage und gute Beschäftigung bei'm Director ausmachen könnte, seine Wohnung immer mit ihm zu theilen, wodurch ich den armen Wiesenmeyer höchlichst erfreute. Und ermüdet von der Reise schlief ich bald nachher ein.

II.

Als wir am andern Morgen uns aufmachten, die Leblanc abzuholen und mit ihr in die Probe zu gehen, wo ich dem Director gewissermaßen aufgezwungen werden sollte, gab ich mein Bedenken dagegen zu erkennen und äußerte Abneigung wider eine Stellung, die ich weniger dem Bedürfniß und Verlangen nach einem neuen Mitgliede, als der einflußreichen Gönnerschaft zu verdanken haben würde. Was nützt mir zu meiner Förderung und Uebung, fragte ich, ein Engagement, wenn mein Fach bereits doppelt und dreifach besetzt wäre?

Nicht einfach, rief Wiesenmeyer; wir haben nicht einen präsentabeln Liebhaber; und so fühlbar ist der Mangel, daß ich sogar zu Rollen dieser Gattung verwendet wurde, die meinem Naturell und meiner Meinung fern liegen. Dabei drückte er meinen rech=

ten Arm und sagte mir in's Ohr: Sie müssen bleiben, erinnern Sie sich an Ihr Versprechen.

Sie müssen bleiben, flüsterte von der andern Seite die Leblanc, indem sie meinen linken Arm zwickte; meinetwegen müssen Sie bleiben.

O weh, dacht' ich; hier gerath' ich zwischen zwei Feuer. Ich wäre gern auf dem Flecke umgekehrt und entwichen. Der Gedanke, das Vertrauen eines wenn auch etwas verschrobenen, doch geist- und gemüthreichen Menschen, wie mein neuer Freund war, zu täuschen, täuschen zu müssen, that mir weh! Aber für den Augenblick gab es kein Entkommen. Mir blieb Nichts übrig, als gute Vorsätze zu fassen und abzuwarten, ob ich stark genug sein würde, sie auszuführen.

Durch meine neuen Freunde bei'm Director vorgestellt, ließ dieser mir einen ganz andern Empfang angedeihen, als gestern. Er entschuldigte sich, daß er mich so kurz abgefertiget habe, und gestand, meine Kleidung und mein ganzes Benehmen wären ihm verdächtig vorgekommen; ich sei ihm wie einer von den verwöhnten Muttersöhnen erschienen, die aus leerer Eitelkeit und augenblicklicher Laune nur versuchen mögen, wie sie sich in seidnen Strumpfhosen auf der Bühne ausnehmen; die weder Fleiß, noch Ausdauer mitbringen und durch ihre Faulheit

ein schlechtes Beispiel geben. Da ich aber schon ein geübter Schauspieler sei und, wie Wiesenmeyer versichere, bereits ein umfassendes Repertoir aufweisen könne, so wolle er sich gern mit mir einigen, um durch mich eine fühlbare Lücke im Personal auszufüllen.

Eine sehr fühlbare, setzte die Leblanc hinzu. Und Wiesenmeyer versicherte, daß er augenblicklich aufkündigen wolle, wenn mir nicht drei Debütrollen nach meinem Wunsche zugestanden würden. Der Director ließ seine Augen zwischen dem Brautpaar fragend hin und her schweifen, und sein schweigendes Lächeln schien ausdrücken zu wollen: warum Madame sich für Herrn Albert interessirt, kann ich etwa begreifen, doch Dich betreffend, mein Bester... Dann jedoch fing er an laut zu denken und sagte: Du weißt, lieber Wiesenmeyer, um Dich nur zu erhalten, würd' ich jedes schwere Opfer bringen, warum sollt ich nicht gern bereit sein, meinem eignen Vortheil gemäß zu handeln, wenn Du ihn mir vorschlägst. Gehen wir also gleich zur Sache, und lassen wir Herrn Albert seine Debüts bestimmen. In welchen Stücken denken Sie aufzutreten?

Ich nannte rasch: „Don Carlos", „Maria Stuart", und weil mir gerade kein drittes Drama dieser Gattung auf die Zunge kam, fügte ich, um nur die Antwort nicht schuldig zu bleiben, den „Prin-

zen von Homburg" zu, den ich kurz vorher, wohl mehr zu meinem eigenen Vergnügen, als in der Hoffnung, ihn je darstellen zu dürfen, gelernt hatte. Der Director nickte bei Nennung der beiden ersten Namen mit dem Kopfe, wie wenn man alte Bekannte grüßt. Bei'm dritten stutzte er und sah Wiesenmeyer fragend an: Giebt es in Hamburg Prinzen?

Hom=Hom=, sagte Wiesenmeyer.

Hum, Hum? machte der Director; und dann zu Wiesenmeyer: können wir das geben?

Ich rathe nicht dazu, erwiederte dieser. Freund Albert hat es wohl nur genannt, weil er das Publikum solcher Städte, wie wir bereisen, noch nicht kennt. Wir finden schon etwas Anderes. Uebrigens muß er auch in einem Lustspiel auftreten, und ich denke, wir schieben das zwischen Carlos und Mortimer? Der Director braucht weniger Tragödien, mein Lieber, als heitre Waare.

Ich bin schon überglücklich, daß ich wieder einmal an die Eboli und an die Königin Maria komme, rief die Leblanc; war es nicht ein günstiges Vorzeichen, daß wir durch jene, die ich eben nur aus Langerweile überlas, bekannt wurden? und hoffentlich vergelten Sie der Letzteren durch stürmische Zärtlichkeit, was sie der Ersteren in spröder Zurückhaltung entziehen?

Das macht untereinander aus, sprach der Director, das sind Privatangelegenheiten und gehen mich Nichts an. Damit stürzte er sich in das Chaos einer ersten Probe, und Wiesenmeyer bedeutete die Dame, daß sie den zweiten Auftritt beginne!

Als er mit mir allein blieb, fing er an: Sie haben sich da ein paar schwierige Rollen gewählt, und ich bin neugierig, was Sie damit machen werden? Ich meine das „machen" hier nicht im gewöhnlichen Theaterjargon, wo es sich auf die Aeußerungen des Publikums bezieht, sondern im Gegentheil auf Ihre Darstellung, und was Sie daraus machen werden? Ob die hergebrachten Declamatorien in spanischem Kostüm? Oder lebendige Figuren, die von einander abweichen und jedwede eine andre Färbung tragen? Ob Sie namentlich den Mortimer wie einen Stutzer unserer Zeit im Gewande der Zierpuppen um Königin Elisabeth geben, oder ob Sie uns einen besonnenen, schlauen Schüler der Jesuiten vorführen werden, der sich nur einmal von seinem heißen Blute hinreißen läßt und diese Uebereilung mit dem Tode bezahlt?

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich diese Andeutungen damals noch nicht begriff. Meine Gedanken über Schauspielkunst waren nicht tiefer eingedrungen, als bis an die Oberfläche der Erschei-

nungen, und wie man ohne äußerliche Masken und Entstellungen fähig sei zu charakterisiren, verschiedene Individualitäten sondernd festzuhalten, war mir noch nicht einmal als Ahnung aufgegangen. Ich schlüpfte also über Wiesenmeyers verfängliche Frage mit dem Leichtsinn eines jungen, gedankenlosen Schauspielers fort und erkundigte mich nur, was er gegen den Prinzen von Homburg einzuwenden habe, daß er dem Director davon abgerathen.

Warum? fragte Wiesenmeyer fast heftig; warum? Weil die Zuhörer dies Werk nicht begreifen, doch das schadet am Ende nicht so viel, denn wie wenig begreifen diese überhaupt, und wir könnten es, ohne Rücksicht auf sie, immerhin zu unserm eigenen Vergnügen aufführen, wenn wir es aufführen könnten! Aber können, vermögen wir das? Nein! Es giebt gar keinen Darsteller des Prinzen, und wenn Sie, mein lieber Albert, ein solcher zu sein wähnen, so ist mir dies nur ein Beweis, wie Sie noch so ganz und gar unfähig waren, sich in die tiefere Bedeutung des Kleist'schen Gedichtes zu versenken. Würden Sie z. B. die Rolle spielen, wie dieselbe geschrieben ist, oder würden Sie Kürzungen einzelner Stellen, würden Sie Auslassungen für nöthig erachten?

Unbedenklich das Letztere, erwiederte ich entschieden; besonders in einer Militairstadt, wo die feige

Todesfurcht eines commandirenden Generals den größten Anstoß geben muß.

Nun, sehen Sie, fuhr Wiesenmeyer lachend fort, nun hab' ich Sie schon. Sie gehören zu den Philistern, die seufzen: der Held, welcher eine Schlacht gewann, im Uebermaß des Muthes, soll vor dem Tode zittern? Nicht wahr, das ist Ihr Anstoß? Ha, ha, Ihr wollt Kleist würdigen? Sie wollen seinen Arthur darstellen? Mensch, wer sagt Euch, daß Arthur von Homburg ein Held ist? Werden soll er es erst im Laufe des Stückes. Diesen großen psychologischen Vorgang stellt uns der große Dichter dar. Es ist eine ungeheure Kühnheit, und man muß selbst ein geborner Dichter sein, um als Schauspieler diese Dichtung reproduciren zu wollen. Helden! Helden! Wollt Ihr wissen, was Helden sind, dann sucht sie in der Historie; sucht sie im Homer, Virgil, Tasso, Shakspeare, meinetwegen im Göthe und Schiller, wenn Ihr mit Götz, Egmont und Wallenstein zufrieden seid als Helden. Aber schmäht nicht meines Heinrichs von Kleist Angedenken, indem Ihr diesem ächten Deutschen zumuthet, er habe, im Herzen den Haß gegen fremde Tyrannei, in der Faust die Kraft des Mannes, im Geist jene Vorbilder ewiger Poeten, um uns einen Helden zu schildern, den jungen, krankhaften, überreizten, mondsüchtigen Prin-

zen hingestellt. Wie dürft Ihr verlangen, daß dieser Arthur, noch unreif, sich einem reifen Helden gleich geberde? Unsinn wär's, wenn er's thäte. Der Dichter wollte gerade zeigen, daß die Elemente wilden, persönlichen Muthes, schäumender Todesverachtung, schwärmerischer Ehrsucht noch lange keinen wahren Helden machen. Und Dieses recht klar zu veranschaulichen, läßt er den Sieger in der Schlacht, der seinen Sieg erstürmte, wie ein trunkener Jüngling den Kuß eines sich sträubenden Mädchens, — läßt er den Sieger zur erbärmlichsten Todesfurcht hinabsinken. Was frommt ein Sieg in der Schlacht Demjenigen, der über sich selbst nicht zu siegen vermag? Wollt Ihr Kleist's Helden finden, so fragt nach dem alten, treuen Kottwitz, dessen Schöpfung dem Poeten an und für sich Unsterblichkeit sichert; staunt in Ehrfurcht an den großen Kurfürsten und erfahrt, wie Meister Heinrich in einem Selbstgespräch von zehn Zeilen ein Bildniß aufzurichten vermochte, welches länger stehn wird, als jenes erzene Standbild auf der Berliner Schloßbrücke. Daß ich es Ihnen kurz andeute, Albert: Arthur ist mir — ein männliches Käthchen von Heilbronn. Die Hauptmomente beider Dramen wurzeln so tief in Kleist's Eigenthümlichkeit, . . . seine poetische Fülle mußte sie zu exotischer Blüthe treiben, er konnte sie kaum in der Form

trennen. Das junge Mädchen geht in Liebe auf, der junge Soldat in Ruhm und Ehre. Sie ist in die Liebe verliebt, er in Siegesglanz. Kleist's unverkennbare Neigung, die Nacht- und Schattenseite der Natur aufzudecken und sich in ihr mystisches Dunkel zu verhüllen, überzieht Beide mit dem Schleier des thierischen Magnetismus. Somnambül (im Nervenfieber) ist Käthchen, als ihr im Traume vom Ritter die Liebe winkt. Somnambül (mondsüchtig) ist Arthur, als er sich ahnend den Kranz aus Lorbern flicht. Beide tragen im Gange ihrer halbwillenlosen Handlungen des Traumlebens düstere Spuren an sich. Nur so kann Käthchen, ihre stille, reine Weiblichkeit verleugnend, eine Aufdringliche, den Streifzügen des stolzen Ritters folgen; kann Arthur, nachdem er die Parole verträumt hat, streng verbotene Siegeskränze erjagen. Prinzessin Natalie, die seinen krankhaften Zustand steigert, ist ihm eben auch ein Ziel des Ehrgeizes, mehr wenigstens als der Liebe; sonst könnt' er ihr späterhin nicht so leicht entsagen wollen, nur um sein nacktes Dasein zu retten. Beide, Käthchen wie Arthur, werden durch Gluthen geläutert, und das große Wort, ihnen abgefordert, heißt: Entsagung! Dies einmal ausgesprochen, haben Beide triumphirt. Die Gluthen zur Läuterung sinnlicher Liebe lodern im wirklichen Feuer;

die Gluthen zur Läuterung ruhmsüchtigen Ungehorsams brennen aus geistiger Todesangst. Käthchen stürzt sich in die Flammen, dem Grafen das Bild einer verzogenen Nebenbuhlerin zu retten; da schützt sie der Cherub, und diesen Gefahren entzogen wird sie zum letzten Mal somnambül, um in des Ritters Armen zu neuem Leben, zu reinem Lieben zu erwachen. Arthur, der irrende Mann, muß einen heißeren Kampf durchkämpfen: er hat träumend an Kriegsglück und Ruhmesrausch gedacht; Natalie soll ihm den Lorberkranz reichen, nicht allein den Myrthenkranz. So träumt er fort bis zur Schlacht, gewinnt diese im unsoldatischen Streite gegen Subordination, ist aber dennoch seiner Sache so gewiß, daß der besten Freunde Besorgniß ihn kaum stutzig macht. Da, in düstrer Nacht führt ihn der Weg zur fürstlichen Tante beim Grabmal vorbei; da gähnt ihn die Gruft an, die für ihn geöffnet ward; und Träume des Entsetzens, der Todesfurcht übermannen nun den Jüngling ebenso gewaltig, als ihn im Treffen unzeitige Siegeswuth übermannte. Das ist das wilde Feuer, welches ihn läutert; er soll einsehen, wie viel ihm noch fehlte, ein wahrer Held zu sein. Aber auch ihm erscheint ein Cherub, der ihm die Palme reicht, lehrt ihn, sein besseres Selbst wiederfinden, lehrt ihn, aus unreifem, nebeligem Jüng-

lingstreiben hinübertreten in das Gebiet wahren Heldenthumes. Er sieht ein, daß dem Gesetze volles Recht werden müsse; er entsagt dem Leben, begehrt den Armensünder-Tod, dem zu entfliehen er vor einigen Stunden die Ehre opfern wollte. Wetter vom Strahle liebt Käthchen und gesteht es ihr nicht; ihre heldenmüthige, aufopfernde Entsagung giebt mehr den Ausschlag, als die hohe Geburt. Der Kurfürst will Arthur's Tod nicht, sobald dieser nur zugesteht, ihn verdient zu haben; er spricht den Prinzen los, und wie Käthchen aus dem Schlafe zur wahren Liebe erwacht, so schläft der Prinz zum letzten Male magnetisch, ehe er zur Hinrichtung geführt werden soll, und erwacht bei hehrem Schlachtrufe, um jetzt, ein fertiger Mann, ein besonnener Held zu kämpfen! Sehn Sie, mein lieber Albert, das las ich im Kleistschen Drama, und wie Sie das wiedergeben wollen, davon hab' ich keinen Begriff. Um den Prinzen von Homburg zu spielen, müßte man Heinrich, der Sänger, sein; müßte fühlen wie er; sterben können wie er . . .! Wissen Sie, wie er starb?

Verlegen antwortete ich: wahrlich nein, bester Wiesenmeyer, das weiß ich nicht. Wie starb er?

Er weiß es nicht, schrie Wiesenmeyer hohnlachend auf; er weiß das nicht und will den Arthur spielen! Ich werde Ihnen sagen, wie er starb: auf

dem halben Wege von Berlin nach Potsdam — Sie kluges, berliner Kind! — liegt ein kleiner See, von kieferwaldigen Hügeln umgeben. Dahin ging er mit einer Freundin — wohl verstanden nicht mit einer Geliebten — und schoß ihr eine Kugel durch den Kopf, und dann sich desgleichen, weil Beide einig geworden waren, daß es nicht mehr auszuhalten sei in dieser Welt der Klugheit. Begreifen Sie's? Können Sie's nachahmen? Wie? Sie können nicht? Nun, dann reden Sie mir auch nicht mehr davon, daß Sie jene Rolle spielen wollen. Das geht über Euren Horizont, Ihr beliebten, alltäglichen, ausgezeichneten Bühnenkünstler!

Nachdem er diese verworrenen Schlußworte mit gehässigem Lachen ausgestoßen, verließ er mich, mit der Versicherung: gegen mich habe er Nichts einzuwenden, ich sei sein werther Stubengenosse, und sobald er auf einem Spaziergange in die Wildniß hinaus (damit meinte er die Waldungen unweit der Stadt) sich ausgelaufen hätte, würde er hübsch müde und ruhig eintreffen und ein gutes Kind sein.

Ich fing nun an zu begreifen, daß dieser seltsame Mensch den Keim einer Geisteskrankheit schon völlig ausgebildet in seinem zerstörten Organismus trage; daß wahrscheinlich auch seine eingebildeten Geistervisionen damit zusammenhingen; daß es, wenn

diese Verirrungen sich auf sein Spiel übertrugen, meinen Berlinern gerade kein Vorwurf sei, ihn verkannt und über seinen Wunderlichkeiten seine Verdienste vergessen zu haben; daß endlich die arme Regine Leblanc mit einem solchen Bräutigam gerade auch keine Seide spinnen könne, und daß es diesem lebenslustigen jungen Weibe nicht gar so übel zu nehmen sei. Diese Gedanken führten mich halb und halb ohne meinen eigenen Willen wieder nach dem Theatergebäude zurück, und eh' ich es selbst noch recht deutlich inne ward, stand ich wieder zwischen den Coulissen, der Probe eines damals beliebten Schauspiels beizuwohnen, dessen Namen ich wirklich längst vergaß. Regine benützte jede Scene, wo sie nicht beschäftigt war, mit mir zu plaudern. Auf meinen Bericht von Wiesenmeyers plötzlichem Uebergang aus einer obgleich überschwänglichen, doch geistvollen Apotheose des Kleist'schen Drama's in verworrene Andeutungen des Selbstmordes setzte sie gar keine Bemerkung, noch weniger ein Zeichen des Erstaunens oder gar des Schrecks entgegen; sie nahm das hin, wie etwas Allbekanntes, längst Abgemachtes und sagte nur: kommen Sie nach der Probe zu mir; ist er in die Wälder gerannt, so sehen wir ihn heute nicht mehr wieder; wir haben den ganzen Nachmittag ungestört für uns. — Ich versprach zu kommen.

III.

Glückseelige Biegsamkeit der Jugend, wo der Eindruck des Augenblickes mit seiner Lockung zur Lebenslust, mit seinen Freudenklängen noch so viel Macht ausübt, uns der Wehmuth, der Betrübniß zu entreißen und uns mit flüchtigen Blüthen zu krönen! War ich nicht, als Wiesenmeyer mich verließ, niedergeschlagen, fast unglücklich zurückgeblieben über die traurige Wahrnehmung, daß mein neuer Freund, den sie „das verrückte Genie" nannten, diesen Beinamen noch in einem ganz anderen Sinne verdienen dürfte, als er ursprünglich gemeint gewesen? Und vergaß ich nicht jetzt Mitleid, theilnehmende Besorgniß, ja sogar strenge Vorsätze, wo Regine mich zu sich bestellt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie erwarte mich, damit wir ungestört beisammen bleiben könnten? Verfolgte ich nicht den Fortgang der Probe mit Geduld, ohne mehr an Wiesenmeyer im fernen Walde, sondern nur um an mich in Regina's Gemach zu denken? Machte ich mir nicht selbst ein X für ein U, indem ich mir sagte, ein Verrath an dem Manne, den seine eigene Braut für halb wahnsinnig halte, sei kein Verrath? Und war ich nicht ebenso bereit, bei passender Gelegenheit meinen kleinen Verräther mit möglichster Grazie zu spielen, als

ich einige Stunden vorher entschlossen gewesen, lieber auf und davon zu laufen, anstatt Wiesenmeyers Vertrauen zu mißbrauchen. Glückseelige Jugendzeit, hab' ich gesagt? Unglückseelige, hätt' ich sagen sollen. Und doch, wer weiß?! Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen seit jenem ersten gewaltigen Ereigniß in meinem damals noch unerfahrenen Leben; die Laufbahn, welche ich voll von glänzenden Aussichten begann, hat mich durch Steppen und Irrwege dahin geführt, jetzt als reifer Mann, vor den Karren wandernder Truppen gespannt, gleich einem Lastthier zu keuchen; ich führe ein recht erbärmliches Dasein, um so erbärmlicher, weil ich Berechtigung und Ansprüche auf etwas Besseres in mir herumtrage; .... und dennoch, bei aller Dürftigkeit meiner Umgebung, bei allem Mangel, der mich mit Entbehrungen überhäuft, ... sobald ich lebhaft an jenen Nachmittag denke, erfüllt mich heute noch ein Gefühl, dessen Gemisch von Weh' und Wonne mich gar jugendlich auffrischt und mich, sei's auch nur auf kurze Stunden, der trockenen Gegenwart entrückt. Schöne Regine, was mag aus Dir geworden sein?

Sie verstand so leicht die letzten Reste meiner gewissenhaften Bedenklichkeit zu verscheuchen! Sie nahm, was wir gegen ihren Bräutigam verbrachen, so natürlich; sie gab, was sie gewährte, so anspruchs-

los; sie schilderte ihn und ihr Verhältniß zu ihm so unbefangen, ohne Bitterkeit gegen ihn, ohne Schonung für sich! Sie behauptete zuletzt, er wisse nicht, was Eifersucht sei. Und diese Behauptung, deren Richtigkeit ich anzufechten nicht unterließ, brachte uns ganz folgerecht auf des ungewöhnlichen Menschen inneren Zustand, welchen sie mir durch folgende Worte zu schildern und zu erklären versuchte: Wiesenmeyer gehört zu den vom Schicksal mit einem schwarzen Kreuz gezeichneten Schauspielern, die als Menschen hoch über ihren Leistungen stehen. Er will mehr, als er kann; strebt weiter, als seine physischen Mittel reichen. Daher die Spaltung des Urtheils über sein Spiel. Einige finden ihn groß, unerreichbar, Andere verworren, Viele langweilig. Schon sein Name ist eine Anomalie, und ich habe in unsern bessern Tagen oft mit ihm darüber gelacht; denn es fehlt ihm nicht an Stunden, wo sein sonst bitterer Humor die Sache von der lustigen Seite nimmt. Ich sagte ihm dann, daß er ein doppelter Mensch sei, im Leben, wie auf den Brettern; und dies sei ganz begreiflich, sagte ich, weil er Wiesenmeyer heiße. Meyer sei der prosaische Urname aller deutschen Philister, sogar Müller komme diesem nicht gleich. Bei Wiesen aber müsse man unwillkürlich an Frühling, bunte Blümchen, rauschende Bächlein, blaue

Vergißmeinnichte, zirpende Grillen und sammtgrünen Rasen denken. So steh' es denn, fuhr ich fort, auch mit seiner Kunst. Auf den ewig grünen Wiesen der Poesie suche er sich die herrlichsten Blüthen und Blumen zusammen, aber als ächter, eingefleischter und wissenschaftlich docirender Meyer behandle er die Sache botanisch, und anstatt mit schwellenden Kränzen geschmückt vor die Lampen zu treten, erscheine er als Professor und explicire sein getrocknetes Herbarium.

Ja, das thut er, Albert. Sie werden es erleben. Er ist ein Meister, doch dabei ein Pedant. Wollt' er mir doch seine Zergliederungssucht einimpfen und mich lehren, wie ich dem Publikum einzelne Staubfäden vorzuzählen hätte. Da kam er an die Unrechte! Ich weiß am Besten, daß oft am Besten gefällt, wovon ich mir selbst keine Rechenschaft geben kann, wie viel weniger den Narren da unten. Aus diesem Zerwürfniß seiner Absichten mit der Ausführung, aus diesem Zurückbleiben des Leibes hinter dem Geiste erklärt sich sein Berliner Mißlingen; und aus diesem wiederum seine wachsende Verrücktheit. Seitdem irgend ein bleichaussehender Bursche einmal nach ihm gefragt und ihn aufgesucht hat, ohne ihn zu finden, hat sich das Geistergrauen dazu gesellt, und dadurch ist er mir, ehrlich gesagt, unleidlich

geworden. Diese alberne Einbildung, diese kindische Furcht, an einem großen kräftigen Manne seines Schlages doppelt albern, haben mir meinen … Bräutigam, wenn es denn einmal so und nicht anders heißen soll, gewissermaßen unmöglich gemacht. Er weiß dies, und dennoch läßt er mich nicht los. Da bin ich denn, ich will es beschämt und ehrlich eingestehen, so weit gegangen, seine Narrheit zu fördern, indem ich ihn darin bestärkte. Nicht aus boshafter Lust daran, sondern aus verzeihlicher Unduldsamkeit gegen seine mich oft belästigende Gegenwart. Ich habe ihn bisweilen ahnen lassen, daß sein gespenstiger Unbekannter sich bei mir — in dämmeriger Dunkelstunde — nach ihm erkundiget habe. Eine solche Andeutung genügte jedesmal, ihn von mir zu vertreiben; denn merkwürdiger Weise fürchtet er sich nur in geschlossenen Räumen; im Freien niemals. Dort, behauptet er, hätte der Spuk keine Gewalt. Nun, so laufe er denn umher, wo er will; uns kommt es zu Statten.

So ungefähr sprach Regina Leblanc, wenn sie mit mir allein war. Aber ich muß es ihr zur Ehre nachrühmen, in Wiesenmeyers Gegenwart setzte sie sich auch weiter nicht in Unkosten, anders zu sprechen. Das heißt, es klang anders, was sie redete, sobald wir zu Dreien beisammen saßen, doch der Sinn ihrer

Reden glich dem der obigen. Ich wenigstens hörte das heraus. Ob auch Er, den es zunächst berührte, das hab' ich niemals ganz ergründen können; wie ich auch durchaus nicht in's Klare darüber gekommen bin, ob Regina Recht hatte, wenn sie behauptete, Wiesenmeyer wisse nicht, was Eifersucht sei, und dieses Flebile fehle gänzlich im Orgelbau seines inneren Menschen; oder ob ich richtig sah, wenn ich ihn bisweilen auf einem wilden, mich gleichsam durchbohrenden Seitenblicke zu ertappen meinte, der mir, so rasch er vorüber ging, nichts Gutes zu verheißen schien. Eines ist gewiß: ich spielte die schlechteste Rolle in unserm dreipersonigen Intriguenstücke, denn ich war falsch gegen meinen Freund und Lehrer; ich heuchelte, — ja ich empfand Dankbarkeit für ihn — und verrieth ihn deshalb nicht minder.

Meine Debüts waren glücklich vorüber gegangen. Ich hatte reichen Beifall gefunden, und dieser Beifall wirkte auf Reginens Wohlwollen für mich lebhaft ein. Die Theilnahme, welche das Publikum, besonders die weibliche Hälfte desselben, mir gönnte, steigerte die ihrige für mich. Auch Wiesenmeyer wurde davon ergriffen, nur daß die Wirkung sich auf entgegengesetzte Weise zeigte. In dem Maße, wie sich das Urtheil der Zuschauer immer günstiger über mich gestaltete, sprach sich das seinige immer

schroffer und strenger aus. Anfänglich that ich meiner verletzten Eitelkeit Gewalt an, trug seine Härte, die bisweilen Ungerechtigkeit wurde, um der guten Lehren Willen, welche er mit seinem Tadel stets verband. Doch nach und nach empörte sich mein eitles Selbstgefühl und führte endlich einen entschiedenen Bruch zwischen ihm und mir herbei, der so heftig war, daß sogar seine Gespensterfurcht ihn nicht abhielt, mir die Thür zu weisen und unserem Zusammenwohnen ein Ende zu machen. Natürlich mußte nun auch mein Umgang mit seiner Braut scheinbar aufhören; sie und ich, wir mußten uns vor den Leuten anstellen und vor ihm, als wären auch wir getrennt. Ich brauche wohl nicht erst anzudeuten, daß mein Verhältniß mit Reginen dadurch erst recht gewaltig wurde!? Was bis dahin auf bequemen Wegen, ohne Gefahr und Mühe sich uns von selbst dargeboten hatte, konnte jetzt nur heimlich, durch allerlei List und Betrug erreicht werden. Ursache genug, diese Verbindung wie mit neuen Reizen ausgeschmückt erscheinen zu lassen! Wir setzten einen gewissen Stolz darein, unser Schauspielertalent auf dies Verhältniß zu übertragen: Regine sowohl, wie ich gaben uns alle Mühe, sämmtliche Mitglieder unserer Truppe wähnen zu machen, es habe jener Riß, der meine Freundschaft zu Wiesenmeyer trennte,

auch seiner Braut Wohlwollen mir entzogen. Wir behandelten uns vor Zeugen fremd, kalt, feindseelig und lachten später bei heimlichen Zusammenkünften über die blinde Leichtgläubigkeit unserer Collegen. Damals war ich selbst blind und leichtgläubig genug, — denn beides wird man unter dem Einflusse mächtiger Leidenschaft — mich überzeugt zu halten, daß Wiesenmeyer sich täuschen lasse, wie alle Uebrigen. Heute glaub' ich das nicht mehr, fürchte sogar, und trage die Erinnerung daran wie eine ewig brennende Wunde in meinem Herzen mit mir umher, daß Reginens Treulosigkeit und mein leichtsinniger Undank viel dazu beitrugen, ihn völlig verrückt zu machen. Einzelne Ausbrüche von wirklichem Wahnsinn thaten sich schon bisweilen kund, wurden jedoch immer noch für Regungen eines tollen, übermüthigen Humors gehalten und als solche entschuldiget. Als wir zum Beispiel die Stadt, in welcher ich diese für mein ganzes Leben wichtige Bekanntschaft gemacht, verließen und wir sämmtlich unsere, von der Direction gelieferten Reisewagen bestiegen, kam plötzlich Wiesenmeyer in einer eleganten Kutsche, die er auf eigene Kosten für sich allein gemiethet, rasselnd über den großen Platz gefahren. Doch er saß nicht darin. Den inneren Raum nahm sein Gepäck, in wildester Unordnung durcheinander geworfen, ein. Er selbst

stand auf dem hinteren Kofferbrettchen wie sein eigener Diener oder Kammer-Mohr; denn er hatte sich das Gesicht schwarz angestrichen, trug Othello's phantastischen Turban, schwang einen krummen Säbel über seinem Haupte und schrie aus voller Kehle nach allen halbgeöffneten Fenstern hinauf: Adieu, bornirtes Publikum!

Diese Verachtung gegen Diejenigen, von denen endlich des Schauspielers Schicksal, mehr als das jedes andern Künstlers, abhängt, nahm täglich bei ihm zu. Bisweilen sprach er sie während der Darstellungen pantomimisch, auch wohl durch laute Worte aus, indem er, bei lärmenden Beifallsbezeigungen geringschätzend die Achseln zuckte oder plaudernden Damen in die Loge hinein Stillschweigen gebot. Einmal hörten ihn Diejenigen, welche der Bühne zunächst standen, vernehmlich sagen: wenn die Gänse schnattern wollen, sollen sie in ihrem Stalle bleiben! Da es aber eine als unerträgliche Schwätzerin wenig beliebte Dame traf, so ging auch dieses freche Wort ungeahndet hin.

Was ich mir und Reginen nicht zu verzeihen, wofür ich keine Entschuldigung — auch in unserer wilden Liebe nicht — auszufinden vermag, ist die selbstsüchtige Herzlosigkeit, die wir uns zu Schulden kommen ließen, als wir einen jungen, kränklich aus-

sehenden Burschen auftrieben, den wir veranlaßten, mit wichtigen und geheimnißvollen Mienen an verschiedenen Orten, hauptsächlich in seiner Wohnung, nach dem grausam Getäuschten zu fragen; wodurch begreiflicherweise sein Zustand nur verschlimmert werden konnte. Es war eine jener finsteren Thaten, die man gering anschlägt, so lange aufgeregte Sinne unser besseres Gefühl beherrschen, die erst dann ihre finstere, traurige Bedeutung erhalten, wenn sie hinter uns liegen; wenn sie eingetragen stehen in unser Schuldbuch mit schwarzer, unverlöschlicher Schrift. Freilich war mein Antheil daran der geringere; — aber schon daß ich sie nur geschehen ließ, nagt an meinem Gewissen. — Nun, ich bin bestraft genug: ich bin ein alter, armer, umherziehender Schauspieler und habe die Aussicht noch lange zu leben. Damit ist Alles ausgesprochen.

IV.

Die Aufführung des Othello rückte heran. Wiesenmeyer, welcher dies ungeheure Werk nach der Uebersetzung des jüngeren Voß für die modernen Bretter „einzurichten" versucht und dabei — (während ich noch mit ihm wohnte) — unzählige Male gestöhnt hatte:

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt sie einzurichten kam!"

war, wie er selbst eingestand, seit Jahren damit beschäftiget gewesen, den Jago zu durchdenken und diesen Erzbösewicht zu seinem Studium zu machen. Mir war damals Othello zugedacht, gegen den ich mich zu wehren suchte, weil ich ja doch eigentlich mehr Liebhaber, als Held war und mir nicht physische Kraft genug für des Mauren oder Mohren rasende Ausbrüche zutraute. Meine Weigerungen waren unwirksam geblieben; ich hatte die gefürchtete Rolle im Hause behalten müssen, trotz aller Bitten. Deshalb auch war es mir schon höchst auffällig gewesen, bei dem oben erwähnten Narrenstreiche Wiesenmeyers, diesen in Othello's Kostüm und Farbe hinten auf dem Wagen zu erblicken. Ich folgerte daraus einen wahrscheinlichen Wechsel in der Rollenbesetzung; und ich hatte mich nicht getäuscht, denn am Tage nach unserer Ankunft im nächsten Theater-Orte wurde mir meine Last abgenommen; der Diener, der die Rolle einforderte, vertraute mir, was er als Vertrauter der Direction wußte, daß es einen großen Auftritt zwischen Wiesenmeyer und dem Unternehmer gegeben, daß Ersterer mit aller Gewalt darauf bestehe, den Othello zu spielen; daß Letzterer, so schwer ihm das Lernen falle, den Jago übernehmen müsse; und daß mir der Cassio zugetheilt sei. Unter andern Verhältnissen hätt' ich mir, eitel wie ich be-

reits gemacht worden war, dergleichen Willkürlichkeiten schwerlich gefallen lassen. Hier machte ich keine Umstände, weil ich mich im Stillen freute, einer Aufgabe ledig zu werden, der ich mich nicht gewachsen fühlte, und ich steckte meinen Cassio sonder Widerspruch ein.

Je mehr wir uns der ersten Theaterprobe näherten, desto ernster und nachdenklicher benahm sich die sonst immer fröhliche Regina. Von ihrer oft bis zur Ausgelassenheit steigenden Lebenslust zeigte sich kein Merkmal mehr an ihr. Auch vermied sie, was sie stets ebenso eifrig gewünscht, als sinnreich befördert hatte: die heimlichen Zusammenkünfte mit mir. Auf meine deshalb an sie gerichteten Vorschläge pflegte sie zu erwiedern: „jetzt nicht! ich bin verstimmt, unwohl . . die Desdemona mit ihrer Tugend genirt mich; warten wir den Othello ab.“

Ich bin heute nicht mehr im Stande genau anzugeben, was ich mir bei jenen seltsamen Worten eigentlich gedacht habe? Es ist länger als ein Vierteljahrhundert, daß sie aus schönem Munde an mein Ohr schlugen; doch daß mich jedesmal, wenn ich sie leise flüstern hörte, ein ahnungsvolles Grauen beschlich, und daß ich dann sogleich von meinen zudringlichen Bitten abstand, das weiß ich noch sehr wohl.

Die Aufführung gerieth, trotz ausnahmsweise fleißiger Proben, nur mittelmäßig. Und wenn wir Alle, jeder auf seinem Platze, weit hinter Shakspeare's gewaltiger Zeichnung zurückblieben, so war es doch hauptsächlich der Held des Drama's, dem es an frischer Farbe fehlte. So in sich hinein gewendet; so nur mit der innern poetischen Wahrheit beschäftiget, ohne Rücksicht auf die Gestaltung nach außen hatte ich Wiesenmeyer noch niemals spielen sehen. Während wir, die wir vom Handwerk sind, mit bewundernder Verwunderung die unzählbaren Feinheiten seiner geistvollen Zergliederung verfolgten, bekamen die Zuschauer nichts Ganzes; Niemand konnte durch zerrissene Sätze, durch isolirte Effecte erwärmt werden. Einzig und allein Regine — wenn ich meine Rauschscene abrechne, die mir gelang — brachte Wirkung hervor. Sie rührte zu Thränen, und auch ich, als sie mit Emilien sprach, glaubte an ihre Unschuld; ich vergaß, daß Cassio und ich eine Person waren.

Sämmtlichen Mitgliedern der Bühne fiel die außerordentliche Veränderung auf, welche gegen den Schluß der Tragödie mit Wiesenmeyer vorging, und den aufmerksameren unter den Zuhörern konnte sie auch nicht verborgen bleiben. Von dem Augenblicke an, wo die herzzerreißenden Klagen über Des-

demonens Ermordung beginnen, entströmten seiner Brust so naturgetreue, jammervolle Töne, daß jedes Herz davon ergriffen werden mußte. Es war nicht mehr derselbe Mensch, der in vorhergehenden Auftritten die Resultate tiefen Studiums mehr künstlich, als künstlerisch zur Schau gestellt; es war ein von der Uebermacht der Situation fortgestürmter Unglücklicher, dessen Jammer in Thränenströmen hervorbrach. Die Kälte, welche bis dahin im übervollen Hause vorgewaltet und nur einen von ruhiger Achtung für Verstand und Fleiß abgedrungenen Erfolg gestattet hatte, schlug auf einmal in wirkliche Begeisterung um. Nach den Worten: „O Desdemona, Desdemona — todt?" erhob sich ein lange fortdauerndes Jauchzen des Beifalls, welches, wie mir schien, nur deshalb ein Ende nahm, weil Diejenigen, die es ausstießen, sich die Augen trocknen mußten. Noch bewunderungswürdiger war die letzte Rede, die Reinheit des Tones, die Klarheit der auseinandersetzenden Sonderung, die vorbereitenden Uebergänge bis zu dem versöhnenden: „und traf ihn, so!" — Niemals hatte man die Spitze eines Theaterdolches mit ähnlicher Sicherheit auf die eigene Brust führen gesehn, niemals die Todesworte eines auf den Brettern Sterbenden mit ähnlicher Wahrheit verhallen hören.

Der Vorhang fiel. Hunderte von Stimmen riefen nach Othello! Doch Othello erhob sich nicht. Er schwamm in seinem Blute. Er war wirklich todt.

Alles stürzte durcheinander, schrie, klagte, rief nach Aerzten .... mich trieb eine dumpfe Angst zu Desdemona's Lager. Zitternd schlug ich die Vorhänge zurück ... Auch Regina ...

Ich kann heute nicht weiter schreiben. — — Es ist niemals aufgeklärt worden, wie es möglich gewesen, daß die Unglückliche, schon mit dem Tode von seiner Hand ringend, noch im Stande war, die Schlußworte ihrer Rolle richtig zu bringen; daß sie nicht, als sein Dolch sie durchbohrte, sich zur Wehr gesetzt, Beistand aufrufend. Ich sage, dies ist nicht aufgeklärt worden, vor Gerichten nicht; vor der schwatzenden Welt nicht.

Für mich, den — wenn auch nicht vor Menschen Angeklagten, doch vor Gott Mitschuldigen, blieb die Lösung des scheinbaren Räthsels nicht schwer. Sie wußte, daß sie sterben würde. Sie wußte es, seit der Stunde, wo ihr Bräutigam auf dem Rollenwechsel bestand. Sie unterwarf sich in Demuth der Sühne für Alles, was sie an ihm verbrochen.

Aber ich? — — —

Ophelia und der Student aus Wittenberg.

(Bruchstück aus den Papieren des verstorbenen Schauspielers Wiesenmeyer.)

(1828.)

Ich mußte lange Straß' auf Straß' ab in dem großen Berlin hin und her suchen, bis ich endlich eine Wohnung fand, deren äußere Lage und innere Einrichtung meinen Wünschen einigermaßen entsprechend schien. Ich würde noch gezögert haben, hätte nicht die Anmuth und Freundlichkeit der jungen Frau, welche mit den Zimmern zugleich mir Wartung und Pflege darbot, entschieden. Meine Habseeligkeiten waren aus dem Gasthofe bald in die neue Heimath gebracht; kaum daß ich sie einigermaßen geordnet hatte, eilte ich zum Professor * * * *, denn die Theestunde hatte längst geschlagen.

Die Gesellschaft war groß und glänzend. Ich wußte nun, daß ich in der Residenz sei. Doch fühlt' ich mich nicht verlegen, weil Jeder sich frei bewegte,

als wären die Uebrigen nur dann zugegen, wenn er mit Einem von ihnen reden wollte. Da ich ganz fremd war, und weder Wirth, noch Wirthin Zeit fanden, sich besonders um mich zu bekümmern, so konnte ich meinen stillen Beobachtungen nachhängen, was mir sehr zusagte.

Spät erst erschien eine Dame, welche mir bekannt aussah, ohne daß ich mich besinnen konnte, woher? Sie ward mit allgemeiner Achtung empfangen und nahm ihren Platz auf dem Sopha. Ich stand ihr gegenüber, von ihrem Anblick zauberisch ergriffen. Sie war von hoher Gestalt, feinem Bau, edlen Zügen, sehr bleich und ernst. Ganz schwarz gekleidet, stimmte die Trauer ihres Angesichts und die Ruhe ihrer Bewegungen mit solcher Kleidung überein. Man nannte sie gnädige Frau. Mehrere junge Herren von der Gesellschaft, die ich um den Namen der interessanten Dame fragte, wußten mir nur zu sagen, daß sie eine Fremde sei mit ausländischem Namen, der ihnen wieder entfallen.

Die Stunde zum Aufbruch war schneller gekommen, als ich es gewünscht hätte, denn ich konnte nicht müde werden, die Namenlose anzuschauen. Vorzüglich seitdem ich zu bemerken glaubte, daß sie meine Aufmerksamkeit nicht unerwiedert lasse. Dennoch hatten ihre Augen etwas Unsicheres, Schwankendes,

ich möchte sagen, Unheimliches. Jeder Augenblick vermehrte meine Spannung. Es war doch Zeit aufzubrechen.

Als im Vorzimmer die lachenden Frauen und Mädchen nach ihren Mänteln suchten, war meine ernste Fremde schon verschwunden. Ich folgte ihr, so schnell ich immer konnte. Ein Diener, nicht in Livree, sondern schwarz gekleidet, empfing sie an der Hausthür und führte sie an den Wagen. Von den schwachen Strahlen der Hauslaterne matt beleuchtet, sah ich sie die Augen noch einmal nach mir wenden; da wollte ich den Muth fassen näher zu treten — die Laternenflamme verlöschte — tiefe Nacht umgab mich — die Straße war in Finsterniß, der Himmel schien in dicke Wolken verhüllt — nicht ein Licht schimmerte — und schon rasselte der Wagen fort. Ich starrte ihm nach, — jetzt bog er um ein fernes Eckhaus, von dessen Fenster Lichtschein leuchtete, — ich habe mich nicht getäuscht: es war ein Leichenwagen, — der Sarg stand oben auf.

Es überlief mich kalt. Ich wollte mich in meinen Radmantel hüllen, aber die Hände versagten ihren Dienst.

Unterdessen war die übrige Gesellschaft herabgekommen. Einige bestiegen ihre Kutschen; Andere gingen; ich schloß mich einigen jungen Männern an,

die den Weg dahinaus nahmen, wo meine Unbekannte verschwunden war. Tausend Mal wollt' ich zu sprechen beginnen, und immer schnürte mir eine peinliche Angst die Kehle zusammen.

Man schien mich kaum bemerkt zu haben, denn es erhob sich folgendes Gespräch:

Habt ihr wohl gesehen, daß die Schwarze heute ihre Augen in den Ankömmling bohrte?

Freilich, der schüchterne Provinzjüngling wußte nicht, woran er war.

Ja, sie ist eine arge Kokette!

Aber daß sie schön ist und interessant, kann ihr Niemand nehmen.

Die Straßen kreuzten sich. Meinen Weg mühsam suchend blieb ich allein und hätte mich im Finstern bald verlaufen.

Meine freundliche Wirthin hatte ihren neuen Miether gütig erwartet. Ehe es mir noch gelungen war, den Nachtwächter, von dem ich schon in meiner Heimath vernommen, daß er für viele Häuser in der Residenz den Portier abgebe, herbeizuschreien, war sie mit einer Nachtlampe an der kleinen Hausthür, und in ihrer Nähe fühlte ich mich gleich ruhiger. Doch war der Sturm in meinem Innern zu heftig gewesen, als daß die Nachwehen desselben ihr hätten verborgen bleiben können. Nachdem wir in

mein Zimmer eingetreten waren, fragte sie mit treuherzigem Tone, was mir fehle, und ob ich Etwas bedürfe? Ich lehnte Alles ab und erbat mir nur Erlaubniß, mich noch ein Viertelstündchen mit ihr unterhalten zu dürfen, weil ich durch die Erlebnisse des vergangenen Abends zu aufgeregt sei, um auf baldigen Schlaf zu hoffen. Sie ergriff die Gelegenheit, mich in ihre Schicksale einzuweihen, wie eine dankbare Schwätzerin, welche glücklich ist, einen wehrlosen Hörer zu finden. Sie erzählte mir — und dabei vergoß sie herzliche Thränen — wie der Tod ihres Mannes, den sie aufrichtig geliebt, sie in traurige Lage versetzt, und wie sie nun in ihrer Noth dazu gegriffen habe, einen Theil ihrer Wohnung an einzelne Herren zu vermiethen. Ehe wir auf dieses Resultat gelangten, wurden lange Einleitungen nöthig, die mich, da sie auch ein Wenig langweilig waren, mir selbst wiedergaben. Die Gute verließ mich erst, nachdem wiederholtes Gähnen meinerseits ihr die Versicherung gegeben, daß meine Unruhe sich gelegt habe. Ich fand mich nun selbst wieder. Ich sagte mir, daß ich thöricht gewesen sei. Die Fremde wurde wieder zu einer großäugigen Schönheit, welche wohl daran thäte, einen soupçon feines Roth auf ihre Wangen zu streichen; ihr Wagen zu einem englischen Roller von phantastischer Form. Ich ver-

spottete mich selbst sammt meiner Vision und entschlief, indem ich, Namens der gesammten Residenz, über den aus Wittenberg gebürtigen Studiosus lachte, der im Centrum deutscher Aufklärung Gespenster hatte sehen wollen.

II.

Die Sonne am Himmel, der Kaffe auf dem Tische und die Wirthin vor meinem Bette, ein Briefchen in der Hand.

Man wartet nicht auf Antwort, sagte sie erröthend, da ich die Augen aufschlug, und schlüpfte hinaus.

Das Briefchen enthielt Nichts als die drei Worte: „Heute im Opernhause!"

Dort würd' ich ohnedies nicht gefehlt haben, rief ich aus und sprang auf, im trunkenen Muthe eines hoffenden Jünglings, dem zum ersten Male in seinem Leben Schriftzüge von schöner Hand den Pfad nach einem Blüthenhaine andeuten, wohin er schon so lange sich sehnte. Daß Sie, die Fremde, Räthselhafte, für mich mit geheimnißvollem Zauber Umwobene solcher entzückenden Zeile Schreiberin sein müsse, durft' ich für sicher annehmen.

Wie lachend dünkte mich heute der Anblick dieser großen Stadt, die ich gestern nur als kalte, stolze

Steinmasse betrachtet und von deren breiter Pracht ich mich zu Boden gedrückt gefühlt hatte! Bei all' dem schlich der Tag langsam dahin. Eine Kette von pflichtmäßig abzustattenden Besuchen war nicht geeignet, ihn kürzer zu machen. Dennoch nahm ich bei einem dieser Besuche, wo ich einen dringenden Empfehlungsbrief an den reichen und geachteten Bankier N. abzugeben hatte; die Einladung für einen Ball an, der heute Abend Statt finden sollte. Man fand es ganz in der Ordnung, daß ich erst nach Beendigung der Oper erscheinen zu dürfen bat.

Der Abend kam endlich auch heran und mit ihm der Beginn dieser heiß ersehnten theatralischen Vorstellung.

Wie schweiften meine Augen im Saale umher, die Ersehnte zu suchen! Vergebens. Oft glaubt' ich sie gefunden zu haben, immer sah ich mich getäuscht; und als ich endlich, durch scheinbare Aehnlichkeiten betrogen, die Züge ihres Angesichtes mir in der Erinnerung klar veranschaulichen wollte, ergab sich, daß ich dieses gar nicht vermochte, und daß ich ein Antlitz, welches mich so sehr eingenommen, an welches ich mich schon gefesselt wähnte, aus meinem inneren Auge bereits wieder verloren hatte. Die einzelnen Theile, die meiner Einbildungskraft etwa noch zu Gebote standen, verwischten sich augenblick=

lich, wurden undeutlich, ehe ich sie fest halten konnte, gingen in fremde willkürliche Bilder über und verzerrten sich endlich zu häßlichen, ja fürchterlichen Fratzen. Ich drückte mich betrübt in meinen Sperrsitz und gab es auf, die ersehnte Unbekannte, die ich in mir nicht mehr wieder fand, außer mir zu entdecken.

Oft hatte ich der Aufführung des Don Juan beigewohnt, öfter noch die Oper am Claviere durchgespielt, immer mit Begeisterung und dilettantischer Gluth für Mozart's Composition. Heute jedoch fühlte ich ganz andere Dinge; neue Akkorde wurden in meiner Seele angeschlagen.

Gleich die erste Scene zwischen Juan und Anna machte mir einen bis dahin unbekannten Eindruck. Stets hatte ich das innigste Mitleid für Anna, den strengsten Abscheu gegen ihrer jungfräulichen Ehre frechen Beleidiger gehegt. Heute gesellte sich diesen Empfindungen eine frivole Theilnahme für Juan bei, . . . ich erschrak vor mir selbst; um so mehr, weil ich in der Sängerin, welche Donna Anna darstellte, einige Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten wahrzunehmen meinte? Diese Täuschung verschwand sogleich, als Elvira auftrat, die ich wirklich für Jene hielt und schon mit Augen der Liebe anzustarren begann, bis Zerlinens Erscheinung mich mir selbst wie-

dergab und mich auf das Geständniß zurückführte, daß heute jedwedes schöne Weib mich an die Eine mahne.

Mit jeder Scene, mit jedem Tone wuchs das Beunruhigende meines Zustandes. Es wurden Regungen in mir wach, die bisher, noch schlummernd, auf mein Wünschen und Wollen wenig Einfluß geübt; der Anblick aller weiblichen Gestalten — vorzüglich jener auf der Bühne — wurde mir verführerisch; aus dem schüchternen, bescheidenen Jüngling war ein — ein Anderer geworden!

Als endlich Juan, — (dieser wurde, wunderlich genug, von einem Schauspieler gegeben, der mit ungebildeter Stimme als Naturalist singend, musikalischen Anforderungen kaum genügte; meine Nachbarn rühmten ihn als Hamlet) — als endlich Juan von Wein und Wollust trunken in den Höllenrachen taumelte, wo die tanzenden Furien sich seiner bemächtigten, that der Darsteller einen gefährlichen Fall. Gemurmel besorgter Theilnahme ging durch den Saal. Aus dem Hintergrunde einer großen Loge ward der gellende Schrei des Schreckens gehört; - ich richtete meine Blicke dort hin, ... diesmal war es keine Täuschung: ich erblickte die Fremde, gekleidet wie gestern. Der Vorhang fiel. Ich stand auf, die Augen auf Sie gerichtet; die

ihrigen glüheten mir aus der Ferne entgegen; das Lächeln seeligster Verzückung spielte um ihren Mund. Sie nickte mir zu und verschwand im Gedränge. An Wiederfinden war jetzt nicht mehr zu denken. Mit Mühe erreichte ich meinen Wagen und eilte in nie empfundener Sehnsucht und Erwartung dem Balle zu.

Sie dort nicht zu finden, darauf war ich dennoch eher gefaßt. Aber ich wollte fast verzweifeln, auch nicht Einen aus der gestrigen Gesellschaft zu erblikken. Meine Neugier war auf's Höchste gespannt. Ich wollte erfahren, wer sie sei? Ich wollte es um jeden Preis erfahren. Vergebens knüpfte ich zudringlicher Weise mit Unbekannten Gespräche an, es war nicht möglich, auf die rechte Bahn zu gelangen. Auch hatte ich am Ende zu wenig Mittel, den Gegenstand, über welchen ich Aufklärung suchte, näher zu bezeichnen. So ließ ich mich denn im bunten Strudel umhertreiben, und es schwindelte mir fast, da ich selbst nicht tanzte, vom Anblick so vieler sich drehenden Paare.

Neues Leben wurde hervorgerufen durch die verspätete Ankunft der Sängerinnen, die man heute auf der Bühne bewundert hatte. Sie erregten die Aufmerksamkeit der Männer, besonders der älteren, und den Neid der Frauen, — besonders der jüngeren.

Auch jetzt ließ ich mich wieder täuschen, indem ich bald in der Einen, bald in der Andern die Ersehnte zu finden wähnte. Und dennoch war bei schärferer Beobachtung keine Spur von Aehnlichkeit zu entdecken.

Welch' ein Abend! Dieses ungeduldige Harren, dieser Unmuth über fehlgeschlagene Erwartung, diese Gluth dunkelster Träume und Begierden! Ich hätte mich verzehren können in Sehnsucht!

Jetzt auf einmal — unbegreiflich, daß ich seiner nicht längst ansichtig geworden — erblickte ich den Professor. Ich stürzte auf ihn zu, hing mich an seinen Arm. Er mochte nicht wenig verwundert sein über die Dreistigkeit des Studenten aus der Provinz; aber doch blieb er freundlich. Auf meine stürmischen Fragen nach Ihr sah er mich ernst und durchdringend an und sagte: träumen Sie von einer Dame in schwarzen Kleidern, die gestern Abend sich später als die übrige Gesellschaft eingestellt habe Ich kann mich auf keine besinnen, auf welche Ihre Schilderung passend sei. Wer weiß, was Ihnen im Kopfe steckt? Die Schönheit, die Sie suchen, scheint allen jungen Weibern eigen. Der ungewohnte Anblick reizender Residenz-Toiletten hat Sie verblendet. Nehmen Sie sich nur in Acht!

Ich stand wieder allein und verlassen im Tumulte des Balles.

Mitternacht war vorüber, ich stahl mich unbemerkt davon.

III.

Der Schlaf ist mein treuer Freund. Selbst den tief Bewegten, Unruhigen hat er nie verlassen, und zahllose Qualen des Schülerlebens hat er gütig gelindert. So senkte er denn auch diesmal sein weiches Gefieder auf mein heißes Haupt und brachte mir vielerlei süße Träume mit, deren Seeligkeit ich schlafend sogar genoß.

Ich mochte eine Stunde geschlummert haben, als mit aller Macht an die Hausthüre geschlagen wurde. Meine Wirthin kam — in der Voraussetzung, daß ich fest schliefe — aus ihrem Hinterstübchen in mein Zimmer geschlichen und fragte durch's Fenster hinab, wem es gelte?

Die von der Gasse herauf gegebene Antwort blieb mir unverständlich.

Meine Wirthin schien sie wohl verstanden zu haben. Sie ging leise, wie sie gekommen, in ihr Gemach zurück, wo ich sie laut und inbrünstig beten hörte.

Die Leute unten in der Gasse redeten halblaut unter einander, doch nur einzelne bedenkliche Worte

erreichten mein Ohr. Endlich wurden sie unruhig; sie riefen den Wächter herbei, dessen schweren schleppenden Tritt ich deutlich vernahm, und der ihnen nach allerlei Hin= und Hermurmeln das Haus öffnete. Jetzt folgten wieder einige stille Augenblicke. Bald aber schallten derbe Männerschritte über die Stiegen, und die Klingel zu unserer Wohnung wurde heftig gezogen.

Meine Wirthin betete immer lauter. Erst beim dritten Glockenzuge hörte ich sie rasch aufspringen und den Himmel um Beistand anflehen. Nachdem sie sich also ermuthigt, ging sie, die Flurthüre zu öffnen. Ich weiß jetzt selbst nicht, was mich abhalten konnte, ihr zu Hülfe zu eilen? Von schwerer Bangigkeit übermannt lag ich unbeweglich und lauschte auf die Worte der nächtlichen Gäste.

Wir kommen — sprach einer jener Männer — wir kommen, die Leiche abzuholen, die auf den *** Kirchhof gebracht werden soll.

Meine Wirthin entgegnete mit starker Stimme, aus deren scheinbarer Fassung doch ein Todesgrauen bebte: hier liegt keine Leiche!

Freilich; der junge Student aus Wittenberg; Hamlet ist sein Name.

Der junge Mann, der bei mir wohnt, heißt Wiesenmeyer und ist am Leben.

Er ist doch aus Wittenberg!

Aber er lebt.

Wir sind gesendet, ihn abzuholen. Mit dieser entschiedenen Aeußerung traten die vermummten Männer ein. Ich hörte deutlich, wie sie die Wirthin zur Seite drängten. Bei ihrem Anblick sank ich halbohnmächtig zurück, denn durch die schwarzen Flöre, welche ihre Gesichter verhüllten, meinte ich den Professor, den Acteur, der den Don Juan gespielt, andere Physiognomieen aus der Abendgesellschaft zu errathen.

Sie hoben mich auf, trugen mich bei der weinenden Wirthin vorbei, über die Treppen hinab, legten mich unten in einen Sarg und bewegten sich nun langsam mit mir fort.

Meine Pulse stockten.

IV.

Wir langten so vor dem Friedhofe an, dessen Pforten sich klirrend öffneten.

Der Sarg, worin ich lag, wurde, ohne daß man sich weiter um mich bekümmert hätte, auf ein Grab gesetzt. Der Deckel war herabgefallen. Jeder meiner Träger schien seinen Geschäften nachzugehen. Mich zu erheben vermochte ich nicht; bleierne Schwere lähmte meine Glieder. Dennoch sah ich

genau, was um mich her geschah, denn der Mond beleuchtete deutlich, wenn auch matt, die gespenstige Scene.

Meine Aufmerksamkeit richtete sich vorzüglich auf einen Mann, der zwar gekrümmt, aber festen Schrittes von einem Grabstein zum andern ging, die Inschriften sorgsam lesend. Ihm folgte eine Jungfrau, mehrere alte Folianten und Chroniken tragend, die sie dem Forscher von Zeit zu Zeit darreichte, und worin dieser emsig blätterte. Wenn er eine Weile ganz und gar in dieselben vertieft gewesen, richtete er das Haupt in die Höhe, als wollte er sein edles Angesicht im Nachtthau baden.

In seinen Zügen schien sich der Geist, welcher die ganze Natur beseelt, wiederzuspiegeln; sein unbeschreiblich schönes Auge leuchtete wunderbar.

Was mich am meisten in Erstaunen setzte, war, daß er ohne fremde Beihülfe einen Leichenstein nach dem andern aus dem Erdboden hob und sodann diese wichtigen Zeugen bemooseter Vergangenheit auf freien Armen davon trug. Er hatte bereits ein Gebäude aufgeführt, welches mir unverständlich und zwecklos erschien, dessen Bedeutung ich jedoch später wohl erkennen sollte. Dieser Mann ward Meister Ludwig genannt.

In einiger Entfernung sah ich auf schlichtem

Gerüst, der Form nach einem Throne nicht unähnlich, einen andern Mann sitzen, der mit schwerem Ernste in die Betrachtung von Welt und Zeit versenkt schien. Ein Kreis von Schülern stand um ihn her, an seinen Winken hängend, ihnen gehorsam. Mehrere derselben waren bemüht, jenes steinerne Gebäu in seinen Grundfesten zu erschüttern, und, wenn es gelang, diesen oder jenen Stein zum Weichen zu bringen, so eilten sie, ihren Lehrer davon in Kenntniß zu setzen, der in unbefangener Würde mit dem Kopfe nickte oder schüttelte, ohne sich in den Lärm zu mischen, noch sich sonderlich daran zu erfreuen.

Ich hatte bei diesem Anblick so viel zu denken, und mein Geist war so sehr zwischen beiden wichtigen Erscheinungen getheilt, daß ich nicht nur meine bedenkliche Lage, sondern sogar meine Unbekannte vergaß, mit welcher doch dieses Abenteuer gewiß in Verbindung stand. Die Welt des Wunderbaren war mir so nahe gerückt worden, oder ich vielmehr ihr, daß ich schon über Nichts mehr staunte und jene alte Behauptung bestätiget fühlte: nur im gewöhnlichen Leben könne das Grauen der Gespensterfurcht mächtig wirken; einmal unseren alltäglichen Verhältnissen entnommen, sei Nichts mehr erstaunlich und überhaupt Nichts ein Wunder, wie Alles!

Das Maß der Zeit war für mich auch verschwunden; ich wußte nicht, ob Minuten oder Jahre vergingen.

Aber ebenso hatten jene Leute, welche mich auf den Kirchhof getragen, für mich die bestimmte Form verloren. Ihre Gestalten gingen in einander über. Vor allen der Darsteller des Don Juan zeigte sich einer Auflösung aus dem Körperlichen ins Unbestimmte, Nebelhafte ganz nahe. Er schwebte vor mir, mehr als daß er ging; unsere Blicke begegneten sich. Jene bangen, begehrenden Empfindungen, die ich während der Aufführung der Oper gespürt, kehrten gewaltiger zurück. Wie sie sich steigerten, wurde Don Juans Gestalt zitternder, dünner, luftiger, und zuletzt, nachdem ich einen sehnsüchtigen, heißbegehrenden Athemzug gethan, war sie verschwunden und wie in mich übergegangen. Aus Zweien war Einer geworden; ich mußte mir selbst gestehen, daß ich nun dieser Eine sei! Aber doch war ich nicht Don Juan. Ich war der stolze, unerbittliche, feurige Sieger, der in lustglühendem Uebermuthe Opfer auf Opfer häuft, um sich aus weiblichen Leichnamen den Scheiterhaufen zu thürmen, auf welchem die Flammen der untersten Hölle ihn verzehren sollen. Der war ich nicht. Ich war ein wohlunterrichteter, phlegmatischer Nordländer, auch erfahren in philosophischen

Systemen alter und neuer Welt; gewöhnt, über alle Dinge, wie über mich und meinen Zustand zu reflectiren, das Auge des Geistes in meines Wesens innere Tiefen zu richten. Da sah ich nun, wie ein Strom südlichen Blutes mir eingeimpft in blauen Adern rann und Gluthen hervorbrachte, die mit meinem sonstigen Wesen in entschiedenem Widerspruche standen. Ich war mir selbst ein Räthsel. Aber ich wußte, wie gesagt, daß ich ein Doppelter sei.

Diese Selbstbetrachtung und jenes kurz vorhergegangene Ereigniß, wodurch sie veranlaßt worden, hatte mich von allen übrigen Beobachtungen auf ein Weilchen abgelenkt. Ich hatte deshalb auch gar nicht bemerkt, daß meine Unbekannte auf ihrem Sargwagen angelangt sei. Jetzt näherte sie sich mir. Wie schlug mein Herz ihr entgegen! Nun blieb kein Zweifel: Es war Ophelia! Ob ich Hamlet sei, konnte ich noch nicht mit Gewißheit behaupten. Vergangenheit und Gegenwart, der Unterschied zwischen Beiden, alles dies war aufgehoben.

Sie reichte mir die Hand, als wollte sie mir sagen: finden wir uns endlich? Und ich erhob mich mit ungeheurer Anstrengung. Wir hatten uns so viel zu sagen. Die Ereignisse der letzteren Tage waren bald durchgesprochen, bis zu dem nächtlichen

Ueberfall in meinem Zimmer und die gewaltsame Entführung nach dem Friedhofe.

Wirst Du mir zürnen? fragte sie; ich wußte kein anderes Mittel.

Dir zürnen! rief ich zitternd aus; gebiete über mich und mein Leben. Ich bin nur Dein!

Sie sank nachgebend auf mein Lager, und ihr Herz schlug an dem meinigen.

Aber der Mond leuchtete heller, als vorher, und Aller Blicke waren auf uns gerichtet.

Besorgt schaute Ophelia um sich her. Der Professor, in der Nähe lauschend, trat herzu. Sie nannte ihn Väterchen. Nur zwei Worte ungestört mit meinem Freunde, sprach sie bittend, — und kaum hatte sie es ausgesprochen, als er, lächelnd und mit dem Zeigefinger drohend, vor uns trat und einen großen, blutrothen Schleier über uns breitete. Der Sarg, worin wir lagen, fing an, sich zu bewegen, wir sanken und sanken in ein offenes Grab; immer tiefer, immer tiefer; es schien grundlos. Der Schleier bildete über uns eine glühende Decke, durch welche kaum noch einige Kühle der Nachtluft drang.

Ophelia ergab sich mir mit feurigem Gefühl; sie ging auf in anmuthigster Sinnlichkeit. In diesen Augenblicken lag Hamlets Charakter (der ich ja selbst

sein sollte) so offen vor meinem Geiste, als Ophelia's reizende Fülle in meinen Armen.

Der Sieg der Liebe in eines feuchten Grabes Schooße dünkte mir die Vereinigung von Himmel und Erde. Je üppiger das neue, fremde, südliche Blut mir durch die Adern tobte, desto gewisser meinte ich, Gott und Teufel müßten sich in mir ebenso glühend umarmen, als glühend ich Ophelien umarmte.

V.

. . . . es war, wie wenn Posaunen erdröhnten; so gewaltig erweckten mich seltsame Klänge aus dem tiefen Taumel.

Meine Geliebte schien an Reiz verloren zu haben. Je zärtlicher sie sich an mich schmiegte, desto weniger fand ich mich geneigt, diese Zärtlichkeit zu erwiedern. In mir sprach eine Stimme gegen sie. Die Leichtigkeit meiner Siege wurde zur Anklage wider die Besiegte. Ich mußte mir Gewalt anthun, einen plötzlich aufkeimenden Widerwillen ihr nicht zu zeigen, die Vorwürfe zurückzuhalten, mit denen ich sie gern überschüttet hätte, ich Undankbarer, zum Lohne dafür, daß sie all' meine Wünsche erhört. — Der Schleier zerstob in Rauch, als wir, uns emporrichtend, ihn berührt hatten.

Wir klommen aus dem Grabe. Jetzt wurde mir die Schöne gar lästig. Düster und verschlossen wendete ich mich von ihr ab. Ihr Vater (der Professor) näherte sich wieder, als wollt' er mich zur Rede stellen. Mit der Rechten winkend, gebot ich ihm, mich zu verschonen. Aber aus meiner Hand zuckte ein Blitz, und der Unglückliche sank todt zu den Füßen seiner Tochter.

Hier erhob sich unnennbarer Jammer, den ich nicht mehr verstand, weil der geharnischte Leib meines Vaters aus einem Grabe stieg. Ich folgte ihm auf die steinerne Terrasse, die jener Meister Ludwig fast spielend aus Leichensteinen zusammengefügt.

Hier gingen die buntesten Bilder vorüber. Endlich lüftete mein Vater sein Visir, und als sein Angesicht frei ward, sank alle Welt in den Staub. Meister Ludwig hielt den Saum des grauen Schleiers gefaßt, der von seinem Helme herabwehete. Ich aber verging in Andacht. Aus den edlen, sanften Zügen sprach Betrübniß. Stumm deutete er auf die andere Seite des Kirchhofes, wo Gaukler verschiedenster Gattung lärmten, und wo auch sein Bild unter mannigfachen Verunstaltungen feilgeboten wurde.

Bald erschien, an der Seite eines hohen Weibes, für ihre Jahre zu jugendlich aufgeputzt, mein Stief-

vater, der Räuber seiner Krone. Er wähnte, der Beherrscher jener Gaukler zu sein, und merkte nicht, daß er von ihnen beherrscht werde. Maler, Tänzer, Sänger, Musikanten, Schneider sprangen um ihn her, ihm zu dienen, diesem zusammengeflickten Lumpenkönige, der seine Macht hohnlächelnd benützte.

Meines Vaters Antlitz trug die Züge Shakspeare's. Mit wehmüthigem Ernst blickte er mich an, mit durchdringender Mahnung, wie wenn er mich auffordern wollte, Rache zu üben gegen seinen Feind, gegen den Tyrannen jenes üppigen Reiches. Ich fühlte das heilige Gewicht solches Aufrufs, doch ich war zu verzagt, zu schwach, um kräftig zu gehorchen. Vergebens sprach ich mir selbst Zuversicht ein. Vergebens rief ich mir in's Gedächtniß zurück, daß meine Hand mächtig und daß eine entschiedene Bewegung hinreichend sei, ihr einen Blitz zu entlocken, wie solcher Opheliens Vater getödtet?

Gegen diesen eitlen, geschminkten Räuber, der noch dazu, an der Seite meiner Mutter einherstolzirend, diese bereits gänzlich verdorben hatte, — gegen diesen wagte ich nicht, meine Kraft zu gebrauchen. Ich durfte mir's nicht verhehlen, ich war ein elender Feigling.

William Shakspeare — denn kein Anderer war der Geharnischte — wollte mich nicht mehr für seinen

Sohn anerkennen und verschwand. Meister Ludwig blieb auf den bemooseten Steinen.

Mein Zustand war verzweifelt. Eine neue Erscheinung steigerte die Leiden desselben.

Ophelia trat auf jene steinerne Bühne. Meine Gleichgültigkeit und ihres Vaters Tod hatten sie wahnsinnig gemacht. Götter, welch' ein Anblick! Sinnlichkeit und Anmuth sprachen noch aus ihren verstörten Mienen. Ihr Taumel ergriff auch mich. Bewußtlos folgte ich ihr, und als wir uns einem endlos ausgedehnten, trüben Wasser näherten, suchte ich freiwillig den Tod, den sie, mich Sirenen-gleich nachlockend, vor mir erwählte. Ich schwamm von den Fluthen getragen, nur Wasser und Himmel vor Augen, ihren Kränzen lange nach . . . und wir gingen sanft unter. — Da erwachte ich. Da erfuhr ich, daß Alles ein Traum gewesen: meine Ankunft in der Residenz, die Wahl meiner Wohnung, der Thee bei'm Professor, der Besuch der Oper, der Ball bei'm Bankier, die nächtliche Abholung, die Visionen auf dem Friedhofe, Alles hatte ich geträumt und fand mich nun, Tiecks Dramaturgische Blätter auf dem Nachttische, in Wittenberg, welches ich, zum Besuche bei den Meinigen, seit vier Wochen nicht verlassen hatte.

Etliche Monate später lief ich zum Theater.

Seitdem ich Schauspieler geworden, ist mir häufig zu Muthe, als träumte ich noch immer an jenem Traume, und unzählig oft wiederhol' ich mir Göthe's Worte, die ich zum Motto meines traurigen Strebens erwählte: Eine That, auf eine Seele geladen, die der That nicht gewachsen ist.

Gedächtnißrede

für Pius Alexander Wolff.

(Berlin 1830.)

Auf den Brettern, wo Wolff segensreich wirkte, hat man es nicht für nöthig befunden, ihm eine Todtenfeier zu widmen, deren er doch so würdig gewesen wäre, wie jemals Einer, der jene Bretter betrat. Das aber soll uns nicht abhalten, sie in diesem Kreise zu begehen, — auf unsere Weise. In diesem Kreise, dem er sich oftmals anschloß; hier in diesen Räumen, wo er meinen schüchternen Bestrebungen oft seine theilnehmende Aufmerksamkeit, sein herzliches Urtheil vergönnte. Der Mund, der Wohllaut athmete, ist auf immer verstummt; das große, feurige Auge ist auf immer geschlossen; aber sein Bild steht noch vor uns, und um es uns recht lebendig zu vergegenwärtigen, wollen wir nun wagen, einige Züge aus seinem Leben und seiner Kunst zusammenzustellen, wie gerührte Erinnerung an den geliebten Todten uns eingiebt.

Wolff kam als Jüngling nach Weimar. Aus einem guten Hause gebürtig, mit dem Segen edler Erziehung ausgestattet, gehörte er nicht zu der wilden Schaar, die aus Uebermuth oder Trägheit dem bürgerlichen Leben entflieht, um im leeren Treiben der flachen Theaterwelt zu verkehren. Ihn führte reine Sehnsucht, die Ahnung eines poetischen Gemüthes auf die Bühne. Und jene Sonne, die von Weimar über Deutschland aufgegangen, um ihre Strahlen über Europa zu senden, zog auch ihn. Zu Göthe's Füßen warf sich vertrauensvoll der schüchterne Jünger, — und der Meister nahm ihn in seine Arme. Wie ein Kind hat Wolff seinen Lehrer, wie ein Vater hat Göthe seinen Zögling geliebt. Und dies Band der Geister und Herzen hat gehalten bis in die spätesten Tage, bis zum letzten Augenblicke, wo Göthe von seinem Landsitze sich in herzlich bekümmerten Worten um den Zustand des Sterbenden erkundigte.

Nur langsam erhob sich Wolff als darstellender Künstler. Lange Zeit hindurch wurde er bald da, bald dort beschäftiget, ohne das Fach zu finden, in welchem er sich frei und eigenthümlich genug bewegen könne, um sein schlummerndes Talent zu entfalten. Man zweifelte sogar oft an ihm, und nur seiner sonstigen Bildung, seinem feinen, edlen Be=

tragen verdankte er den Schutz und die Theilnahme großer Gönner.

Vielleicht war es die Liebe, die seinen Genius erweckte!

Eine Schauspielerin, die ich, was ihr Reproductionsvermögen, ihre Gabe der Empfindung, ihren geistigen Reichthum betrifft, eine der größten nennen muß, gewann das Herz unsres Freundes; das Herz, welches, bis zum letzten Schlage, ihr mit unveränderlicher Liebe und Anhänglichkeit ergeben war. — Er selbst hat mir ein Mal geschildert, wie plötzlich, auf der Bühne, mitten in einer für ihn schwierigen, bisher nie durchdrungenen Rolle ihm das Gefühl der Darstellungsgabe erst aufgegangen sei; wie er mit niegefühltem Muthe aus sich selbst heraustretend, kühne Begeisterung empfunden, seine Persönlichkeit schier vergessen und sich mit aller Kraft seiner Phantasie in die Situation des dargestellten Charakters zu versetzen gesucht habe. Er beschrieb dabei auf eine sehr lehrreiche Weise, daß er an jenem Abende zum ersten Male unterlassen, seine Rolle so zu sprechen, wie er sie einstudirt; daß vielmehr der Strom der Rede ihm kaum Zeit gegönnt habe, sich zu besinnen, und daß er von diesem Augenblicke an sich erst Schauspieler nennen dürfe.

Wir haben keinen Maßstab für das, was im

Menschen vorgeht, wenn er durch eine große theatralische Erscheinung die Masse der bewundernden Hörer und Schauer entzückt. Selbst diejenigen Theoretiker, die ihre Ansichten aus Erfahrung schöpften und sie an der Praxis prüften, sind darüber uneinig (siehe Lessing!), ob die edelste und höchste Wirkung aus selbstbewußter, besonnener Herrschaft über schulgerecht-entwickelte Mittel, — ob sie aus momentaner, halb-bewußtloser Begeisterung instinktartig hervorgehe und hervorgehen sollte. Unsern Wolff hat oft der Vorwurf getroffen, er studire zuviel; man spüre in seinen Darstellungen zuviel Absicht; und manche Gegner sind so weit gegangen, ihm aus solchen Gründen, trotz aller Achtung, die sie ihm zollten, das Genie abzusprechen.

Aus Allem, was er selbst über sich und seine Kunst geäußert, ging der Denker hervor, der sich unablässig damit beschäftigte, den Menschen vom Schauspieler zu sondern, um durch diese Sonderung den Punkt zu finden, wo beide wieder zu vereinigen wären. Göthe's näherer Umgang, die Art, wie in Weimar das Theater geführt wurde, waren natürlich geeignet, Selbststudien anzuregen, und bei einem so geistreichen Menschen wie Wolff mußte das ganze Leben dadurch bereichert werden.

Wenn man jener Zeit gedenkt, so wird man von

einem eigenthümlichen Gefühl edler Rührung ergriffen. Mit kleinen Mitteln wurde da eine Hofbühne unterhalten, die den eigentlichen Zweck hatte, zu beleben, zu erheben, zu veredlen. Um einen vortrefflichen Fürsten, um das herrliche Musterbild einer großen Fürstin hatten sich die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit versammelt, — und diese bildeten das Publikum. Einem solchen Publikum zu genügen, war die kleine Schauspielergesellschaft berufen, die unter Göthe's Leitung stand. Berühmte, theure Talente, auf anderen Bühnen größerer Städte schon verwöhnt, konnten da nicht engagirt werden; theils hätten ihre gesteigerten Ansprüche jenen mäßigen Etat überstiegen; theils hätten Fremde kaum in den ruhigen Verein gepaßt. Was durch einzelnstrebende Virtuosität nicht gewonnen werden sollte, das erreichte der Meister durch ernstes, fleißiges Zusammenspiel. Die Weimarische war eigentlich eine Privat-Bühne, ein Familien-Theater: nicht abhängig von den rohen Forderungen eines gemischten Publikums, welches niemals weiß, was es will; sondern geistig beobachtet von dem feinen Geschmack der gebildetsten Versammlung in Deutschland. Wo eine Herzogin Amalie, ein Herzog Karl-August und dessen Gemahlin Luise, — ein Herder, Wieland, Einsiedel, Knebel, Fernow, — . . wer möchte alle

aufzählen!? — in den Reihen saßen, da durfte ein Göthe die Zeit nicht verloren erachten, die er auf zwanzig Proben von einer dramatischen Dichtung gewendet; den heiligen Ernst nicht, mit dem ein leichtes Spiel betrieben wurde.

Wenn Ruhe, besonnene Umsicht, heitere und sichere Bewährung eingeübter Studien das Hauptziel jener theatralischen Aufführungen waren, so kann es uns nicht befremden, daß auf Wolffs ganzes Sein der Eindruck davon mächtig geblieben. Eine gewisse Schüchternheit im Benehmen, die ihm häufig den Vorwurf zuzog, als sei er nicht offen und natürlich genug, hatte ihren Grund in dem unbehaglichen Gefühl, aus dem ruhigen Hafen seiner Bildungszeit in das bewegte Meer des großen Berliner Kunsttreibens geworfen zu sein. Und wenn er auch den Meister in sich fühlte; wenn man ihm den Meister auch zugestand, so meinte er es doch viel zu redlich mit seiner Kunst, um nicht in Augenblicken des Zweifels, wie solche bei jedem rechtlichen Künstler von Geist und Gemüth aufsteigen, jene Bangigkeit vor der bunten Masse zu empfinden, die er in Weimar niemals kennen lernte. Dort hatte man nicht zu befürchten, daß ein neues Bühnen-Wagstück dem öffentlichen Hohne überantwortet werde, wenn es nicht gelingen sollte? Und wenn Calderon's seltsamste Werke dort zuerst

auf deutschem Grund und Boden lebendig gemacht wurden; und wenn sie den Hörern anfänglich auch noch so spanisch vorkamen, vergaßen letztere doch niemals, daß Göthe im Parterre saß; daß Er es war, dessen Geist diese Bühne belebte; und daß auf dieser Bühne, von denselben Darstellern, seine und Schillers unsterbliche Dichtungen verkörpert worden waren.

Stolz durfte eines Jeden Auge um sich blicken, bei solchem Gedanken. Und daß Wolff ein jugendlich-begeisterter, froh-eingeweihter Zeuge des vertrautesten Umgangs zwischen Schiller und Göthe gewesen, das ist nicht das kleinste Moment seines Lebens.

Jahrhunderte werden verrinnen. Künftige Geister werden die Geschichte unserer Zeit, in ihr die Literatur überschauend, ordnen, und auf jenen goldenen Blättern, wo Göthe und Schiller prangen, wird ihres jungen Freundes Name nicht vergessen werden.

Ist er doch heute schon in so viele Herzen eingegraben, welche, im deutschen Vaterlande weit zerstreut, für deutsche Kunst noch schlagen. Die Tausende von Studenten, die bei schönen Sommertagen von Halle, von Jena, von Leipzig nach Lauchstädt und Weimar gewandert sind, um sich an den Darstellungen einer von Göthe geleiteten Truppe zu entzücken, . . . aus Wolff's Munde haben sie ja Worte

vernommen, deren Nachhall heute noch aus dem prosaischen Drucke ihres Daseins mit jugendlicher Zaubermacht wiederklingt: Wolff ist nicht allein den Berlinern, — er ist den Deutschen gestorben, denen er gehörte.

Wenn ich nicht irre, hat Talma großen Einfluß auf Wolffs künstlerische Richtung geübt, — natürlich nur insofern dies bei der Verschiedenheit der Nationalitäten und Persönlichkeiten möglich war.

Napoleon ließ bekanntlich in den Unglücksjahren die ersten Mitglieder des théâtre français beim Erfurter Congresse spielen; Talma durfte nicht fehlen, weder auf der Bühne, noch im Cabinet. Ihm bekannt zu werden, hatte Wolff das Glück, und sowohl was er von dem Schauspieler gesehen, als was er von dem Menschen erlebt, hatte einen unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Der berühmte Franzose erwiederte des deutschen Künstlers Huldigungen durch ungeschminkte Herzlichkeit, bewahrte ihm ehrenvolles Gedächtniß. Entfernung und Zeit hielten sie nicht ab, sich schriftliche Zeichen der Erinnerung zu senden, sich durch sinnige Gaben zu beschenken; ja, noch kurz vor Talma's Tode durfte Wolff ihn in Paris bewundern, die frühere persönliche Bekanntschaft auffrischen, sich an herzlicher Aufnahme erfreuen.

Ich finde eine Aehnlichkeit zwischen beiden Künstlern, die sich freilich verhält wie französische zur deutschen Oeffentlichkeit und deshalb von Vielen abgeleugnet werden wird.

Talma war der berühmteste Schauspieler und der Freund des Welthelden. Wie in Frankreich Kunst in Politik hinüberspielt, war des Schauspielers Sein doppelt, und als er nicht fürder Revolutionsmann im Leben bleiben durfte, revoltirte er auf der Bühne, gegen eingerostete Formen. Noch zehn Jahre frischen Lebens, beispielreichen Wirkens für Talma, — und die französische Tragödie bekam ein ander' Gesicht.

Wolff war der Freund, der Liebling des Weltdichters. Göthe liebte den trefflichen Mann nicht nur auf der Bühne, auch im Leben. Dies Verhältniß, aus der friedlichen Ruhe eines kleinen, gesonderten Hoftheaters entsprungen, ist ebenso deutsch, als jenes oben erwähnte französisch erscheint. Aber der Held deutscher Poesie und der Held französischer Kriege — beide werden leben nach ihrem Tode, und ihre Lieblingsschauspieler mit ihnen.

Wolff hegte große, bedeutende Wünsche für die Umgestaltung des deutschen Theaters. Noch ein langes, ein kräftigeres Leben, — und er wäre unserer Bühne ein Reformator geworden, wie Talma

der seinigen. Er bildete herrliche Pläne zur Veredlung unseres Theatertreibens. Theilweise hat er dieselben vor dem Publikum Berlins ausgesprochen und gerechfertiget, da er Regisseur war und an den Kunstfreunden dieser Stadt Calderon's, Shakspeare's, Göthe's Dichtungen auf eine Weise vorüberführte, deren Bedeutung von keinem denkenden Zeitgenossen vergessen werden kann.

Wolff verdankt seinen ausgebreiteten Ruhm hauptsächlich der Darstellung großer tragischer Charaktere. Ursprünglich aber, glaub' ich, war sein Talent für's Lustspiel überwiegend. Er besaß eine Gabe dafür in so reichem Maße, — ich meine Humor. Und das war nicht jener forcirte, wie uns häufig mit beiden Händen in's Gesicht geworfen wird, wie er so oft die Absicht durchblicken läßt, zu wirken. — Es war jener leichte, halb unbewußte, dem einzelne Worte, an deren Wirkung vorher Niemand dachte, mit so magischer Kraft entspringen, daß sie, einem Blitze ähnlich, Alles um sich her erleuchten und entzünden. Ich erinnere zum Beispiel an das Steigentesch'sche Lustspiel: „die Mißverständnisse". Wer Wolff in diesem kleinen Stücke neben Ludwig Devrient gesehen, wird gleich wissen, was ich damit sagen will. Darin war nichts Studirtes,

Gelerntes, Gemachtes. Das war Wolff; er selbst in seiner Liebenswürdigkeit. Das war der Mann mit dem eigentlich-negativen, feinen Anstande geboren, der blos deshalb so edel und vornehm erschien, weil er nichts Niedriges und Gemeines an und um sich haben oder dulden konnte; der Mann, dessen Bewegungen und Ausdrücke immer Grazie behielten, nicht weil er Etwas dafür thun wollte, sondern lediglich, weil er Nichts dawider zu thun vermochte; der Mann, der jeden Scherz verstand, auffaßte, wiedergab und diese wunderbare Gewandtheit des Geistes auf seine komischen Rollen übertrug, so daß er nicht selten darin zum Improvisator wurde. Den lebenssatten Lord in „die beiden Britten" hat er mit seiner eigenen eigenthümlichen Komik dermaßen ausgestattet, daß der Charakter mehr seine Schöpfung wurde, als jene des Verfassers.

Wir Deutsche sind in der Jugend so sentimental-elegisch, in reiferen Jahren so ernst. Wir nehmen Alles so schwer und zerlegen (wenigstens in unserm lieben Norden) selbst Scherz und Posse anatomisch, daß diese zwischen unsern forschenden Händen Leben und Geist aufgeben müssen, bevor es ihnen gelang, uns spielend zu ergötzen. Deshalb wird es mir ewig erfreulich und unvergeßlich sein, zwei deutsche Künstler gekannt zu haben, die vermochten, wie

wahre Kinder und prächtig kindisch am Augenblicke sich zu freuen; unbekümmert, ob es ihrem großen Rufe entsprechend sei, den Scherz auch dann gelten zu lassen, wenn er jenen anatomischen Zergliederungen nicht gewachsen war. Der eine ist unser Wolff, der andere sein Freund Karl Maria von Weber. Man muß dieses Paar gesehen haben, — (z. B. im Parterre des Leopoldstädter Theaters 1823) — um zu wissen, was geistig-heit're Geselligkeit, was wechsel-wirkendes Künstlerleben in Scherz und — Ernst sei! Und was wir entbehren durch die Steifleinen der sogenannten guten Gesellschaft, in die wir uns einschnüren gleich lebendigen Mumien, — aber ohne Spezereien.

Ich wiederhole, daß die Grundlage von Wolffs Darstellungsgabe der Humor gewesen; der edle reine Humor, wie nur ein edler Mensch ihn haben kann; wenn auch nicht ohne jene Beimischung von krankhafter Bitterkeit, ohne die es nun einmal dergleichen nicht giebt, doch auch versüßt durch angeborene Anmuth und Milde. Daher die Meisterschaft in jenen Shakspeare'schen Rollen, wo sich der Humor zur Ironie steigert oder herabläßt. Wolff's Hamlet ist ebenso unbeschreiblich, ebenso unerklärbar wie die Dichtung Shakspeare's. Haben Garrik und Tieck, Goethe und Lichtenberg, Schröder, Schle-

gel und unzählige Andere ihre kritischen und reproductiven Kräfte an jenem Wunderbilde geprüft, — Wolff, der freilich Nichts darüber geschrieben, darf kühn in Jener Reihen treten. Geschrieben hat er Nichts darüber, gethan desto mehr. In zwanzig Jahren, glaub' ich, ist keine Woche vergangen, wo er den Hamlet nicht wieder einmal vorgenommen und daran studirt hätte. Aufs Reine mag wohl nicht damit zu kommen sein, und so war auch jede seiner Darstellungen eigentlich immer eine andere, denn jedesmal meinte er der proteïschen Gestalt neue Seiten abzugewinnen. Die Scene mit Ophelia hab' ich ihn dreimal ganz verschieden geben sehen. Einmal sprach er die Schlußworte: „geh' in ein Kloster!" ton- und gemüthlos, wie an andere Dinge denkend. Das andere Mal erzürnt, wie über ihr Schicksal ernstlich besorgt und aufgeregt. Und endlich, als ich ihn zum letzten Male sah (mit der Lindner) hatte er einen ganz anderen Weg eingeschlagen und sagte wehmüthig-zärtlich: „geh' in ein Kloster!" Wie ein scheidender, betrübter Liebhaber, den verstellten Wahnsinn vergessend und aufgebend.

Solche Abweichungen, folglich Widersprüche, bei einer solchen Aufgabe, gereichen dem Darsteller zur höchsten Ehre. Sie beweisen, daß auch ein Dichter in ihm lebt, der sich nicht mit einmal erlern-

ten Formen abfinden läßt, sondern stets nach neuem Erkennen und Durchdringen strebt.

Einem so reichen Geiste war es nicht möglich, sich im engen, mager angebauten Felde des feinen Lustspiels zu begrenzen; einem so tiefen Gemüthe nicht möglich, dem heiligen Ernste zu entsagen, der aus den Tiefen britischer und deutscher Poesien (dieser innig-Verwandten) hervorstrahlt. Und so bildete sich Wolff, seiner ununterbrochenen Kränklichkeit trotzend, zum Tragöden heran. Sein Organ war nicht kraftvoll, aber wohlklingend und biegsam. Niemand wohl hat so viel für die Ausbildung desselben gethan, Niemand so viel darüber gedacht wie er. Noch unlängst vor seinem Tode hat er interessante Ergebnisse jener Studien der Lesewelt, zunächst jungen Schauspielern gewidmet, mitzutheilen*) begonnen. Er war Willens, diese Mittheilungen fortzusetzen, um in ihnen zu entwickeln, wie er geworden, was er war. Aber der Tod hat ihn auch darin unterbrochen, und wir müssen nun jene wenigen Blätter als sein künstlerisches Testament traurig betrachten.

Seine Figur war weder gewaltig, noch imposant;

*) In der von mir redigirten Zeitschrift: Monatliche Beiträge für dramatische Kunst und Literatur. (Berlin bei Haude & Spener.) K. v. H.

seine Haltung auf den ersten Anblick nicht völlig frei. Aber kaum bewegte er sich, so sprach ein Adel, eine ungezwungene Vornehmheit aus seinen Actionen, daß man den Blick gar nicht mehr von ihm wenden wollte. Und wenn er sein Auge öffnete, dann hätte er oftmals schweigen dürfen, um dennoch verstanden zu werden. Ihm war die Bühne nicht der Ort, wo man in Hast sein Pensum abjagt, um lauten Beifall zu erstürmen. Er fühlte sich wohl und heimisch darauf; eine herrliche, künstlerische Besonnenheit ließ ihn ruhig von allen dargebotenen Mitteln Gebrauch machen, um auf der Scene heimisch zu sein. Ich hörte ihn einmal aus tiefster Fülle der Gesinnung einen jungen Schauspieler tadeln, der den Monolog in einer Calderon'schen Tragödie ohne Absatz, in declamatorisch-hohlem Pathos über die Lampen hinausgeschrieen und natürlich stürmischen Applaus davon getragen hatte. Seh'n Sie um Gotteswillen (sagte er), der Kerl brüllt die ganze lange Rede, die reich an Uebergängen der kühnsten Gattung ist, in einem Athem herunter und schreit beim Ende noch lauter als beim Anfang. Das ist eine Lunge! Ach, wenn ich die hätte! Er findet Beifall, weil er schreien kann, und dabei versäumt er Alles, was so nahe liegt. Da ist die ganze Bühne voll von rothen Polstern. Daß er sich nun, wenn die Verzweiflung

ihn einmal gepackt hat, in die Kissen niederwürfe, sein Angesicht verbergend, einen Theil der nachfolgenden, milderen Stellen in einer schönen, rührenden Lage spräche, dann zum Schlusse wieder emporspränge und so Licht und Schatten machte? Gott bewahre! So etwas fällt solchen Leuten gar nicht ein; mit derlei Nebendingen zerbrechen sie sich nicht erst den Kopf. Sie wissen ja, daß sie nur loslegen dürfen, um dieselben Ehrenbezeugungen zu empfangen, die ein Anderer für ernst durchdachte, sinnige Darstellung kaum erndtet.

Ich habe diese Worte angeführt, wie dieselben mir noch im Gedächtniß geblieben, weil sie mir bezeichnend scheinen. Wolff wußte nur zu gut, woran es ihm fehle, um ein eigentlich tragischer Heros zu sein. In Augenblicken höchster Begeisterung konnt' er es wohl vergessen; und wenn er als König Johann, als Fernando von Portugal*), als Hamlet, Tasso, Orest sich die ewig grünen Kränze wand, da war er gewiß ganz glücklich; da nagte der Wurm nicht an seinem Herzen.

---

*) In dem kleinen Monodrama: „Eines Schauspielers Morgenstunde" lasse ich den Darsteller sagen: „Pius Alexander Wolff! Seiner Leiden waren viele, irdische wie geistige. Sein Streit für Wahrheit in der Kunst war ein ernster, gerechter. Im schwächlichen Körper lebte eine Heldenseele. Aber sie

Aber wenn er kränklich und abgespannt, vielleicht in hypochondrischer Laune, von welcher er nicht ganz frei blieb, roher Körperlichkeit und ihren unkünstlerischen Leistungen lauten Jubel ertönen hörte; wenn er daneben in sogenannten Theaterrecensionen lesen mußte, wie man nicht müde wurde, ihn zu versichern, daß er „zu schwächlich sei;" da mußte sich ihm wohl die Frage aufdrängen: gilt denn ein körperlich-schwacher Geist weniger, als ein geistig-schwacher Leib? Und wenn er sich sodann selbst nicht verhehlen konnte, wie für so manche poetische Gebilde unserer Dichter ein kräftiger Repräsentant durchaus nöthig sei; wie viele Rollen, die er vielleicht mit voller Liebe umfaßte, gänzlich außer dem Bereich seiner Mittel lagen, wie die höchste Intelligenz, das wärmste dichterische Mitgefühl, der respectabelste Fleiß nicht ersetzen konnten, was ein Anderer durch rohe Kraft erreichte; .. da übergab er sich trübem, dumpfem Brüten über die Jämmerlichkeit des Irdischen, und in solchen Stunden wendete er sich wohl, gleichsam um der

---

erlag an den Widersprüchen der Zeit, und er sank, oftmals mißverstanden, von Wenigen ganz erkannt; sank, starb, — ein standhafter Prinz im Glauben! — Ja, der standhafte Prinz war sein Triumph. Um ihn so zu spielen, wie Wolff, müßte man gläubig sein, wie er. Ihm war es ein Gottesdienst, eine Erhebung." K. v. H.

Wirklichkeit zu entfliehen, literarischen Beschäftigungen zu, wo er denn in mannigfachen Formen sich leicht bewegte; so im Heiteren wie im Ernsten Beifall zu erringen wußte, ohne eben ein berufener dramatischer Dichter zu sein. Auch in diesen Erzeugnissen seiner Muse bewährt sich hervorragend der Humor, und gewiß würde, bei ungestörter Gesundheit unser Freund noch viele komische Rollen geschaffen haben, wie denn der „Amtmann Rühreï" (in der kleinen Parodie auf den Hund des Aubri ꝛc.), einige Figuren aus „Cäsario"; und jener auf steter Retirade begriffene Schloßvogt aus „Preciosa" wahrhaft eigenthümliche Erfindungen sind. War er aber mehr gewandter theatralischer Schriftsteller, als dramatischer Poet, so war er doch sonst allerwegen ein Dichter. Tausend lyrische Klänge, die nicht dem Publikum gehören, geben seinen Freunden Zeugniß davon. Die sechs Sonette, welche er dem Andenken einer verstorbenen lieben Freundin, einer Schwester und Schülerin gewidmet, sind unter der Aufschrift: „Todtenopfer für Luise"*) der Lesewelt bekannt worden und haben manche Thräne des Mitgefühls erweckt. In ihnen spricht sich das poetische

*) Siehe das kleine Büchlein: Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise v. Holtei, geb. Rogée. (Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

Gemüth, der fühlende Dichter auf eine Weise aus, daß selbst die scheinbare Vernachlässigung des Versbaues eine Schönheit mehr ist, weil sie darthut, wie ein volles Herz nicht Zeit fand, seinen schmerzhaften Ergüssen eine förmliche Bahn anzuweisen.

Was die Bühne an Wolff verloren, läßt sich auf den Augenblick gar nicht berechnen. Es ist nicht, daß sein Name nicht mehr die Anschlagezettel schmückt; daß wir ihn nicht mehr spielen sehn; an diese Entbehrung wurden wir ja schon durch seine langwierige Krankheit gewöhnt, und sein Tod hat darin Nichts ändern können. Aber wenn er nicht auftrat, er lebte ja doch, mit ihm lebte unsere Hoffnung für ihn, und sein Antheil waltete doch immer noch in dem Innern jener Theaterführung, welcher man ihn niemals gänzlich fremd werden ließ.

Wolff hatte drei große Gönner, deren Huld bis zum letzten Hauche seines Lebens lebendig und wirksam blieb.

Die persönliche Hochachtung, die jeder gebildete und unbefangene Mensch dem edlen Grafen Brühl, dem General-Intendanten königlicher Schauspiele, schuldet und gern zollt, kann nur erhöht und befestiget werden durch die Art, wie dieser Ehrenmann sich gegen Wolff benommen; wie er ihm volles Vertrauen und aufrichtige Neigung geschenkt; wie er

gern auf seine Stimme, auf seinen Rath gehört; wie er das Alles gethan, dem Kranken die letzten trüben Jahre zu erheitern, die oft schwererfüllbare Pflicht zu erleichtern.

Der zweite Gönner ist der erhabene Kunstfreund, der Herzog Karl von Meklenburg, in dessen Hallen und an dessen Seite Wolff die Ehre genoß, Göthe's größtes Werk auszulegen und zu versinnlichen. Jener geistreiche Fürst, der sich gern des Schauspielers Freund nannte.

Der Dritte aber ist Friedrich Wilhelm der Dritte*). Er hat, in königlicher Großmuth, den Kranken niemals entgelten lassen, daß die Bühne ihn so lange entbehrte; hat zu jeder, noch so fernen Reise, welche die Aerzte anriethen, Einwilligung und Mittel gegeben; hat nie aufgehört, Wolff als den „Seinigen" zu betrachten.

So war also der treffliche Mann immer noch die Zierde und der Stolz eines Theaters, auf dessen Brettern er leider nicht mehr erschien. Man wähnte

---

*) Als „Preciosa" neu war, redete bei einer zufälligen Begegnung der König den Verfasser freundlich und beglückwünschend an; dieser verneigte sich stumm. Da sagte der König: doch einen großen Fehler hat Ihr Stück. Wolff fragte: ob er sich verbessern lasse, und worin er bestände? „Daß der Verfasser nicht mitspielt!" sprach der König.

ihn immer noch dem Vereine der Darsteller angehörig; es war ja doch immer noch möglich, daß er einst wiederkehre!

Was ist der Bühne mit ihm gestorben! — Schon sein Eintrittt ins Versammlungszimmer schien einen höhern Ton, eine geweihte Stimmung einzuführen. Der Fleiß, den er auf seine Rollen, die zierliche Sorgfalt, die er auf seine Kleidung verwendete; die behagliche Ruhe, mit der er sich äußerte; die milde, heitere Freundlichkeit; die Sauberkeit in Allem, was ihn umgab; die pünktlichste Beobachtung von Zeit und Stunde: — Alles vereinte sich, ihn als ein geadeltes Wesen, als ein würdiges Beispiel darzustellen.

Wann hat ihm ein Wort in der wortreichsten, längsten oder in der kürzesten, unbedeutendsten Rolle gefehlt?

Wann hat er sich eine unzarte Regung gegen irgend einen Collegen erlaubt?

Wann hat er geflissentlich Jemand gekränkt, beleidiget?

Wann hat er auch nur den Geringsten seinen Einfluß feindlich empfinden, sein Uebergewicht schmerzlich fühlen lassen?

Es ist ihm vielleicht zum Vorwurf gemacht und als Stolz ausgelegt worden, daß er sich von allem Umgang zurückzog. Aber daran war theils seine

Kränklichkeit, theils der Grundsatz Schuld, daß der oft beschäftigte Schauspieler vollauf zu thun habe, wenn er übrigens in literarischer und wissenschaftlicher Bildung zeitgemäß fortschreiten wolle. Deshalb, meinte er, müsse man sich eine freundliche Häuslichkeit schaffen, damit man gern zu Hause sei. Denn auf den lärmenden Markt, in's bunte Leben, meinte er, gehöre der Schauspieler nicht, weil er stets durch ein gewisses magisches Dunkel von der Masse getrennt bleiben soll.

Wolff war am liebsten zu Hause. Und wo hätte er lieber sein sollen? Die große Künstlerin, die das Leben in aufopfernder Hingebung mit ihm theilte, war nicht nur eine häusliche Gefährtin, sie war auch eine anregende, oft belehrende Kunstgenossin, und ich, der Hausfreund, darf es aussprechen, daß das Publikum viele geniale Züge in Wolffs herrlichsten Darstellungen dem innigen Zusammenleben, dem geistvollen Ideenaustausche mit ihr verdankt.

Es war also nicht Hochmuth, wenn Wolff sich von rauschender Geselligkeit fern hielt; Niemand konnte weiter entfernt sein von hochmüthiger Exclusivität als er. Niemand nahm lebendigeren Antheil an den Bestrebungen Anderer. Sein Interesse für jede ausgezeichnete oder bemerkenswerthe Darstel-

lung erlosch auch während der schwersten Krankheit nicht. Das Gelingen der Anfänger freute ihn von Herzen. Er war gerecht gegen jedes Verdienst und in Beurtheilung derer, die, seine eigenen Rollen übernehmend, ihn ersetzen sollten, nur gar zu nachsichtig.

Er wünschte Nichts mehr, als zur Annehmlichkeit des Theaterlebens im Allgemeinen beitragen zu können; und noch kurz vor unserer letzten Trennung erzählte er mir, wie er damit umgehe, einen umständlichen Aufsatz über „Ankleidezimmer" zu schreiben, in welchem er darstellen wollte, daß die Unruhe, Unordnung, Unsauberkeit derselben großen Theil an dem Unbehagen und daraus hervorgehender Vernachlässigung der Schauspieler, an der Gleichgültigkeit gegen ihren Beruf hätten, und wie sich schon durch anmuthige Umgebungen, durch kleine unscheinbare Annehmlichkeiten beim An- und Umkleiden segensreiche Wirkungen hervorbringen ließen.

Der Wunsch, seine eigenen Umgebungen so wenig als möglich störend auf eine heit're Phantasie wirken zu lassen, lag tief in ihm, gehörte zu seiner feinen, zartorganisirten Persönlichkeit und hatte — offenbar durch langen Umgang und Verkehr mit Goethe ausgebildet — im Laufe seines späteren isolirten Künstlerlebens ihn ganz durchdrungen. Dahin

gehörte nun auch der ebenso begreifliche Wunsch, sich Alles Unangenehme, Lästige fern zu halten, um jene höhere Stimmung und Weihe zu bewahren, ohne welche eine reine Empfängniß erhabener und poetischer Gebilde unmöglich wird. Deshalb dünkte ihn sein Amt als Regisseur so beschwerlich, weil es ihn in eine Art von Geschäftsleben zwängte, welches den darstellenden Künstler als solchen nur hemmen kann. Dabei trat recht klar hervor, daß die Regie großer Bühnen Männern anvertraut werden müßte, die nicht selbst mehr ausübende Schauspieler *sind*, wenn gleich wünschenswerth, ja nothwendig bleibt, daß sie es *waren*.

Wolff sollte als Regisseur Briefe beantworten, Stücke prüfen, Dilettanten, Beschwerde führende Mitglieder, Schriftsteller u. A. bei sich empfangen und hören; für ihn täglich wiederkehrende Qualen, die ihm die schönsten Stunden verdarben. Nun muß man wissen, wie junge Theaterdichter in der Regel ein offenherziges Urtheil aufnehmen! —

Niedrige Verleumdungen, schmähliche (anonyme) Kritiken trafen den Aermsten; giftige Pfeile aus dunklem Hinterhalte abgedrückt von Menschen, gegen die er nur *ein* Unrecht begangen, daß er sie nicht beim ersten Besuch aus seinem Zimmer werfen ließ.

Als er sich endlich von diesen Dingen zurückzog; als er seine Thüre verschloß, um daheim Frieden und Muße zu finden; da klagten sie ihn des Stolzes, des Egoismus an. Wie wenn ohne solchen Egoismus, welcher sich eine Freistatt sichern will, jemals künstlerisches Leben und Wirken gedeihen könnten?

Doch Neid, Anfeindung, Verleumdung vermochten nicht, ihm Schaden zuzufügen. In den Augen aller Bessern stand er rein und edel da; und sogar Diejenigen, die gegen seinen Schauspielerruhm allerlei einzuwenden wußten, konnten ihm ihre Achtung, ja ihre Liebe nicht versagen.

Wer ihn in den letzten Jahren öfter gesehen; wer den Kampf beobachtet hat, den Furcht und Hoffnung in ihm kämpften, bis endlich an die Stelle zagender, unruhiger Erwartung düstere Entsagung trat; — der kann nur mit den schmerzlichsten Gefühlen sich seiner erinnern. In seinem Geiste war es so klar und hell; in seinem Herzen so lebendig; die Phantasie führte ihm tausend neue Bilder vor; mit freudiger Begier ergriff er jede künstlerische Neuigkeit, drang er darauf, die Arbeiten seiner Freunde kennen zu lernen; lebte dabei in Theilnahme gleichsam wieder auf! . . . und blieb dann allein, den vernichtenden Gram im Herzen, mit der Ueberzeugung, daß er nie mehr gesunden, daß er nie mehr

jene Kunst werde üben können, in welcher sich geistig fortzubilden er niemals aufhörte. Wie viele schlaflose Nächte hat der liebenswürdige Mann da zugebracht! Wie sind die Träume anmuthiger Vergangenheit, finster gepaart mit denen trüber Zukunft, durch seine Fiebergluth gezogen!

Und wie geduldig, wie gesellig-angenehm, wie empfänglich für jeden Scherz war und blieb er dennoch. Immer noch konnte man sich bei ihm erfreuen und belehren, immer noch aus seinem seelenvollen Auge Hoffnung für ihn schöpfen und manchmal sogar die täglich zunehmende Heiserkeit für eine heilbare halten.

Aber als im letztvergangenen Frühjahre der Laut seiner Stimme völlig verklang; als er nicht mehr im Stande war, zu sprechen, sondern nur schwach flüsternd sich mit schmerzlichster Anstrengung verständlich machen konnte; — da brach jedem Freunde das Herz. Es war so namenlos traurig, gerade ihn, den Redner wie es keinen mehr giebt, verstummen zu sehen. Es war, wie wenn die Sonne am blauen Himmel stände und ihre Strahlen eingebüßt hätte.

Und auch da noch ließ er sich nicht entmuthigen. Viele seiner Aeußerungen deuteten darauf hin, daß er nicht an Genesung glaube, aber er wollte Nichts

versäumen, unterwarf sich jeder Cur, befolgte alle Vorschriften mit männlicher Ausdauer, lächelte zwar mitleidig zu unsern erheuchelten Tröstungen, faßte aber doch den Entschluß: wieder einmal die Bühne zu betreten, doch, wie sich von selbst versteht, in einer Rolle, worin er nicht zu reden brauche. Diesen krankhaften Wunsch zu erfüllen schrieb Raupach „das Ritterwort", ein Schauspiel, welches erst nach Wolff's Tode durch einen Andern dargestellt worden ist. Er schrieb es für seinen Freund, den er achtete, durch dessen Freundschaft er sich geehrt fühlte, dessen Rath er hoch stellte, dessen Umgang er suchte. Unter den Thränen, die in Berlin bei der Nachricht von Wolffs Tode geweint wurden, kamen wenige aus betrübterem Herzen, als jene, die Raupach vergoß; und wenn dies ein ehrenvolles Zeugniß für unseren Verstorbenen ist, so wird sich auch unser Dichter nicht schämen, daß er es abgelegt. Auch er hat viel an ihm verloren.

Die Aerzte schickten Wolff zum zweiten Male nach Ems. Täglich wurde er dort kränker, es trieb ihn fort; in kleinen Tagereisen erreichte seine Gattin mit ihm Frankfurt a. M. Doch noch einmal flackerte die schwache Lebensflamme empor. Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch geschrieben, heißen: „wir wollen fort!" Gewiß ahnete er, daß er lebend

noch bis Weimar gelangen werde! Dort blieb er ruhig, duldsam, ergeben, und der Kreis erprobter, treuer Freunde schloß sich eng und liebevoll um den Sterbenden. Jede Stunde war reich an Beweisen aufrichtigster Anhänglichkeit, er hat den letzten Athemzug gethan, umgeben von alten Bekannten und Vertrauten, wie in einer großen Familie. Der Trost der Religion, der er mit schwärmerischer Hingebung anhing, hat durch den Mund des katholischen Priesters zu ihm gesprochen, bevor er schied. Die Umstehenden können seines Erdenlebens letzte Tage nicht feierlich, nicht wundersam genug schildern. Niemand fühlte ein Grauen, Jeder drängte sich zu ihm, er starb einen schönen Tod.

Wo Schiller neben seinem hocherhabenen herzoglichen Freunde schlummert; wo Goethe's Grab bestellt ist, da liegt auch unser Freund; eine Leier bezeichnet sein Grab. Und wenn es dem Todten gleichgültig sein mag, wo er modert, wir dürfen uns freuen, daß Wolff in Weimar starb. Es liegt eine schöne, friedliche Bedeutung darin.

Im rauschenden Gewühle der Theaterwelt wird auch sein gefeierter Name verhallen; in seine Rollen werden Andere sich theilen, — und der Lebende hat Recht. Allein nicht vor Aller Blicken wird sein Bild erlöschen, nicht in Aller Herzen wird er sterben; die

da wissen, was sie an ihm hatten, werden ihn nie vergessen.

Auf dem Kirchhofe des père Lachaise in Paris besuchte ich Talma's Grab; da legt man einen Kranz nieder.

Betrachten Sie diese Worte wie einen Kranz von dürftigen Winterblumen, den ich meinem seligen Freunde habe auf's Grab legen wollen.

Er hinterließ uns Nichts, als sein Gedächtniß, und dies zu ehren hat er selbst uns gelehrt.

Karl Seydelmann.

Die Aerzte gaben keine Hoffnung mehr. Einer derselben hatte mich gleichsam ermächtigt, Seydelmann's Angehörigen offen zu sagen, daß in den nächsten Tagen sein Ende bevorstünde, und ich hatte mich dieses schmerzlichen Auftrages am Mittwoch, so gut ich konnte, entledigt. So trat ich Donnerstag den 16. März Nachmittag gegen fünf Uhr in seine Wohnung, in demselben Augenblicke, wo die Schwester mit den Worten: er stirbt uns unter den Händen, lauft nach Aerzten! aus dem Krankenzimmer stürzte. Ein Bote wurde abgefertigt, und ich folgte der Weinenden, die unterdeß eiligst die Spuren ihrer Thränen zu verwischen suchte, durch den hellen, freundlichen Saal, wo sein Bild in Lebensgröße eine Wand schmückt, in das dunkle, traurige Gemach: sonst sein Arbeits- und Studir-Zimmer; jetzt ein Marterort, in welchem der leidende Freund lange, schwere Tage, und ach! noch längere Nächte verstöhnte! Welch' ein Bild des Jammers! Die peini-

gende Unruhe, Kranken dieser Art so eigen, wenn sie im Kampfe mit dem Uebel, das sie zu ersticken droht, nach Luft ringen, hatte jetzt eben wieder den Zustand des sonst gefaßten und haltungsvollen Mannes zur Verzweiflung gesteigert. Trotz der, einem neunwöchentlichen, schweren Krankenlager entsprechenden Schwäche, die ihn darnieder hielt, hatte er sich jetzt gewaltsam ermannt, im Bette emporgerichtet, ohne Unterstützung und schrie nach Beistand. Menschen her, mehr Menschen! rief er angstvoll, daß es uns ins Herz schnitt, Hülfe herbei! Sie ist höchst nothwendig!

Es klang ein eigenthümlich furchtbarer Accent aus diesen abgerissenen Worten.

Sein Hausarzt, unser Landsmann, Dr. Braun, der ihn früher schon einige Male durch Fleiß und Kunst und Liebe vom Rande des Grabes zurückgezogen, kam augenblicklich wie er es stets bei jedem Rufe, auch in tiefster Nacht, gethan, sprach einige tröstliche Formeln aus, denen man wohl anhören konnte, daß sie aus einem betrübten und muthlosen Herzen drangen, verschrieb ein Linderungsmittel und ging erst, nachdem wieder Beruhigung eingetreten war. Der Kranke sank völlig erschöpft in seine Kissen zurück, und unterbrach die ihn umgebende Ruhe nur durch einzelne Klagen oder durch Aeuße-

rungen, die, obwohl mit schwacher, stammelnder Zunge gesprochen, immer voll von Sinn und durchaus gewählt waren, in seiner ihm eigenen zierlichen Art und Weise. Er deutete mir durch eine schwache Bewegung mit seiner linken Hand an, daß ich ihm die meinige reichen sollte. Als ich ihm hierauf sagte, ich wäre nur eben erst gekommen, durch und durch erkältet, und meine Hände zu erstarrt, um einen Kranken anzufassen, erwiederte er, indem er seine Linke zurückzog: es mag allerdings nicht angenehm sein, das sterbende Leben zu berühren. Ich kann nicht beschreiben, welchen schmerzlichen Eindruck mir das machte. Und ich gab mir alle ersinnliche Mühe, meine Finger schnell zu erwärmen. Als dies endlich gelungen war, ergriff ich die mir dargebotene Hand, in schwachem, bebendem Drucke, den er mit Anstrengung erwiederte, indem er mich dabei lange durchdringend ansah. Offenbar erwartete er von mir, wie er es oft aus meinem Munde gehört hatte, ein heiteres Wort der Zuversicht auf seine Genesung.

Aber mir wär' es in diesem Augenblicke nicht möglich gewesen, mich zu verstellen. Vielmehr mußte ich alle Kraft zusammenraffen, um meine Thränen zu beherrschen, und so mag das lächelnde Angesicht, welches ich ihm zuzuwenden suchte, wehmüthig genug ausgefallen sein. Nach einer stummen, aber

doch sehr beredten Pause schloß er sein forschendes Auge und lispelte dann: Sie sind ja ein unbefangener Mann; Sie sprachen meine Aerzte; . . . ist alle Hoffnung erloschen?

Ich fabelte, so gut es gehen wollte, ein paar Worte, von einem Kranken in der Nachbarschaft, der gleich ihm litt, den gleich ihm Dr. Braun behandelte, und von dem der Letztere wirklich mir am Abende vorher erzählt hatte, daß er ihn jetzt schon länger als ein Jahr mühseelig erhalte.

Seydelmann war nicht der Mensch, der sich durch dergleichen halbe Floskeln hätte täuschen lassen. Er öffnete sein Auge noch einmal um zu sehen, was für ein Gesicht ich zu meinen erlogenen Worten machte. — Ich werde den Blick nie vergessen: es war, als wenn er mich durchbohren sollte; als wollte er in meinem Herzen lesen, ob ich glaubte, was ich ihm sagte.

Ach nein, ich glaubt' es nicht. Ich sah sein Ende nahen, — und er fühlte das Nämliche; nur daß er noch aus den Kämpfen des Todes die matte Hand ins Leben streckte, als könnt' er an einem grünen Zweige sich festklammern. Er hätte so gerne noch gelebt, noch gewirkt! Es lag noch ein so weiter, schöner Wirkungskreis vor ihm. Und er liebte das Leben, weil er seine Kunst liebte.

Abermals erhob er seine Stimme und sagte: Mein lieber Freund! ich bin Ihnen von jeher — vielleicht mehr als Sie glauben mochten — zugethan gewesen; und es ist schön, daß Sie, der meinen Eintritt in die Künstlerwelt gesehen, jetzt auch den Ausgang beobachten; daß Sie, der Sie mich als Anfänger kannten, mir jetzt auf die Fersen blicken, wo ich in meiner Vollendung scheide; — so weit es mir überhaupt möglich war, einen gewissen Grad der Vollendung zu erreichen. —

Eine schauerliche Wirkung brachte es hervor, diese zierlich gesetzten und wohl überlegten Worte aus einem Munde kommen zu hören, der kaum mehr die Gewalt besaß, sie zu bilden; und niemals hab' ich einen so herben Gegensatz geistiger Kraft und körperlicher Schwäche bei einem Sterbenden beobachtet. Diese geistige Kraft täuschte mich so weit, daß ich wähnte, der Kampf bis zur völligen Aufreibung der Lebenskraft müsse mindestens noch vierundzwanzig Stunden dauern, und ich verabredete deshalb mit den Seinigen, daß ich heute noch nach Hause gehen und am andern Tage wiederkehren wollte, um dann zu bleiben bis zum letzten Hauche des armen Freundes, und ihnen, als ältester Bekannter, im schweren Augenblicke zur Seite zu stehen. Alle theilten meine Meinung, und ich ging, in der

festen Ueberzeugung, wir würden morgen noch traurige Stunden erleben, schmerzliche für ihn!

Als ich aber am Freitag Morgen, gerüstet zu den letzten Liebesdiensten, doch mit banger Seele, von Mitgefühl und Betrübniß bedrückt, über den weiten Platz ging, an dem seine Wohnung lag, da sah ich schon aus der Ferne die Fenster des Krankenzimmers offen steh'n, und mit den herausflatternden Vorhängen spielte der kalte Wind. Gott sei Dank, rief ich aus: er hat es überstanden!

Bald nachdem ich ihn verlassen, war er ruhiger geworden; kein Ausbruch der Angst hatte ihn mehr gequält; immer schwächer und schwächer athmend, wenig, aber klar und zusammenhängend redend, hatte er abwechselnd geschlummert; und früh um fünf Uhr war er still und regungslos zur Leiche geworden.

Da standen wir nun vor dieser Leiche! Draußen tobte der Lärm des geräuschvollen, bunten Lebens und drang mit dem blendenden Lichte der zweifelhaften März-Sonne durch die Fenster, die so lange sorgsam verschlossen gehalten wurden gegen Luft und Licht! Eine Leiche mußte er werden, daß Luft und Licht ihn wieder berühren durften! Welch' ein Anblick!?

Also diese vergelbte, von unbeschreiblichen Leiden

abgezehrte Jammergestalt ist Karl Seydelmann, der vor sieben und zwanzig Jahren mein Gefährte in Breslau war? Ist der Seydelmann, den ich vor wenigen Monaten als Carlos im Clavigo bewunderte, wenn er in Geist und Leben siegreich auf den Brettern stand? So lautet das große Rechnen-Exempel irdischer Laufbahn: Ein strebender Jüngling, ein gereifter Mann, addire beides, und das Facit liegt vor Dir: es ist ein Leichnam! Und die Auflösung scheint uns so leicht, so natürlich, weil wir sie täglich sehen können.

Aber für den, welcher es ausrechnen muß, an sich selbst, für den mag es denn doch eine schwere Aufgabe sein. Könntest Du, kaltes, verwelktes Haupt des Verstorbenen, Kunde geben von Deinen bangen Nächten, von den Gedanken und Träumen, die in Dir walteten, bis der letzte Gedanke erlosch, — ich meine, auf unsern Häuptern würden sich die Haare emporsträuben, vor Schauder, Grausen und Entsetzen!

Denn auch der Sterbende will noch leben, denn auch der Entsagende muß noch hoffen; und die Lust am Leben in den Qualen des Todes bleibt das Wunderbarste von all den großen ewigen Wundern unserer Existenz.

Seydelmann, todt! Was ist mit ihm gestorben! Nicht nur er; nicht nur was er war, was er der

Bühne galt; nein, auch was er bedeutete! In ihm ist gestorben ein Vorbild des festen, ernsten, unerschütterlichen Willens; ein Beispiel wie geistige Kraft und Ausdauer jeden Sieg in jedem irdischen Streite zuletzt erringen können; in ihm ist gestorben ein Character, ein ausgezeichneter Mensch; ein seltener Mensch.

Er war ein vorzüglicher Schauspieler geworden, weil er das gerade hatte werden wollen; weil er nur das hatte werden wollen; weil er sich mit allen Kräften und Säften darauf gerichtet hatte. Er war es geworden, ohne eigentlich dazu berufen zu sein. Das heißt: berufen, sonder Zweifel und Widerspruch, wie etwa Ludwig Devrient! Er war es geworden, weil es ihm eben beliebte, es werden zu wollen. Aber er wäre groß geworden, in Allem, was ihm beliebt hätte, werden zu wollen. Denn seinen umfassenden geistigen Gaben wohnte die unwiderstehliche Energie der klaren Besonnenheit, der unerschrockenen Geduld, des unermüdeten Fleißes bei, und ausdauernd wie kein Anderer, mußte er erreichen, was kein Anderer! Mit den größten Künstlern, deren sich das Berliner Hoftheater, deren sich Deutschland zu rühmen hat, verglichen, steht Seydelmann doch völlig unvergleichlich da*). Auch wüßte

*) Von Fleck, dem Erhabenen, kann ich leider aus eigener Anschauung nicht mehr reden. Doch hab' ich mich stets, wenn

ich keine Parallele zu ziehen zwischen ihm und Iffland, Wolff oder Devrient. Der Erstere und der Letztere, Iffland und Devrient waren geborene Schauspieler, jeder in seiner Art, jeder in seinem Genre, Beide groß, herrlich, unvergeßlich; Beide nicht selten auf falschen Wegen und in fremden Gebieten, aber immer wieder dem Rufe folgend, den ihr Genius an sie ergehen ließ. Iffland mehr ein Mann der Schule; ruhig und behaglich; seine Mittel weise sparend und nur scheinbar wirkend, wo sie nicht ausreichten; nicht frei von Pedanterie, aber ein Herrscher im Reiche der Intelligenz. — Devrient stellte die Welt der Irritabilität dar; dann vielleicht am Gewaltigsten, wenn er sich gehen ließ, oder wenn der Genius mit ihm davon ging; stets mehr wollend, als seine physischen Kräfte gestatten mochten; oft hoch über dem Erstrebten, nicht selten auch tief darunter; — doch ihm hatte der liebe Gott bei der Geburt ein Siegel auf die Stirn gedrückt, darauf stand deutlich zu lesen: Schauspieler. Und diese Inschrift erlöschte nie.

Wolff, — unser lieber, edler Wolff, . . . ich möchte sagen, daß er zwischen jenen Beiden stand.

---

ich von ihm las oder hörte, gefreut, daß er ein Schlesier war.

Poetischer als Iffland, klarer, fleißiger als Devrient; Beiden überlegen in der süßen Macht reiner, wohltönender Rede; anmuthiger in der Form; vorsichtiger in der Wahl; aber keineswegs begabt mit jener natürlichen Fülle der Darstellungsgabe, die aus jenen Beiden in den Rollen sprühte, welche ihnen gehörten. Wo dichterischer Aufschwung, reproducirende Phantasie, mit rednerischer Grazie vereint, genügten, da stand Wolff einzig da; und war kein Ausbruch heroischer Kraft nöthig: unerreichbar.

Iffland, Devrient, Wolff — jeder ein Meister; jeder ein Anderer; jeder auf anderem Wege zum höchsten Ziele gelangt, welches ein deutscher Schauspieler erreichen konnte! — Nun sollte man denken, an diese drei, oder an Einen von ihnen und ihr Andenken müßte sich die künstlerische Erinnerung an Seydelmann knüpfen lassen? Aber nein, ich vermag es nicht. Je mehr ich darüber sinne, desto weiter rücken jene Bilder aus dem Kreise, worin ich ihn erblicke, und vergebens such' ich den Punkt, von dem die Vergleichung ausgehen könnte. Ich weiß wohl, Seydelmann hatte Rollen, wo er in der Haltung gewisser vornehmer Erscheinungen oder im höheren bürgerlichen Drama an Iffland erinnerte; aber ich muß es bekennen, niemals vermöcht' ich ihn zu denken in der hohen Vollendung, die eben Iffland z. B. einem

„Grafen“ im „Puls“ oder einem „Essighändler“ zu geben wußte. Ich weiß wohl, Seydelmann spielte schärfer gezeichnete Character-Rollen aus Devrients Nachlaß mit allgemeinem, unverkümmerten Beifall; aber ich muß es bekennen, niemals würde ich zugeben, daß er als „Jude Schewa“ oder als „Lorenz Kindlein“ so ganz und gar der Mensch sein konnte, den er darstellte, wie Ludwig Devrient es wirklich war.

Ich weiß wohl, Seydelmann erhob sich im poetischen Drama und in der Tragödie zu edlem Fluge; aber ich muß es bekennen, daß ich ihm eine ideale Richtung, wie z. B. Wolff als „standhafter Prinz“ sie einschlug und verfolgte, nicht zutrauen konnte.

Und so war er denn weder ein Iffland, noch ein Devrient, noch ein Wolff. Die Natur hatte ihm nicht gegeben, diese drei zu erreichen, wo sie am höchsten standen, und in dem, was Jeder von diesen dreien als sein Bestes gab, blieb er u n t e r i h n e n. Das dürfen, das müssen wir bekennen, wenn wir die Freundschaft nicht auf Kosten der Wahrheit geltend machen wollen. Dagegen — und auch das glaub' ich der Wahrheit gemäß aussprechen zu dürfen — geschah' es ihm niemals, daß er sich so entschieden vergriff, wie Iffland und Devrient es zuweilen gethan. Einen Irrthum, wie ihn Iffland

beging, als er den „Pygmalion" spielen wollte; wie Devrient, als er sich im „Don Gutierre" versuchte, konnte Seydelmann nicht begehen. Und darin glich er Wolff am Meisten, daß er, wie dieser, vorsichtig war, und sich weder von Eitelkeit, noch flüchtigem Enthusiasmus verblenden ließ, nach Früchten zu haschen, die für ihn nicht gereift waren. — Nur dann machten beide Ausnahmen von dieser weisen Kunstregel, wenn sie die Wahrheit, die ihnen im Herzen waltete, nach außen hin verkündigen zu können wähnten, und wenn doch ihre Persönlichkeit dieser Absicht wenig entsprach, dabei die Rolle von der Gattung war, daß künstlerischer Aufwand die Täuschung nicht verdecken konnte, und der Mangel an Natur durch alle noch so feinen Nüancen blickte. So erschien mir Wolff in Delavigne's „Schule der Alten", wo ich niemals, wenn ich ihn sah, an einen alten, kräftigen, rauhen und edlen „armateur" aus Havre glauben wollte. So Seydelmann als „Doctor Märtens" in dem alten Beck'schen Schauspiele „Rettung für Rettung.".

Und seltsam. Beide schienen in beiden Fällen ihrer Sache so gewiß, daß auch gar kein Zweifel in ihnen darüber aufkam. —

Ich hatte Seydelmann nicht gesehen, seitdem wir Beide Breslau verlassen, von wo er als ein im

Ganzen nicht allzuviel versprechender Anfänger abgegangen war. Jahre lagen dazwischen; er hatte von Kassel aus seinen Namen geltend gemacht und gehörte schon zu den berühmten Schauspielern. Da kam ich im Sommer in Schlesien bei Freunden auf dem Lande an, fand in der Breslauer Zeitung die Anzeige: Herr Seydelmann werde, als am nächsten Tage, sein Gastspiel in „Rettung für Rettung" beschließen, und machte mich sogleich auf den zwölf Meilen weiten Weg, um meinen lieben Jugendfreund auf dem Theater glänzen zu sehen, wo ich ihn beginnen sah. Wir begrüßten uns vor Beginn des Stückes und verabredeten, uns nach Beendigung desselben in Seydelmanns Garderoben-Zimmer wieder zu finden. Wie schlug mir das Herz, als der Vorhang sich hob; als der Bewunderte unter dem Beifall der Menge auftrat!

Aber — es war nicht der Doctor Märtens, wie ich ihn erwartet hatte; es war mein Freund Seydelmann, der vor mir stand, passend gekleidet, gut geschminkt, seiner Rolle Herr, wichtig sprechend, jede Kleinigkeit hervorhebend, das Ganze und sich beherrschend, vollkommen bis ins Geringste, auch nicht ein Fältchen darbietend, worin der Tadel Raum gefunden hätte, sich zu verstecken! — Nur Eins fehlte: die eigentliche, natürliche W a h r h e i t. Ich bewun-

derte den Schauspieler Seydelmann, doch an den Doctor Märtens konnt' ich nicht glauben. Mit dieser Last auf der Brust ging ich nach dem letzten Akte zu ihm in sein kleines Ankleidezimmer und fing an, Complimente zu drechseln. Er faßte mich dabei scharf ins Auge, lächelte ironisch, gab dem Gespräch eine andere Wendung, — und erst einige Monate vor seinem Tode ist dieser (im Jahre 1829 vorgefallenen) Scene wieder zwischen uns Beiden erwähnt worden, als ich, nachdem ich ihn seit jener Zeit zum ersten Male und zwar den „Carlos in Clavigo" spielen gesehen, hier in Berlin in seine Garderobe stürzte und meinen Worten freien Lauf ließ. Da blickt' er mich wieder scharf an, lächelte wieder, diesmal nicht ironisch, und sagte dann, indem er mir die Hand reichte: heute klingt's anders, als vor vierzehn Jahren nach „Rettung für Rettung"! —

Es war aber auch anders. Nicht nur, daß er bedeutend vorgeschritten war als Künstler; auch weil er in einer solchen Rolle wie „Carlos" Alles geltend machen konnte, was ihn im „Doctor Märtens" gestört hatte.

Ihm fehlte ein für allemal der Ausdruck einer derben, gemüthlichen Treuherzigkeit. Der Ausdruck derselben, sage ich, fehlte ihm. Sie selbst fehlte ihm nicht. Seydelmann war ein guter,

gemüthlicher Mensch. Aber er zitterte vor dem Gedanken, sein Inneres zu zeigen, und knöpfte sich zu bis unter's Kinn. Die Wenigen, denen er sich gab, wie er wirklich war, werden mich verstehen.

Heinrich Laube hat in einem geistreichen Aufsatze gesagt: Seydelmanns Künstlerthum lasse sich mit seinem Geburtsländchen, mit der zu Preußisch-Schlesien gehörigen Grafschaft Glatz vergleichen. Dieser Ausspruch ist in meinen Augen um so treffender, weil ich den zweiten daran knüpfen möchte, daß niemals bei einem Schauspieler von Bedeutung, der mir näher bekannt worden, der Mensch mit seinem innersten Wesen so ganz in den Darsteller übergegangen, als bei ihm.

In beschränkter Sphäre, in jener noch beschränkteren Umgebung des isolirten Ländchens geboren und erzogen, von Kindheit auf an sich gewiesen; früh selbstständig — und arm; von Theaterlust, ja von Theaterwuth beseelt, ohne hervorleuchtende Anlagen; im Kampfe gegen die kalte, zweifelnde Welt; entbehrend und vielfältig bedrückt; in jedem Collegen einen begünstigten Gegner sehend; zum Mißtrauen geneigt, auch sich und seinen Kräften mißtrauend; doch immer wieder von dem heißesten Triebe angefeuert; alle Mühseligkeiten des von Noth und Mangel gedrückten subordinirten Schauspielers bei kleinen und ganz

kleinen Theatern empfindend; — endlich, allen Zweifeln zum Hohn, allen Kritllern zum Trotze, durchdringend und seinem geistigen Uebergewicht Bahn brechend, durch die realen Widersprüche des niedrigen Bühnenschlendrians, arroganter Routine! — Konnte dieser Mensch anders sein, als er wurde? Konnte er jemals vergessen, was er leiden müssen, von Neid, Unverstand und Beschränktheit, zu einer Zeit, wo er vielleicht schon weit über Denen stand, die neben ihm zu glänzen wußten? Konnte er den heiteren, leichten Sinn haben und zeigen, der die geborenen Kinder des Glückes in der Theaterwelt lächelnd schmückt? Bei ihm hat der Mensch durch tausend Opfer erringen und bezahlen müssen, was dem Schauspieler zu Gute kommen sollte; der Mensch mußte Sklavenketten tragen, um den Schauspieler zu emancipiren, und dieser Ketten schwerer Druck hatte tiefe Narben zurückgelassen.

Was wißt Ihr davon, die Ihr vor den Lampen steht und gaffend hinaufschaut; Dumme oder Kluge, immer doch nur schauend, nur hörend, selten empfindend!? Ich habe die Finger in diese Wundmale gelegt; die Zeit hatte sie verharscht, aber manchmal bluteten sie dennoch.

Seydelmann war ein zu bedeutender Mensch, um sich als Schauspieler, sei es auch als erster, recht

glücklich zu fühlen. Und doch fühlte er, daß er nichts Anders sein konnte, noch wollte; doch war es sein Element; doch war die Kunst ihm Alles, weil er ihr Alles gewidmet, das ganze, lange Leben; doch athmete er nur in ihr! —

Sein Name steht da als ein steinerner Wegweiser, der seinen festen Arm ausstreckt über Geröll und Sümpfe hinaus, nach einem schönen, reichen Garten. „Dorthin geht der Weg!" — ist auf dem Arme zu lesen. Wer mit Fittigen auf die Welt kam, mag hinüber f l i e g e n. Die F u ß gänger sollen sich durchkämpfen, wie der Verstorbene gethan, dessen Name ihn überlebt. Aber um das Ziel zu erreichen, müßte seine Ausdauer in Euch wirken.

Hier fallen mir die schönen Rückert'schen Worte ein: „Er ging! Nun zeigt wetteifernd Eure Gaben! — Doch deren, die ich kenn', ersetzt ihn keiner."

Nein Keiner!

Nicht — daß nicht Mancher leben sollte, — und ich weiß deren Einige — die ihn in Manchem übertreffen könnten; das ist nicht zu bezweifeln. Aber die Gesammtheit seines Wesens, wie es im Werden, Sein und Wachsen vor uns stand, ist unersetzlich. Wenn er in irgend einem Stücke, in irgend einer Rolle auftrat, so konnte der geübteste Theaterfreund, der geistreichste Denker stets mit der Ueberzeugung

hineingehen: ob die heutige Rolle für ihn passe oder nicht? Ob er sie erfüllen kann, wie sie ist, oder ob er sie sich zurecht machen müssen? Ob sie ihm genügt, oder ob er ihr? Gleichviel! In jedem Falle werd' ich etwas Wichtiges sehen, etwas Neues erfahren, werde dem sinnenden Geiste auf tieferen Bahnen begegnen und werde, wenn mich seine Ansicht vielleicht nicht gewinnen sollte, doch ihrer consequenten Durchführung, ihrer logischen Reinheit meine Hochachtung und Verehrung zollen dürfen. Ich frage, — und die kältesten Kritiker mögen mir antworten: war das so? Hab' ich zuviel gesagt? —

Wo jedoch, was er in der Rolle gefunden, mit dem zusammentraf, was seine Persönlichkeit hineinzulegen vermochte; wo entweder psychologische Studien zu machen, oder wo der Verfasser nicht allein durch den Darsteller zu reproduciren, nein, wo er zu ergänzen, zu vervollkommnen war; wo dann Geist und Scharfsinn vorherrschend des warmen Gefühles nicht als lodernder Flamme, sondern nur als leuchtenden Funkens bedurften, der wohl innen glimmte, ohne gerade nach außen emporzuschlagen; wo mit einem Worte weder die wildesten Stürme tragischer Leidenschaften, noch die imponirende Größe heroischer Erhabenheit, noch endlich die durch sich selbst wirkende Erscheinung einer derben, ganz

schlichten Naturwahrheit verlangt wurden (um es im Beispiele zu fassen, als König Lear, als Egmont, als Oberförster, hätt' ich ihn nicht zu sehen gewünscht!): Da war und blieb er der Meister unserer Zeit; — in einigen Darstellungen aber der Meister aller Zeiten.

Gewiß, Berlin war der passende Platz, der beste Wirkungskreis für ihn; für den Schauspieler, bei dessen unausgesetztem Weiterstreben der Verstand vorherrschte.

Und wie seltsam, gerade vor Berlin hatte unser Freund, bevor er hieher kam, eine ganz entschiedene Abneigung; man könnte es Furcht nennen. Ich finde einen seiner Briefe aus dem Jahre 1831 unter meinen Papieren, in welchem folgende Stelle vorkommt:

„Daß Sie übrigens so einen Narren an Berlin gefressen haben, wunderlich! So wunderlich, wie wenn Einer Klöße mag, und der Andere nicht. Ich werde Berlin wohl nicht mehr sehen. (Er war nur hier gewesen, um Devrient anzuschauen, hatte jedoch nicht gespielt! —) Die Lust, dort zu spielen, fehlt mir, aufrichtig gesprochen, ganz! Graf Redern's Antrag zu Gastrollen habe ich seit Jahr und Tag noch zu beantworten; nun wird er gern auf den Brief eines Grobians verzichten. Berlin ist mir

durch seine Theaterkritik in den letzten Jahren des verflossenen Decenniums ein wahrer Gräuel geworden. Das wenige Gute wurde von dem Haufen des Schlechten erdrückt. Wenn ein honetter Mann seine Stimme erhob, lachten ihn 3000 Gassenjungen, die Recensenten-Federn hinter den ungewaschenen Ohren, zu Tode. Publikum und Künstler versanken mit, wovon konnte da noch die Rede sein? Damals dachte ich nicht ohne den schmerzlichsten Widerwillen an Berlin, und so ist es fast noch. Ich glaube, es würde mich in der vollkommensten Ruhe lassen, wenn man mir die Bretter dieser Residenz für immer versagte. Ist es, wie es war, so kann man einen guten Namen dort wohl verlieren, aber weder gewinnen, noch ihn befestigen. Und sollte es schon anders sein? Ich zweifle. Böses Beispiel wirkt auch nach. — Freilich wird bei solcher Abneigung vor der Bühne der mächtigen Hauptstadt meinem Namen immerdar jener Strahlenglanz fehlen, den nur sie — diese Heimath gesunder Theaterkritik und des Witzes — einem Künstler zu geben vermag; nun, wenn auch: Alles haben wollen, ist thöricht! Zu etwas Anderem."

Diese Abneigung muß sich später doch gelegt haben, und unfehlbar ist sie entschieden besiegt worden, als er bei seinem ersten Gastspiele so unerhörte

Wirkungen hervorbrachte, daß er, wie er mir nicht selten erzählt hat, selbst dadurch überrascht wurde. Von vielen ihm Wohlgesinnten, ja solchen, die bei seinem ersten Gastrollen-Cyklus zu den Chorführern der stimmfähigen Enthusiasten gehört hatten, habe ich vernommen, daß er später, bei seiner Wiederkehr, diese Begeisterung nicht mehr (auch bei ihnen nicht) erregt habe.

Ich finde dies sehr natürlich, denn es liegt in der Natur des Menschen im Allgemeinen und des Berliners besonders. Hier, wo die laute, sichtbare Theilnahme, die der Gebildete einem Schauspieler gönnen und spenden mag, mit Stimmen und Händen, zu den seltensten Vorkommenheiten gehört; hier, wo man abwägt, Silben sticht, krittelt, vergleicht und reflectirt und alle diese Quälereien beseitigt haben muß, ehe man sich einer freudigen sympathetischen Aufregung hingiebt; hier mußte gerade ein Schauspieler wie Seydelmann (wenn das Gleichniß erlaubt wäre: auf homöopathischem Wege) durchdringen, erregen, begeistern. Das ist richtig.

Aber eben hier erschrickt man auch, wenn man sich vom Enthusiasmus fortreißen ließ, gleich nach den ersten Explosionen desselben, bis zum Tode darüber. Man fragt sich: hast Du auch, als Seydel-

mann den „Marinelli" gab, Dich nicht zu weit über die Logenbrüstung gelegt? Hast Du nicht allzustark applaudirt? seinen Namen am Schlusse nicht zu heftig gerufen? Hast Du die Decenz nicht verletzt?

Diese Fragen werden im Gewissen des Fragenden zu eisernen Gedankenstrichen; – und man nimmt sich vor, sich künftig zu moderiren.

Nun kehrt der Gefeierte zurück, und das Quecksilber der öffentlichen Stimmung, welches er auf dem Kochpunkt verließ, steht mitten im Sommer seines Lebens und Wirkens — plötzlich unter Null. Wir haben denselben Fall bei dem zweiten Besuch der ewig unvergeßlichen, nie ersetzten, seeligen Sophia Müller gehabt. — Und war es jetzt bei Lißt anders?

Das hinderte doch nicht, daß Seydelmann, einmal heimisch geworden, in die ihm gebührende Stellung rückte, das heißt: in die erste, und daß er die anerkennende Achtung und Verehrung aller Stimmen für sich vereinte, die nicht durch die Quantität, sondern durch die Qualität gelten.

In dieser würdigen Stellung fand ich ihn, als ich im verflossenen Herbste, nach mehrjähriger Abwesenheit, wieder in Berlin eintraf. Die Veränderung, die in dieser Frist mit ihm vorgegangen, war nur zu merklich. Er hatte fortdauernd gekränkelt,

dazwischen eine wirkliche Todeskrankheit durchgemacht und war dieser nur durch die Sorgfalt seines Hausarztes, des Dr. Braun, entrissen worden. Der beengte Athem, der sich, wenn er sprach, bisweilen kund gab, ließ mich anfänglich fürchten, er leide an der Brust. Doch als ich ihn auf der Bühne und im Leben laut und kräftig sprechen gehört, verschwand diese Besorgniß; aber nur um der andern, leider allzu gegründeten Raum zu geben, daß eine Abnormität seines Herzens den Druck und die Beängstigungen hervorbrachte, unter denen er litt.

In mir stand es fest, daß kein Aufkommen für ihn sei, und ich betrachtete jeden Tag, wo er freier Laune war, um zu plaudern, oder kräftig genug, aufzutreten, wie ein reines Geschenk; ihn selbst wie ein Darlehn, welches stündlich zurückgefordert werden dürfte. In dieser entsagenden Betrachtung seines Zustandes konnte und wollte ich natürlich auch nicht mehr daran denken, ihn mit meinen Stücken zu quälen; und ich that gar keine Aeußerung mehr, daß ich eigentlich mit der Hoffnung nach Berlin gekommen war, ihn darin spielen zu sehen. Das erwähne ich hier nur deshalb (weit entfernt, von mir und meinen unbedeutenden Arbeiten aufdringlich schwatzen zu wollen), weil es mir Gelegenheit giebt,

den letzten Brief, den ich von ihm erhielt, einzuschalten, und der jedem seiner Verehrer wichtig sein wird, da er in wenig Zeilen ein Bild des Menschen giebt, der ihn schrieb:

„Berlin, am 18. November 42.

Guten Morgen!

(Ich schreibe auf einen großen Bogen, weil ich gerade keinen kleinen habe.)

„Wie ich Ihnen am Dienstage sagte: Mittwochs ließ ich mir Ihren „Hans Jürge" geben, und ich habe ihn, in einem Ruck, mit steigender Theilnahme gelesen. Das Stück hat durch seinen Zusatz offenbar gewonnen. (Ein seltener Casus!) — Der poetische Gedanke: einen innerlich, wie äußerlich verwahrloseten Menschen durch Liebe aus dem Schlamme zu holen und ihn der innigsten Theilnahme der Besten entgegen zu führen, tritt jetzt vollkommen klar hervor und zwar auf die angenehmste und wohlthuendste Weise. Ich habe gelesen wie ein Mensch, nicht wie ein Kritikus und sage Ihnen, voll Freudigkeit, meinen herzlichsten Dank! Das Publikum wird empfinden wie ich, und damit es recht bald zu dem Genusse komme, will ich Herrn von Küstner mündlich und schriftlich bitten, mir den „Hans Jürge" bald zuzuschicken. Ich will die Rolle, unbeschadet der andern neuen, die

ich habe, so zwischendurch lernen; des Herrn General-Intendanten Repertoirsentwürfe sollen deshalb nicht um einen Tag verkürzt werden. —

(Jetzt folgt ein Besetzungsvorschlag.)

Mit dieser Besetzung, dacht' ich, müßt' es rasch vorwärts gehen, denn die genannten Mitglieder sind keine von den preziösen, mit dem langen Umschweif. — Was die Darstellung sonst betrifft, macht sie ja gar keine Ansprüche irgend einer Art. Nur Platz braucht sie, und den wird man ihr doch wenigstens ebenso gern gönnen, als der „Kunst zu gefallen!" — Horreur!! — Ich wäre statt zu schreiben, selbst zu Ihnen gekommen, aber ich leide seit vorgestern sehr an den Augen; die Ränder sind ganz roth und thun mir weh! — Demohngeachtet hoff' ich, Sie heute Abend lesen zu hören. Machen Sie's nur „recht schöne!" Wir danken für die Billette.

Wie Sie den Jürge gespielt haben, müssen Sie mir sagen; zwar hab ich ihn schon in mir, allein ich luge auch gern nach Andern hin. Nicht wahr, es ist schon in dem ersten Theil kein Jüngling mehr, sonst, — Sie kennen ja das Volk. Es holt sich seine Kritik (daß Gott erbarm!) aus allen Winkeln zusammen; auch aus den Taufscheinen. Adieu. Ihr S."

Auf Seydelmanns liebevollen Antrag, der mich

unter andern Verhältnissen entzückt haben würde, hatte ich, hier nicht einzugehen, bestimmte Gründe. Wären diese aber auch nicht durch die Umstände bedingt gewesen, nimmermehr hätte ich mich entschließen können, ihn beim Worte zu nehmen und von seinem großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen, da ich nur zu deutlich sah, wie kurz ihm seine Frist gemessen war, und daß ich einen frechen Raub an der Kunst und ihrer heiligen Sache begehen würde, wenn ich seine Kraft und Thätigkeit, die zunächst dem von Woche zu Woche erwarteten „Jago im Othello" zugewendet blieb, durch meine kleinen Angelegenheiten hätte zersplittern lassen. Auf diesen „Jago" war er noch mit dem nie erlöschenden Feuer seiner künstlerischen Begeisterung gerichtet, und ihn, als das Resultat vieljähriger Studien dem Berliner Publikum vorzuführen, sein heißester, sein letzter Wunsch. Nur das noch! sagte er manchmal, wenn ich bei ihm allein saß, und wischte sich dann kopfschüttelnd, und mit den Worten: mein lieber Holtei, es ist doch recht betrübt! — die Thränen aus den Augen.

Bei unserem Feste der Schlesier, welches er im Verein mit Beckmann und mir leitete, erschien er am 4. December noch einmal unter Menschen. Er zwang sich zu einer milden Heiterkeit,

die Viele täuschte, hinter der aber für mich das Antlitz des Todes sichtbar wurde.

Meine näheren Freunde können mir's bezeugen, daß ich ihn schon damals für verloren hielt.

Am 9. Januar des neuen Jahres (wenn ich nicht irre) betrat er das Theater zum letzten Male, als „Wellenberger" in den „Advokaten". Dann legt' er sich nieder, um nicht mehr aufzustehen.

Jedesmal, wenn ich ihn besuchte, fand ich ihn schwächer und kränker. Im Laufe des Gespräches belebte er sich scheinbar, that sich Gewalt an und wollte durchaus nicht so krank erscheinen, als er wirklich war.

Sehr gern schien er es zu vernehmen, wenn man seinen Hindeutungen auf nahes Ende derb und entschieden widersprach. Geschah das, so konnte er auf Viertelstunden froh und gesprächig werden. Jedesmal aber, wenn Einer der Wenigen, deren Besuch er anzunehmen pflegte, ihn verlassen hatte, sagte er mit tiefem Seufzer: Gott sei Dank, wieder ein Mal Komödie gespielt!

Mit den Seinigen, die ihn unermüdet und treu pflegten, sprach er ehrlich und traf Anordnungen für die Zukunft. In diesen rührenden Unterhaltungen hat er ihnen auch zur heiligen Pflicht gemacht: seinen schriftlichen Nachlaß, hauptsächlich aber seine

Rollen*) keinem menschlichen Auge zugänglich zu machen. Ich bitte Euch, — ja ich befehle, sagte er mit drohendem Blick, daß Niemand als meine Frau und mein Sohn davon Kenntniß erhalte!

Was ich bei seinen Lebzeiten zufällig von den mit seiner schönen Handschrift geschriebenen und mit Anmerkungen reichlich versehenen Rollen und Büchern bemerkte, erklärt mir diesen Befehl vollkommen. Er wußte nur zu wohl, daß man ihn kleinlicher Detailkrämerei im Ausstudiren und Einstudiren anklagte, und fürchtete nun, man möge nach seinem Tode dieses „sein Handwerkszeug", wie er es nannte, uneingeweihten, vielleicht spöttelnden Neugierigen Preis geben. Aus diesem Gesichtspunkte hatte er leider Recht. Andererseits ist es ein großer Verlust für die Kunst; für die sogenannte Schauspielkunst, die eigentlich keine ist, weil sie willkürlich umhertappt, und in deren Finsternissen Seydelmanns Rollen-Inschriften ein schöner Leitstern geworden wären, für jeden Jünger, der es redlich mit sich und der Sache meint. — —

---

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nicht diejenigen Exemplare seiner Rollen gemeint sind, die er von der Direction empfing, und die natürlich wieder abgeliefert werden müssen, vielmehr nur diejenigen, die er wichtig und würdig fand, sie zum Studiren selbst abzuschreiben.

Wenn er nicht an seinen Tod dachte, in seinen letzten Tagen, so dachte er an Schlesien; an „unsre liebe Heimath," wo er im Sommer zu wandeln meinte.

Nun denn, er hat es erreicht: in der Heimath ist er!

An seines letzten Tages Morgen besuchte ihn sein ehemaliger Chef, des Grafen Redern Excellenz, den ich von der nahe bevorstehenden Auflösung des Kranken unterrichtet hatte. Er war dem Künstler stets ein wohlmeinender Gönner und Freund und hat es auch über's Grab hinaus noch bewiesen.

Die letzten Worte, die Seydelmann auf der Bühne gesprochen, lauten so:

Wenig schreiben, viel thun; wenig Geld, viel Ehre und frommer Sinn; selten das corpus juris gefragt, — oft das Herz — und allezeit die Todesstunde. Freund, dann sollen sie bei der Todtenparade zwei Federn kreuzweise über unsern Sarg legen; die bedeuten dann so viel, wie zwei Heldendegen.

In diesem Sinne haben wir ihm eben diese seine letzte Rolle auf den Sarg gelegt. Auf dem Titel war zu lesen: „Die Advokaten" von Iffland.

„Wellenberger" Herr Devrient. (Bei De=

vrient's Namen hatte Seydelmann ein Kreuz gemacht.) Und unter diesem, von der Hand des Regisseurs: Herr Seydelmann. Da hatten wir auf einem Blatte: Iffland, Devrient, Seydelmann, und auf den Sarg schaute Wolff's Büste, von einem Lorberkranze umwunden. —

Als Fleck gestorben war, klagten die Berliner Theaterkenner, daß Iffland nur ein gemachter Ersatz für jenes große Genie bleibe.

Als Iffland todt war, hörte ich viele geistreiche Menschen klagen, daß Devrient und Wolff doch nicht so hoch ständen, wie Iffland.

Als Devrient und Wolff geschieden waren, wurde Seydelmann nicht selten angefochten, weniger ein großer Künstler zu sein, als jene.

Nun sind sie Alle begraben, Alle. Seydelmann schließt den Reihen.

Und was nun??

Ich weiß es nicht. Eins weiß ich, und das heißt: Ehre seinem Andenken!

Berlin am letzten März 1843.

Ernst Raupach.

(1852.)

Wer einige Jahre vor Raupach's Rückzug von der Bühne, vielleicht nach längerer Abwesenheit aus der Fremde in's Vaterland heimkehrend, mit unseren Zuständen unbekannt, deutsche Journale in die Hand genommen und in manchen derselben all' die gehässigen, geringschätzenden Verdammungsurtheile über jenen ausgezeichneten Mann gelesen, hätte wähnen müssen, Raupach sei ein talentloser, Nichts könnender Scribler, und das deutsche Theater schwelge im Ueberfluß neuer geistiger Schöpfungen von anderen Verfassern, so daß es den Getadelten, Bespöttelten nimmermehr brauche. Es war förmlich Mode geworden, den Mann, der die Bretter so lange beherrscht, herabzusetzen und von ihm zu schreiben, über ihn abzuurtheilen wie über einen Stümper. Theils mögen es wohl sogenannte politische Gründe und abweichende Meinungen gewesen sein, welche so

vielerlei Federn gegen den conservativsten aller Schriftsteller in Bewegung setzten; theils auch mag sein häufig abstoßendes Benehmen ihm Widersacher zugezogen haben. Hauptsächlich jedoch war es der bleiche, gelbe, schlecht verhehlte Neid, der dem geistvollen, energischen Manne seine unerschöpfliche Thatkraft, seinen stets regen Fleiß, seine Erfolge vor dem Publikum, seinen Einfluß auf die Vorstände der bedeutendsten Bühnen mißgönnte und ein Heer zurückgewiesener Mitbewerber in wüthende Recensenten umwandelte.

Leider war es so. Und ich kann sogar von ähnlichem Vorwurf zwei Dichter nicht freisprechen, die wir hochachten und verehren, die aber, wie sie sonst untereinander bitterste Gegner gewesen, sich doch in einem Punkte vereinigten: in dem blind seinwollenden Grolle wider Raupach, dem sie zuletzt als Verbrechen anrechneten, daß seine Stücke Abend für Abend gespielt wurden, während man die ihrigen als unaufführbar zurücklegte. Ich meine Platen und Immermann und weiß sehr genau, was ich mit dieser hingeworfenen Andeutung meine. Aus Platen kann es Jeder, der einigermaßen, auch zwischen den Zeilen, zu lesen versteht, selbst heraussuchen; und bei Immermann bin ich, ehe es mit ihm und Raupach zum völligen Bruche kam, der

ungenügende Vermittler oder doch Vertraute gewesen, als Raupach seine anerkennende Meinung über Immermanns Kaiser Friedrich mit einigem die Darstellungs-Möglichkeit betreffendem Tadel verwebte; was ihm der in Düsseldorf geistig Herrschende, dort keinen Widerspruch Duldende mächtig übel nahm.

Immermann vertrug nun einmal keine Einwendungen, wie ich bei Gelegenheit seines „Andreas Hofer" und seines Luftspiels „die Verkleidungen" zu meinem eigenen Schrecken erfahren müssen. Er hat es mir niemals ganz vergessen, daß ich, ein körperliches Wunder aus dem „Trauerspiel in Tyrol" wegwünschend, diesen bescheidenen Wunsch in mein Entzücken über das ganze Werk eingemischt. Und als ich ihm später von Berlin aus einige Bedenklichkeiten wegen der „Verkleidungen" schriftlich mittheilte, erwiederte er mir sehr kurz, ohne auf Details einzugehen: „Das Königstädter Theater würde Ursache haben Gott zu danken, wenn es lauter solche Stücke aufführen könnte, — und keine schlechteren."

Bezeichnend genug für die Zustände unserer Literatur mag hier erwähnt werden, daß die zunächst von mir gerügten Stellen in giftigen Ausfällen gegen Michael Beer und dessen Familie bestanden. Der gute Michael, dem ich wahrscheinlich etwas da-

von verrathen, war nicht der Mensch, einen Gegner wie Immermann gleichgültig und leichten Herzens zu betrachten. Er begab sich nach Düsseldorf, machte daselbst einen längeren Aufenthalt, — was er um so unbefangener thun konnte, als er mit dem verehrungswürdigen, berühmten Wilhelm Schadow, dem Stifter und Lenker dortiger Kunst-Akademie, von Berlin her befreundet war; — näherte sich auf diese Weise seinem hochbegabten Feinde, gewann dessen Wohlwollen, wurde des Feindes Freund, und die Folge war, daß Immermann eiligst jene anzüglichen Ein- und Ausfälle aus dem possenhaften Lustspiele herausstrich, weil er, wie er mir schrieb: „von von seinen ungerechten Vorurtheilen zurück gekommen sei." Er und Michael blieben herzliche Freunde, bis zu des Letzteren frühzeitig erfolgtem Tode; was ein in meinen Besitz gelangter Brief noch bestätiget, worin Michael Beer seinem lieben, theuren Immermann für dessen liebe, liebe Zuschriften dankt, über die „Schule der Frommen" sich huldigend ausspricht und ihm zugleich als Gegengabe eine bei Cotta erschienene Edition eigener Tragödien übersendet, welche Immermann's „freundlich-nachsichtiger Sinn liebevoll in Schutz genommen."

Und waren Michaels Tragödien unterdessen anders, besser geworden, als sie gewesen, da derselbe

nachsichtige Sinn über sie unnachsichtig den Stab gebrochen?

Ich glaube nicht. Dichter und Dichtungen waren dieselben geblieben, nur der Standpunkt der Betrachtung hatte sich verändert. Gott behüte mich, daß ich über solche Veränderung etwas Anderes äußern sollte wie Freude! Ich will dabei nur hinweisen auf die Wandelbarkeit menschlichen Urtheils überhaupt; auf die Einflüsse, welche Persönlichkeiten und Verhältnisse ausüben, bei Für und Wider, so lange wir Menschen bleiben und als Menschen mit Friedrich Schlegel bekennen müssen: „Wir können nicht heraus aus unserm Leibe."

Raupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Immermann, so wenig wie er nach Spezia oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen. Und hätte er's thun wollen, er hätte, widerhaarig und borstig, wie Gott ihn nun einmal geschaffen, die beiden stolzen, edlen, gebieterischen Naturen nur um so mehr verletzt mit seiner rauhen Schaale, welche Jeden verletzen mußte, der nicht Muth, Geduld und Liebe mitbrachte, durch häßliche Stacheln bis zum Kern zu dringen, Liebe und ausdauernden Willen. Woher aber kann solcher Wille anders entstehen, als aus der schon angeborenen Fähigkeit, sich Demjenigen geistig unterordnen zu wollen, dessen Ueber-

legenheit an Geist und Wissen ihm bei scheinbarem Hochmuth zur Entschuldigung dienen wird, wenn nur sonst Redlichkeit und Mitgefühl in seinem Innern leben?

Weil der Dichter Raupach mir dafür galt; weil ich in bescheidener Selbsterkenntniß dem Denker, dem Gelehrten sein Uebergewicht willig zugestand; weil ich endlich den um so viel älteren schlesischen Landsmann in ihm begrüßte, ging ich ihm mit treuherziger Unterwürfigkeit entgegen.

Ich habe bereits an einem andern Orte*) zu schildern versucht, daß es mich bei'm ersten Begegnen verblüffte, ihn voll unerschütterlicher Zuversicht vorhersagen zu hören, er habe sich nach Berlin begeben, um an Ort und Stelle nachzuschauen, wie er es anfangen müsse, sich der deutschen Bühne zu bemächtigen. Eine Vorhersagung, die er ohne Aufschub in's Werk setzte.

Er kam damals, vor sieben und zwanzig Jahren etwa — aus Weimar, wo er anfänglich nach seiner Uebersiedelung aus Petersburg zu weilen den Entschluß gefaßt, wo er es aber begreiflicher Weise nicht ausgehalten. Er — und Goethe! Das ging unmöglich.

---

*) „Vierzig Jahre" IV. Band, pag. 173.

Diese Beiden mit- und nebeneinander zu beobachten, dürfte man gern einen hohen Eintrittspreis erlegt haben. Der verstorbene Stephan Schütze, dem bei all' seiner anbetenden Verehrung für Goethe doch niemals die Laune fehlte, was in jenen Kreisen komisch wirkte, mit Humor aufzufassen; und der auch sehr an Raupach hing, hat mir Schilderungen von unseres Freundes Ungebehrdigkeiten gemacht, — des Verfassers einer „Theorie des Komischen" würdig.

Raupach hätte sich, auch Goethe'n gegenüber, niemals entschlossen, von seiner Petersburger Lehrkanzel herabzusteigen; diese war ihm gleichsam um den Leib gewachsen; er trug sie mit sich, wie einen Reifrock und docirte auch in Weimar.

Dergleichen litt Goethe im persönlichen Umgange nur dann, wenn er Hoffnung hegte, von Docenten etwas Neues zu erfahren, durch ihn positiv belehrt zu werden. Wäre Raupach z. B. im Stande gewesen, im Gebiete der Naturwissenschaften wichtige Entdeckungen und Ansichten zu enthüllen, so würde der erhabene Meister sich ihm willig subordinirt haben. Aber was Raupach dem Goethe sagen konnte, daran hatte dieser ein so viel längeres Leben gesetzt; hatte mit seinen Meinungen abgeschlossen; und der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm

schroff und ohne äußere Huldigung in's Antlitz starrte, — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheuete. Sie trennten sich kalt.

Damit soll nicht etwa ausgesprochen sein, daß der weltumfassende Geist sich deshalb auch von Raupachs künftigen dramatischen Werken kalt abwenden wollen? Nein. Auch darin unterschied sich Goethe von allen übrigen Celebritäten, daß er in objectiver, großartiger Unparteilichkeit die Erzeugnisse niemals entgelten ließ, was deren Erzeuger vielleicht — wissentlich, oder unwissentlich — an ihm verschuldet. Er, der von Kotzebue vielfach geneckt, gehöhnt, verklatscht, geärgert, das vollste Recht besaß, diesem unverträglichen, unbequemen Stadtgenossen zu zürnen, und desselben Schauspiel „der Schutzgeist" dennoch mit Fleiß und Sorgfalt in Scene setzte; so daß Kotzebue beschämt auf einer Redoute (wo sie sich begegneten) ihm dankte und die Antwort empfing: Möge dieser Schutzgeist Sie nicht verlassen! — Er, der keinen Feind und Gegner kannte, wenn es darauf ankam, den Werth einer literarischen Arbeit, sei's auch nur den relativen, zu messen und zu würdigen; — er bewahrte unserem Raupach stete Theilnahme, deren anerkennende Bereitwilligkeit ich mehrfach von seinen Lippen vernahm, und dann, nach Berlin heimgekehrt, freudig darüber berichten konnte.

Goethe schätzte gebührend die Bedeutung derjenigen dramatischen Dichter, die in fruchtbarer Gewandtheit „für das tägliche Brod der Bühne" sorgten, und war weit entfernt von jener vornehm seinwollenden Exclusivität der Kritik, wie wir, Gott sei's geklagt, an so Vielen finden, welche geneigt sind, alle Kinder mit dem Bade zu verschütten. Er wußte, was es heißt: ein Theater führen, und daß jeder Tag sein Recht verlangt*). Mit schonender Würdigung ging er auf Raupach's eminente Verdienste um diese täglichen Bedürfnisse des realen Theaters ein und erhob das Talent des Unermüdlichen. Ueber die Bearbeitung der Calderonischen „Tochter der Luft" sprach er einmal gar tiefe, wundersame Worte, aus denen ein Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an selbsteigene Bemühungen wegen spanischer Poesie auf deutscher Bühne zu wehen schien, aus denen er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb-frivolen Scherz überging, der

*) Der Verfasser nimmt sich die Freiheit, auf einen Aufsatz Gutzkows „die Menge muß es bringen" hinzuweisen, der dasselbe Kapitel behandelt und um so ehrenwerther genannt werden darf, weil der Dichter Gutzkow hier nicht in eigener Sache, sondern lediglich in jener des Theaters und der Wahrheit sprach. Je mehr Einer selbst vermag, desto nachsichtiger wird er als Kritiker sein. Nur die Impotenten lieben die Grausamkeit.

ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter; was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Luft" und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten Semiramis.

In unserer Literaria, deren fast niemals fehlendes Mitglied Raupach wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist, obgleich die näheren Freunde um ihn her Einer nach dem Andern, fast alle geschieden oder abgeschieden waren, galt er für unentbehrlich. In entsagender Geduld, schweigend, resignirt, höchstens eine Prise mehr als gewöhnlich nehmend, ließ er sich den zweistündigen Vortrag auch derjenigen literarisch-poetischen Novitäten gefallen, die ihm mißfielen, oder vor denen er gar Abscheu hegte. Beim schlichten Mahle, welches der Vorlesung folgte, behauptete er seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, so daß Hauptmann von H . . . . . . (jetzt hoffentlich General!) zu sagen pflegte: wenn R. fehlt,

dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf. Ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenknopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches verstehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Absprechend und hochfahrend mußte er einem Jeden, der ihn so hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erscheinen. Ach, und er war so weich, so gut, so rechtlich. Der bärbeißige Isegrimm, der sich neben Dich hinsetzte, als ob er Dich und noch ein halbes Dutzend Anderer fressen wollte, sobald Du sein Herz traf'st, floß es ihm über, und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch so lieblos, so grob, so verletzend, wenn Widerspruch ihn aufreizte! Und wie war er so zuthunlich, so bereit, durch Sanftmuth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth schmerzhaft berührt hatte!

Ich erinnre mich eines Abends, wo er — in übelster Stimmung — von Shakspeare's „Heinrichen" redend, in diesen nur die Falstaff-Späße anerkannt wissen, sämmtliche historische Scenen dagegen für langweiliges Gespräch erklären wollte. Ich, in seiner Nähe sitzend, fuhr dagegen auf, vergaß die Achtung, die ich, der im Vergleich mit ihm unwissende junge Mann, dem bejahrten Gelehrten sonst so gern

zollte, und ließ in meiner Heftigkeit sogar Aeußerungen laut werden, wie folgende: „Freilich, neben den historischen Dichtern des königl. Hoftheaters kommt ein Shakspeare nicht auf.“

Die Gesellschaft fühlte sich verlegen und erhob sich frühzeitiger als sonst.

Chamisso, ein fast unbedingter Anhänger Raupach's, hatte die heutige Polemik doch zu stark gefunden und seine langen grauen Locken bedenklich geschüttelt, während Jener die Heinriche abkanzelte. Jetzt, wo wir die Mäntel umnahmen, raunte er dem immer sanften, wohlwollenden Eichendorf zu: „der Senf ist dem Holtei in die Nase gestiegen.“

Ich fühlte selbst, daß ich zu bitter geworden sei in Bekämpfung eines Ausspruches, an dessen Wahrheit Raupach ja selbst nicht glaubte, nicht glauben konnte; den er nur hinausgeworfen wie einen alten Handschuh, und den ein minder heftiger Ritter hätte aufnehmen müssen, um den Kampf besonnen und in allen Ehren durchzuführen. Mir that mein beleidigendes Wort innig leid. Ich betrachtete mich durch dasselbe wie auf immer von einem verehrten Manne getrennt, von dem ich erwartete, daß er mir nie verzeihen werde. Ich wickelte mich — (es war bitterlich kalt) — in meinen Mantel und sagte am Thorweg des „Englischen Hauses“ eine allgemein gültige:

gute Nacht! mit dem Gedanken „geh' Du rechtswärts, mich laß linkswärts geh'n."

Seitdem es glatteisete — und man muß wissen, welche Eisbahnen oftmals durch Berlins Gassen blinkten — hatte ich an vergangenen Abenden dem in seinen kolossalen Ueberschuhen unsicher-wandelnden Raupach meinen Arm gereicht, um ihn vorsichtig bis zu seiner Wohnung zu geleiten; ein Liebesdienst, dessen ich mich nicht mehr würdig fand. Er jedoch, als er bemerkte, daß ich entschlüpfen wollte, rief mich zurück, obwohl es ihm an besseren Führern nicht gefehlt haben würde. Und er fragte gutmüthig: „Wollen Sie heute nicht mit mir gehen, weil ich an Ihrem Shakspeare gefrevelt? Sie sind ein Kind! Der hat unser Lob nicht nöthig und ist über jeden Tadel fort. So weit bringen wir's Beide nicht; seinetwegen brauchen Sie mich nicht auf dem Eise tanzen zu lassen." Von meiner Ungezogenheit war nicht mehr die Rede, und er unbefangen und freundlicher, als jemals.

Außer unserer Literaria, in welcher, trotz mannigfacher, ihm unvermeidlich widerstrebender Elemente, er sich heimisch fühlte und gern bewegte, war sein geselliger Verkehr wenig ausgebreitet. Mit den poetischen und ästhetischen Cirkeln in großen Berliner Häusern vermochte seine rücksichtslose Derbheit

nicht fügsam zu bestehen. Man schalt ihn deshalb. Ich muß ihn loben. Um so aufrichtiger, weil ich selbst in bedauernswerther Nachgiebigkeit kennen und erfahren gelernt, wie die meisten Gönner und Gönnerinnen von Kunst und Literatur es mit dieser zur Schau getragenen Gönnerschaft meinen, und wie verzweifelt wenig dahinter steckt, womit ich aber nicht etwa Berlin gegen andere große Städte, in denen es noch schlimmer ist, zurücksetzen möchte.

Ein alter — Hallischer Universitäts= — Freund, wenn ich nicht irre, der Geheime Oberfinanzrath Skalley, der zugleich als Mitglied einer Prüfungskommission sämmtlicher für's Hoftheater eingehender Stücke günstigen Einfluß auf seine Productivität übte, stand ihm sehr nahe.

Sodann pflegte er vertrauteren Umgang mit Hegel, welcher in Raupach's Dramen vielleicht mehr sah, als ein weniger großer Philosoph und dagegen praktisch=zuverlässiger Bühnenfreund gesehen haben würde. Denn Hegel fand sich und seine ästhetischen Meinungen in manchen neueren Arbeiten des Dichters verkörpert; was, wo es eintraf, eben nicht zum Vortheil der Dichtungen einschlug. Sie Beide im Verein lehnten sich heftig gegen Ludwig Tieck auf, gegen Ironie, gegen romantischen Nihilismus, gegen Shakespeare's Lustspiele u. s. w., schienen doch aber

dabei zu vergessen oder zu übersehen, daß verschiedene Versuche Raupachs eben auch nur für poetische Negationen, wenn gleich für sehr geistreich combinirte, gelten konnten.

Friedrich von Raumer, zwar begeisterter Freund und Vertreter des von Jenen perhorrescirten (und auch Jene redlich rück-perhorrescirenden) Tieck, wurde dennoch durch die Dramatisirung seiner Hohenstaufen angezogen und gewonnen, von welcher groß angelegten, weit verzweigten, dichterischen Unternehmung die deutsche Bühne leider nicht den Vortheil gezogen, der allen dabei aufgewendeten Mitteln an Gelehrsamkeit, Fleiß, Willen und Fähigkeiten entsprochen hätte. Der Rahmen war doch wohl zu eng, vielleicht zu — modern, um darin mit Erfolg nachzuahmen, was dem kindlichen Ur-Genius britischer Poesie, freilich unter völlig anderen Formen und Ansprüchen, gelungen ist: ein ganzes, großes Völkergeschick sammt Schlachten, Niederlagen, blutigen Siegen und Triumphen hineinzuzwängen.

Außer jenen gelehrten und berühmten Freunden besaß Raupach noch einen, allerdings minder gelehrten, doch für den Theater-Dichter nicht minder wichtigen, für seine Zwecke gewiß nützlicheren: den berühmten Schauspieler Pius Alexander Wolff, den Liebling und Schüler Goethe's, den Theilnehmer, den

Zögling Weimarischer Herrlichkeiten, den Erben glorreicher Erinnerungen, den Gatten jener wahren Künstlerin Amalie, Malcolmi's Tochter, desselben Malcolmi, dem Goethe nachgesungen:

„Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle wohlgespielt."

Ich besitze das Blatt, worauf Goethe mit eigener Hand diese vier Zeilen gestellt, um es der Tochter eines unvergessenen Vaters darzureichen. Amalie Wolff schenkte mir's, als ich sie, die, schon erblindet, mich nicht mehr sehen konnte, zum letzten Male sah, in Berlin im Frühjahre achtzehnhundert fünfzig, an dem nämlichen Abende, wo ich bei ihr mit Raupach, bei dem ich zu Mittage gespeiset, noch einmal unerwartet zusammentraf. Das war mir ein düsterer, doch feierlicher Abend. Es war, als ob wir, auf Gräbern sitzend, mit einander plauderten; auf zugeworfenen, wie auf offenen. Zwei haben sich seitdem geschlossen, für ihn, für sie. Das dritte harrt noch seines Bewohners. — Nur wer Wolff und dessen Frau persönlich kannte; nur wer sich ihres vertraulicheren Umganges erfreuen dürfen; nur wer Raupach aus andern Umgebungen im Gedächtniß hatte und ihn dann in diesen wiederfand, — nur der mag

beurtheilen, wie mächtig des liebenswürdigen Künstlerpaares Einfluß auf ihn gewesen. Bei Wolffs gab sich der sonst so unzugängliche, absprechende, seiner Sache sichere, keinen Widerspruch duldende Poet mittheilend, nachsichtig, wohlwollend, empfänglich, heiter; nahm belehrenden Tadel dankbar hin. Er liebte Wolff; er verehrte in ihm den denkenden, hochstrebenden Schauspieler, den feingebildeten Mann; er bewunderte die unerschöpfliche Erfindungsgabe der geistvollsten Schauspielerin; die Lebensfrische des seltenen Weibes; den scharfen Blick Beider, dem er gern und oft folgsam war.

Als der kranke Wolff in Folge vieljährigen Halsleidens kaum noch zu flüstern vermochte, schrieb Raupach eigens für ihn ein Drama, „das Ritterwort," worin er den verstummenden Meister der Rede mit einer pantomimischen Rolle bedachte. Dieses Schauspiel kam mit Wolff nicht mehr zur Aufführung: der Tod stellte sich dazwischen. Auf der Heimkehr aus südlichen Bädern blieb — wie wir aus einem vorhergehenden Aufsatze wissen — Wolff in Weimar liegen, damit sein Grab ihm auf dem Friedhofe bereitet werde, wo jetzt Karl August, ächt fürstlicher Anordnung gemäß, zwischen Schiller und Goethe modert. Zu diesen gehörte auch im Tode der große Redner, der im Leben ihre ewigen Worte lebendig gemacht,

der ihnen Wohllaut und Fülle der Sprache verliehen. Und als nun Amalie verwittwet in Berlin wieder eintraf; als Raupach sie besuchte .... Sie haben ihn einen kalten, herzlosen Egoisten zu nennen beliebt, seine jungen Herren Gegner. Hättet Ihr ihn gesehen, da er die Räume zum ersten Male wieder betrat, in denen er des verstorbenen Freundes sich gefreut! Da er der Freundin entgegentrat, die sich bemühete, Fassung zu gewinnen, während er fassungslos in lautes Schluchzen ausbrach und sich dem ungezügelten Schmerze ehrlich und herzlich hingab; hättet Ihr ihn gehört, da er mit dem Schrei tief-innerster Empfindung ausrief: „Ob die Kunst einen Ersatz für Wolff zu hoffen hat, das weiß ich nicht. Für mein Herz giebt es keinen! . .“

Ja, ja, der Mann, der „Isidor und Olga“ gedichtet, war ein kalter, gefühlloser Professor, der, ohne geborener Poet zu sein, nur mit dem Verstande arbeitete, nur momentane Effecte berechnete, nur, um Geld zu erwerben*), Stücke schrieb! Hieß es nicht so? Ich dächte, wir hätten dergleichen öfter gelesen?

*) Er war nicht ohne Vermögen. Aber daß er durch schriftstellerische Thätigkeit große Summen gesammelt, ist erlogen. Einen Theil seines mäßigen Besitzthumes hatte er schon aus Rußland mitgebracht, wo er als Professor bei der Universität in Petersburg, früher in vornehmen Häusern lehrte. Außer den Zinsen seiner Ersparnisse bezog er eine wohlverdiente,

— Nun, Gott gesegn' es Euch; aber unser Einer weiß es besser.

Viele wurden ihm neidische Schimpfer, weil der Geschimpfte bei Hofe Geltung fand; weil er sich in Berlin so lange behauptete. Diese „Tages- und Splitterrichter," denen der Alte in Weimar väterlich zuruft:

„Splittert nur nicht Alles klein,
Denn fürwahr der schlecht'ste Dichter
Wird noch Euer Meister sein."

Und was hat es ihnen geholfen? Raupach wird seinen Platz in der Geschichte deutscher Literatur einnehmen, wie unbestochene Würdigung der Nachwelt, wie ausgleichende Gerechtigkeit ihm anweisen, während jene namenlos im Nichts vergehen.

„Die Wahrheit (sprach Napoleon auf St. Helena) kommt endlich immer zu Ehren; nur freilich, daß sie oft gar lange Zeit braucht; — und meistentheils wartet sie, bis sie sich auf einen Grabstein setzen kann."

Sie wird sich auch auf Raupach's Grabsteine einfinden.

Niemals war er possierlicher, als wenn er die

schwererworbene Pension als Hoftheaterdichter. Hätten sie ihm nicht auch diese am liebsten mißgönnt?.. O, es geht Nichts über die „Kameradschaft" deutscher Schriftsteller.

Absicht hegte, zu loben. Das heißt: einen Anwesenden; einen neben ihm Lebenden, gleich ihm nach dem Beifall des Berliner Theater-Publikums Ringenden. Mehr oder weniger betrachtete er doch jeden Solchen wie einen kecken Eindringling, der ihm in die Quere kommen könnte. Denn das hilft einmal Nichts, eingestehen müssen wir's: er meinte, das ausschließliche Recht, die Bühne mit Neuigkeiten zu versorgen, habe er sich erobert, und es weile auf seiner Seite. Gewissermaßen hatte er's auch. Von uns Allen, die wir (um von den Herren Uebersetzern zu schweigen!) ein oder das andere Originalstück spielen ließen, durfte sich keiner mit seiner Vielseitigkeit, seiner Fruchtbarkeit, seinen Erfolgen messen. Gewöhnlich schwieg er über die erste Vorstellung eines fremden Produktes. Und wurde etwa in der literarischen Gesellschaft davon gesprochen, so verstummte ein solches Gespräch gewiß bei seinem Eintritt. Nur zwei Mal besinn' ich mich, daß er mir ein Wort der Anerkennung gesagt, eben in seiner Art und Weise. Ein Mal geschah es, nachdem durch ein wirklich seltsames Zusammentreffen an dem nämlichen Tage, wo sein „der Müller und sein Kind" auf dem Hoftheater, — mein Schauspiel „die Majoratsherren" in der Königsstadt zum ersten Male gegeben wurde, und also um dieselbe Abendstunde zwei schlesische

Schriftsteller, jeder mit einer am Christabend in Schlesien spielenden Neuigkeit auftraten. Da sagte er mir, er habe gehört, mein Stück sei günstig aufgenommen worden. (Das war es allerdings; und es fehlte auch damals nicht an Freunden, die laut versicherten, mir gebühre die Palme des Abend's. Mein Himmel, glaubt' ich es nicht selbst? Und nun? — „Der Müller und sein Kind" lebt jetzt nach dreiundzwanzig Jahren noch auf allen deutschen Bühnen, während „die Majoratsherren" längst vergessen, nach kurzem Scheinleben den Schlaf der Gerechten schlafen.) — Das andere Mal redete er mich an, nachdem er „Lenore" gesehen, die damals innerhalb Preußens Gränzen zum Volksstück wurde. Er tadelte scharf und ohne Erbarmen, schloß jedoch mit den Worten: „Ich sage Ihnen das nur, weil Sie am Ende von all' den Hiesigen der Einzige sind, der Etwas (für's Theater) zu Stande bringt."

Hitzig ließ sich's nicht nehmen, auf dieses Almosen Raupach'scher Anerkennung dürfe ich stolz sein. Ich war es auch. Denn aus seinem Jargon, in gesellig-herkömmliche Floskeln übertragen, enthielt es mehr Lob, als ich verlangen konnte. Uebrigens vermochte er meine Arbeiten, wie wir dieselben zu jener Zeit für's Königstädter Theater machten, nur einseitig zu beurtheilen, weil ihm das lyrische

Element derselben fremd blieb. Wohl verstanden jenes lyrische, welches zu Liederspiel und Melodrama seine Zuflucht nehmen mußte, um die engbegränzte Concession einer Anstalt zu umgehen, welcher Tragödie und höheres Drama untersagt blieb. Von musikalischen Regungen und Richtungen schien in ihm nicht viel zu walten. Er selbst erklärte sich offen als Opernfeind. Dennoch umgarnte ihn Spontini und fing sich ihn ein zur Anfertigung eines großen Operntextes, den der Dichter wie den Stoff zu einem fürstlichen Hochzeitkleide mit scharfer Scheere aus dem vorräthigen hohenstaufischen Zeuge herausschnitt; den aber der Compositeur so langsam verarbeitete, daß die gemarterte „Agnes," — eine prinzliche Vermählungsoper, nur aktweise erschien und für verschiedene vaterländische Festtage ausreichte.

Spontini und Raupach mit einander waren auch der Mühe werth zu betrachten.

Raupach liebte französisch zu reden; er sprach es vortrefflich. Spontini lauschte bewundernd dieser bei einem deutschen Fachgelehrten seltenen Beredsamkeit und beugte sich vor dem sattelfesten Historiker, der seinerseits den Diners des General-Musikdirektors gern beiwohnte. Sobald von Musik die Rede kam, beugte sich wiederum Raupach vor Jenem, — insofern der Rücken des geraden Mannes überhaupt

der Beugung fähig war. Doch der gute Spontini hatte sich längst ausgeschrieben, und Raupachs Textbuch allein trägt wahrlich nicht die Schuld, wenn sich die gewaltigen oder lieblichen Melodieen einer „Vestalin," eines „Cortez" nicht mehr erneuern wollten. Hatten sie sich doch schon bei „Olympia" widerspenstig gezeigt, so viele Jahre früher, wo Hoffmann, der phantastische Kammergerichtsrath, selbst Opernkomponist und ehemaliger Kapellmeister, aus einem kritischen Gegner zum bereitwilligen Mitarbeiter umgewandelt, sich bemühet, ihnen Bahn zu brechen! Hatten sie sich doch bei „Nurmahal, dem Rosenfest in Kaschemir" (welche Oper der Berliner Gassenwitz in „Nur nich' noch 'n mal, oder der Hosenrest von Kasimir" umtaufte), sparsam eingestellt. Und waren bei „Alcidor," (Allzutoll) entschieden ausgeblieben, trotz aller Lockungen von dreißig harmonisch gestimmten Ambossen. Spontini empfand diesen Mangel am tiefsten. Er stand noch nicht auf jener hohen Stufe gegenwärtiger Anschauung, welche, Mozart für den Verderber der Musik haltend, die Oper der Zukunft prediget. Er machte nur aus Verzweiflung Spektakel, weil sein Genius ihm trauernd zuflüsterte, daß die Quelle versiegt sei, aus deren süß murmelnden Wogen Licinius und Julia ihre Liebesgluthen geschöpft. Deshalb zog es ihn

zu jenen Tagen zurück, wo der Jüngling in Orangenhainen von Lorberzweigen geträumt, die eines Welt-Besiegers Hand für ihn flechten werde: die Erinnerungen seiner Jugend, seiner Erstlingsversuche tauchten auf, und ehe noch „Agnes von Hohenstaufen" zu Ende gebracht war, begehrte er von Raupach, dieser solle ihm die Oper „Milton" aus einem Akte in mehrere ziehen und spinnen helfen. Er wollte dann mit der dazu gehörigen Musik dasselbe thun, und aus der Operette „un grand ouvrage" machen. (Das war sein Favoritausdruck, weshalb wir ihm den Beinamen" „Ouvrage-tapage" gegeben.) Raupach, der bei belebter Tafelconversation diesem Ansinnen zu genügen versprochen, bedauerte nachher, daß er es gethan. Dadurch wurde ich in's Mitleiden gezogen, und unter Umständen, die, weil sie wunderlich sind, mir mittheilungswerth erscheinen. Im Sommer achtzehnhunderteinunddreißig geschah es, daß Raupach mich in Kemper's Garten, wo sich die Literaria während der schönen Jahreszeit versammelte, bei Seite nahm und mir eröffnete, er stehe im Begriff, seine Brunnenkur anzutreten und nach — ich weiß nicht welchem? — Badeorte abzureisen. Dadurch werde es ihm unmöglich, sogleich an den „Milton" zu gehen, und er habe, weil Spontini sehr ungeduldig sei und sich

gerade jetzt im Sommer vorzugsweise produktiv glaube, mich in Vorschlag gebracht, damit ich an seiner Statt die Arbeit übernehme. Sie erweisen mir zugleich, setzte er hinzu, eine Gefälligkeit. Ihnen liegt, der Sie ohnedies in Ihre Komödien immer Lieder einflechten, der Singsang näher als mir, und ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir erlauben, in Ihrem Namen zuzusagen. Erlösen Sie mich. — Ich willigte ohne Widerrede ein. Ich hatte in meiner excentrischen Freundschaft für unsern von Spontini beneideten und im Stillen angefochtenen C. M. von Weber so viele jugendliche, ja jungenhafte Ungezogenheiten gegen den italienischen Ritter verübt, daß es mir erwünscht kam, durch Bereitwilligkeit und Bemühungen einigermaßen gut zu machen, was ich gedankenlos am Sänger der „Vestalin" verbrochen. Meine Absicht war, recht bald zu ihm zu gehen, meine Dienste ihm anzubieten; das gelobte ich dem scheidenden Raupach. Wer schildert mein Erstaunen, als ich schon am nächsten Tage, von einem Spaziergang zurückkehrend, meine Frau hinter einem Bücher-Gebirge fand und vernahm, Spontini sei dagewesen, habe stundenlang meiner geharrt, lasse mich auf morgen zum Essen bitten, und recommandire mir vorliegende hundert Bände, die sein Diener keuchend aus der Kutsche

heraufgeschleppt, damit ich mich durch die Lektüre derselben in das Kostüm des Landes versetzen möge, in welchem die projectirte Oper vor sich gehe. Es war Walter Scott von A bis Z in französischen Uebersetzungen, und eine Menge anderer schottischer Geschichten, Reiseberichte, Dichtungen, unter welchen auch Ossian nicht fehlte, Milton aber sich von selbst verstand.

Ich dachte: der nimmt das Ding ja verdammt ernsthaft, und begab mich Augenblicks auf den Weg, mich ein- für alle Mal von seinen Diners loszumachen, bei denen ich die Begegnung eines Dr. Sobernheim, Spontinischen Leib- und Magenrecensenten, mir der unerträglichste aller Journal-Scribenten, fürchtete, und mir andere Stunden für unsere Zusammenkünfte zu erbitten. Da fand ich denn bereits alle Dekorationen für die künftige große Oper „Milton," nicht etwa als Skizzen, sondern als künstlerisch ausgeführte Bilder von Meistern gemalt. Auf seinem Arbeitstische, wo kostbare Schwanenfedern bereit lagen, befand sich zierlichst geschrieben der Entwurf zur Introduktion, für welchen er nun zunächst von mir einige Strophen begehrte. „Schottische Landleute ziehen über die Berge und versammeln sich zu einem Chore!" — Mir entwischte eine voreilige Warnung, und ich ließ die Silben

„Dame blanche" vernehmen. Er achtete nicht darauf. Mir kann's recht sein, murmelte ich, ging meiner Wege, brachte ihm am folgenden Morgen die bestellten Verse, half sie unterlegen und bat um weitere Einsicht in den Gang des Planes. Sollte man für möglich halten, daß die Sache dabei stehen blieb? Drei Mal kam ich wieder; drei Mal fand ich den Maestro, erschöpft von Anstrengung, wie es schien, vor seiner Introduktion, eine Note neben die andere malend; eine Silbe um die andere zählend; neue Worte bestellend, das Vollendete wegwerfend, ein frisches Blatt ergreifend . . . . und weiter gelangten wir nicht. „Auf diese Weise," schrieb ich ihm nach Verlauf einer Woche, „bringen wir ein Jahr über der ersten Scene zu, und meine Lebenszeit kann ich nicht an diese Arbeit setzen. Ich sehe mich also genöthiget, mich zurückzuziehen." — Als Raupach von der Badereise wiederkehrte, fand er mein Verfahren vollkommen gerechtfertiget, und von der Oper „Milton" habe ich weiter nicht sprechen hören.

Ich erwähnte oben, daß Raupach für einen Musikhasser galt, daß er dafür gelten wollte. Mit diesem Hasse war es ihm ebenso wenig Ernst, wie mit vielerlei andern Gegnerschaften, Verdammungsurtheilen, Ueberhebungen, Anmaßungen und Härten, die er mehr zur Schau, als in der Seele trug. Er

gab vor, die Musik nicht zu lieben, weil er die Meinung hegte, man müsse von einer Kunst gründliches Verständniß haben, um gründlich darüber zu sprechen. Und da er nicht gelernt hatte, c von cis zu unterscheiden; da er keine musikalischen Fähigkeiten in sich spürte, so gefiel er sich, brummige Unempfänglichkeit dagegen zu heucheln. Doch das war nur auswendig. Raupach konnte unmöglich „der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst" für Diejenigen bleiben, die sein tiefes Gefühl kannten und schätzten. Mochte er die große Oper mit ihrem Ballet hassen, weil sie anspruchvoll und verdrängend den Raum einnahm, der seiner Ansicht nach deutscher Poesie auf den Brettern gebührte! — Aus Gluck, Mozart, Weber, Boieldieu, ja aus Rossini hörte er schon heraus, was in seiner Brust wiederklang. Seine Wuth gegen bewunderte Virtuosen und Sängerinnen (die Sontag ließ er doch gelten) blieb mir eine wahre Fundgrube von Neckereien; mir, — aber auch ihm, da er mich mit meinen Verzückungen verspottete, wenn ich ihm seine Unempfindlichkeit vorwarf. Als Paganini in Berlin Concerte gab, und ich wirklich schon halb verrückt war vor Begeisterung, sagte ich ihm in meiner Ekstase: Sie müssen Paganini hören, sonst erklär' ich Sie für einen nordischen Barbaren; und wenn er Sie nicht entzückt, dürfen Sie mir ein

gerade jetzt im Sommer vorzugsweise produktiv glaube, mich in Vorschlag gebracht, damit ich an seiner Statt die Arbeit übernehme. Sie erweisen mir zugleich, setzte er hinzu, eine Gefälligkeit. Ihnen liegt, der Sie ohnedies in Ihre Komödien immer Lieder einflechten, der Singsang näher als mir, und ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir erlauben, in Ihrem Namen zuzusagen. Erlösen Sie mich. — Ich willigte ohne Widerrede ein. Ich hatte in meiner excentrischen Freundschaft für unsern von Spontini beneideten und im Stillen angefochtenen C. M. von Weber so viele jugendliche, ja jungenhafte Ungezogenheiten gegen den italienischen Ritter verübt, daß es mir erwünscht kam, durch Bereitwilligkeit und Bemühungen einigermaßen gut zu machen, was ich gedankenlos am Sänger der „Vestalin" verbrochen. Meine Absicht war, recht bald zu ihm zu gehen, meine Dienste ihm anzubieten; das gelobte ich dem scheidenden Raupach. Wer schildert mein Erstaunen, als ich schon am nächsten Tage, von einem Spaziergang zurückkehrend, meine Frau hinter einem Bücher-Gebirge fand und vernahm, Spontini sei dagewesen, habe stundenlang meiner geharrt, lasse mich auf morgen zum Essen bitten, und recommandire mir vorliegende hundert Bände, die sein Diener keuchend aus der Kutsche

heraufgeschleppt, damit ich mich durch die Lektüre derselben in das Kostüm des Landes versetzen möge, in welchem die projectirte Oper vor sich gehe. Es war Walter Scott von A bis Z in französischen Uebersetzungen, und eine Menge anderer schottischer Geschichten, Reiseberichte, Dichtungen, unter welchen auch Ossian nicht fehlte, Milton aber sich von selbst verstand.

Ich dachte: der nimmt das Ding ja verdammt ernsthaft, und begab mich Augenblicks auf den Weg, mich ein- für alle Mal von seinen Diners loszumachen, bei denen ich die Begegnung eines Dr. Sobernheim, Spontinischen Leib- und Magenrecensenten, mir der unerträglichste aller Journal-Scribenten, fürchtete, und mir andere Stunden für unsere Zusammenkünfte zu erbitten. Da fand ich denn bereits alle Dekorationen für die künftige große Oper „Milton," nicht etwa als Skizzen, sondern als künstlerisch ausgeführte Bilder von Meistern gemalt. Auf seinem Arbeitstische, wo kostbare Schwanenfedern bereit lagen, befand sich zierlichst geschrieben der Entwurf zur Introduktion, für welchen er nun zunächst von mir einige Strophen begehrte. „Schottische Landleute ziehen über die Berge und versammeln sich zu einem Chore!" — Mir entwischte eine voreilige Warnung, und ich ließ die Silben

„Dame blanche“ vernehmen. Er achtete nicht darauf. Mir kann's recht sein, murmelte ich, ging meiner Wege, brachte ihm am folgenden Morgen die bestellten Verse, half sie unterlegen und bat um weitere Einsicht in den Gang des Planes. Sollte man für möglich halten, daß die Sache dabei stehen blieb? Drei Mal kam ich wieder; drei Mal fand ich den Maestro, erschöpft von Anstrengung, wie es schien, vor seiner Introduktion, eine Note neben die andere malend; eine Silbe um die andere zählend; neue Worte bestellend, das Vollendete wegwerfend, ein frisches Blatt ergreifend . . . . und weiter gelangten wir nicht. „Auf diese Weise,“ schrieb ich ihm nach Verlauf einer Woche, „bringen wir ein Jahr über der ersten Scene zu, und meine Lebenszeit kann ich nicht an diese Arbeit setzen. Ich sehe mich also genöthiget, mich zurückzuziehen.“ — Als Raupach von der Badereise wiederkehrte, fand er mein Verfahren vollkommen gerechtfertiget, und von der Oper „Milton“ habe ich weiter nicht sprechen hören.

Ich erwähnte oben, daß Raupach für einen Musikhasser galt, daß er dafür gelten wollte. Mit diesem Hasse war es ihm ebenso wenig Ernst, wie mit vielerlei andern Gegnerschaften, Verdammungsurtheilen, Ueberhebungen, Anmaßungen und Härten, die er mehr zur Schau, als in der Seele trug. Er

gab vor, die Musik nicht zu lieben, weil er die Meinung hegte, man müsse von einer Kunst gründliches Verständniß haben, um gründlich darüber zu sprechen. Und da er nicht gelernt hatte, c von cis zu unterscheiden; da er keine musikalischen Fähigkeiten in sich spürte, so gefiel er sich, brummige Unempfänglichkeit dagegen zu heucheln. Doch das war nur auswendig. Raupach konnte unmöglich „der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst" für Diejenigen bleiben, die sein tiefes Gefühl kannten und schätzten. Mochte er die große Oper mit ihrem Ballet hassen, weil sie anspruchvoll und verdrängend den Raum einnahm, der seiner Ansicht nach deutscher Poesie auf den Brettern gebührte! — Aus Gluck, Mozart, Weber, Boieldieu, ja aus Rossini hörte er schon heraus, was in seiner Brust wiederklang. Seine Wuth gegen bewunderte Virtuosen und Sängerinnen (die Sontag ließ er doch gelten) blieb mir eine wahre Fundgrube von Neckereien; mir, — aber auch ihm, da er mich mit meinen Verzückungen verspottete, wenn ich ihm seine Unempfindlichkeit vorwarf. Als Paganini in Berlin Concerte gab, und ich wirklich schon halb verrückt war vor Begeisterung, sagte ich ihm in meiner Ekstase: Sie müssen Paganini hören, sonst erklär' ich Sie für einen nordischen Barbaren; und wenn er Sie nicht entzückt, dürfen Sie mir ein

paar Ohrfeigen geben. Er nahm eine Prise und lächelte mir zu: „Holtei, Sie sind ein Narr!“ — Das war eine seiner Lieblingsanreden für mich. Auf tausend Meilen weit war ich von dem Gedanken entfernt, er könne meiner Anmahnung doch Folge geben. (Und er hätt' es auch nimmermehr gethan, wäre nicht auch bei Spontini's in ihn gedrungen worden!) Wie erschrak ich nun aber, als ich aus einem Paganinischen Concerte fiebernd und zitternd in die Literaria stürzte und Raupachs Platz an der Tafel unbesetzt fand!

„Wo ist der Degenknopf?“ — Im Concerte, antwortet unisono der dumpfe Chor, und Chamisso fügte bei: Gott sei Ihnen gnädig; Sie haben ihn hinein bugsirt: ich mag nicht mit Ihnen theilen.

Raupach war im Concert!! —

Und er tritt ein, nimmt schweigend seinen Sitz. Alle schweigen mit ihm, des Ausbruchs harrend, und auf mir weilt mitleidvoll mancher theilnehmende Blick. Endlich ermann' ich mich. Kommen muß es doch ein Mal, denk' ich, und frage kühn: Na, was meinen Sie von Paganini? Und Raupach erwiedert mit lauter, voller Stimme, wie wenn er einen wissenschaftlichen Vortrag begönne: Ja, was ist da viel zu meinen? Der Kerl jammert oder jubelt in Tönen, weil er keine Worte hat. Aber ein

Poet ist er, und ein gehöriger! So lautete des „unmusikalischen, musikfeindlichen" Raupach Ausspruch über Niccolo Paganini.

An jenem Abende beklagt' ich wohl, daß wir kein Glatteis hatten. Wie sorgsam und zärtlich würd' ich meinen „alten Brummbären" geführt haben!

Raupach, in Straupitz bei Liegnitz geboren, war der Sohn des dortigen lutherischen Pastors; trotzdem, daß Platen in ungerechtem Grolle ihn das „Jüdchen Raupel" nennt. Eine seiner Schwestern, an den Geheimerath von Unruh in Liegnitz verheirathet, wurde Ursache, daß er mit diesem Schwager in Gemeinschaft ein Landgut kaufte, und sich auf einige Jahre in die Agricultur warf. Es ist dabei nicht gut ergangen, und sie mußten froh sein, ohne große Verluste wieder zu verkaufen.

Raupach! Dr. Ernst Raupach! der Professor, der Poet! als schlesischer Landstand, in ritterschaftlicher Uniform, zu Pferde, einen Reitknecht hinter sich! — Er verstand ganz gut, den Seigneur zu machen. Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er Etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er offen, freimüthig,

furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung Nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin Königliche Hoheiten, daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, Jahre lang bei Ihnen aus- und einging, Ihnen Privatissima über Geschichte las, sich Ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch der verstorbene König Friedrich Wilhelm der Dritte, so wie der jetzt regierende, haben ihn in seiner derben Gradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Der jetzige König reisete zu einer Militair-Inspection durch Schlesien, während Raupach sich auf seinem Landgute befand. „Sobald ich erfuhr" — mit diesen Worten hat R. die Begebenheit mir erzählt — „sobald ich erfuhr, daß Seine Majestät in Lüben Halt machen werde, setzte ich mich zu Pferde und ritt hinein, meine Aufwartung zu machen. Ich stand im dicksten Gedränge unter den übrigen Leuten, als der König ausstieg. Aber Er entdeckte mich gleich und rief mir im Vorübergehen zu: Wo Teufel kommen Sie hierher, Raupach? Bald darauf suchte mich ein Adjutant, mit dem Befehle, mich bei Tafel

einzufinden. Das Gespräch war sehr lebhaft und kam auch auf den jüngst gefaßten Plan, griechische Tragödieen auf die Bretter zu bringen, zunächst Antigone; worüber sich der König freudig ausließ und sich eine bedeutende geistige Wirkung davon versprach. Ich erwiederte: dazu fehlt uns nur dreierlei: die Schauspieler, ein solches Gedicht darzustellen; die Zuhörer, es zu verstehen; die griechische Bühne unter griechischem Himmel für Beide. Und es wird dennoch gehen, rief der König. Und ich wage daran zu zweifeln, Eure Majestät, erwiederte ich. . . . . ."

Der Erfolg scheint gewissermaßen dem Könige Recht gegeben zu haben. Scheint! Denn in Wirklichkeit — doch das gehört nicht hierher und würde zu weit führen. Meine Absicht war nur, in Kürze durch ein Beispiel aus dem Leben zu zeigen, wie Raupach seine Meinung unverhohlen überall aussprach und überall fast in demselben Tone; mit jener ihn und sein Wesen bezeichnenden Entschiedenheit, welche ihm so viele Feinde schuf; welche ihn für Beamtete und Mitglieder des Berliner Hoftheaters, dem seine Thätigkeit zunächst gewidmet blieb, schier zu einem Kinderschreck und Wauwau machte. Daß er deshalb nicht minder innig und fein fühlte, als mancher süßliche, glatte, hofmännische Formen=

Mensch; daß er, sobald vertrauensvolle Bitten ihn in Anspruch nahmen, gern gefällig und fördernd war; daß er, weich wie ein Kind, leicht in Thränen überfloß, wenn lang-verhaltene Rührung ihn übermannte; daß er, ein redlicher Freund seiner Freunde, Jedem das Schlimmste in's Gesicht, hinter dem Rücken des Abwesenden aber nur Gutes sprach und sich des Angegriffenen muthig annahm; — dies Alles weiß ich aus vieljähriger eigener Anschauung und Erfahrung. Sich selbst, und den Dualismus seiner Natur hat er treffend geschildert in jenem viel zu wenig gekannten Buche, welches die aus Italien geschriebenen Briefe eines sicheren „Hirsemenzel" enthält. Besagter Hirsemenzel, den sein Herr mit auf die Reise in's gelobte Land der Künste genommen, faßt in schulmeisterlicher, pedantischer Hypochondrie alles Italienische von der schlimmen Seite auf, ärgert sich und klagt, wo der optimistische Reisegefährte Entzücken findet. Offenbar hat der Verfasser in diesen beiden verschiedenartigen Persönlichkeiten die verschiedenartigen Eindrücke wiedergeben wollen, die seiner eigenen Person zu Theil wurden. Raupach „hirsemenzelte" auf diese Weise durch's ganze Leben. Wer thut es nicht? Nur daß die Wenigsten ehrlich genug sein wollen oder können, sich zu geben, wie ihnen um's Herz ist.

Aber „Jedweder hat, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!“ läßt Goethe in dem wundervollen Epiloge, den er zu einem alten Schauspiele „Essex“ dichtete, Königin Elisabeth ausrufen. Ein solches letztes Glück überlebte auch Raupach in seiner Bühnenherrschaft. Durch einige mißlungene, boshaft angefeindete Aufführungen neuer Stücke verstimmt, zog er sich, unwillig über die Undankbarkeit eines so oft und so lange von ihm unterhaltenen Publikums, zurück und überließ seinen Neidern den Raum, den er bunt und reich mit Gestalten stets reger Geisteskraft bevölkert hatte. Das Scepter war zu haben! Schade nur, daß gerade von jenen Fingern, die so eifrig Federn in Bewegung gesetzt, es ihm zu entwinden, sich keine hervorthaten, es zu ergreifen, zu halten, zu führen gleich ihm! Sie konnten ihn stürzen, — zu ersetzen vermochten sie ihn nicht. Hat sich aus diesem Scribler-Heere eine der seinigen an gediegener Sprache, an Klarheit des Gedankens, an Reichthum der Erfindung nur vergleichbare Productivität entwickelt? Ich bin kein Kritiker; ich erkühne mich nicht als solcher aufzutreten. Doch ich denke und scheue mich nicht dies auszusprechen, daß ein Dichter, aus dessen Bühnenrepertoir die Erinnerung des Mitlebenden unvorbereitet, ohne schriftlichen Nachweis, auf gutes Glück

mit einem Griffe folgende Namen zieht, wie: „Die Fürstin Chawansky, — die Erdennacht, — die Gefesselten, — Raphaele, — die Schleichhändler, — Isidor und Olga, — die Tochter der Luft, — Vormund und Mündel, — Vater und Tochter, — Genovefa, — der Müller und sein Kind, — Cromwell, — die Royalisten, — der Nibelungen Hort, — Kaiser Friedrich, — Heinrich der Sechste, — König Enzio, — Kritik und Antikritik, — Conradin, — der Bettler, — die Bekehrten, — Laßt die Todten ruh'n, — Doktor und Apotheker, — der versiegelte Bürgermeister, — Jakobine van Holland, — Corona von Saluzzo, — der Zeitgeist, — Mulier taceat in ecclesia, — der Platzregen als Eheprokurator," (folglich von der historischen Tragödie durch alle möglichen Uebergänge und Abstufungen bis zur Berliner Lokalposse!) — Namen von Stücken, die auf den meisten und besten Theatern Glück gemacht haben; . . . daß ein solcher Dichter denn doch nicht so ganz obenhin abzufertigen sei; mochten immer unzählige unbedeutende — und leider auch manche bedeutende Beurtheiler darauf ausgehen! —

Raupach zog sich zurück von der Bühne und zugleich von der Welt. Die Freunde hatten sich zerstreut, — sie starben ab. Er begnügte sich mit seiner stillen Häuslichkeit, die eine durch Achtung und

Freundschaft ihm kürzlich verbundene jüngere Gattin belebte.

Wenige Genossen aus früheren, besseren Tagen blieben ihm noch bis an's Ende. Er trieb wissenschaftliche Studien, beschäftigte sich unausgesetzt, lächelte dabei bitter, oder wehmüthig, je nachdem, in die Verwirrung jüngst vergangener Jahre und zeigte sich dankbar für jedes Zeichen alter Anhänglichkeit und Verehrung. So fand ich ihn im Frühjahre achtzehnhundertfünfzig, wo er eben in einem Drama „Mirabeau" seine Ansichten von dem, was die Welt draußen bewegte, niedergelegt hatte. Noch einmal: ich bin kein Kritiker, der sich ein entscheidendes Urtheil anmaßen wollte, aber mein gesunder Menschenverstand hat bis heute noch nicht enträthseln können, wie es zuging, daß Raupachs „Mirabeau" auch nicht auf einem einzigen Hoftheater Eingang fand, während ein aus Lamartine's Tiraden zusammengewürfelter „Robespierre" auf so vielen Bühnen poltern durfte? Armer Raupach, was konntest Du Klügeres thun, als Deine Augen schließen und sterben! Friede mit Deiner Asche! Und Ehre Deinem Andenken, Du braver deutscher Mann!

Karl Maria von Weber.

(1854.)

Im „kleinen Rauchhause" war kein Platz mehr; auch nicht das kleinste Stübchen leer. Die Wirthin, die mich in gutem Andenken behalten, weil ich vor zwei Jahren einen bei ihr angebundenen Bären von Breslau her mit vierundzwanzig Thalern richtig und ehrlich gelöset, bedauerte gar sehr, mich von ihrer Thüre weisen zu müssen, wollte mich so viel wie möglich in ihrer Nähe behalten, und deshalb schickte sie mich „zum goldenen Hirsch" ihr gerade gegenüber. Dort wimmelte es zwar auch von Studenten, — denn im Jahre zwei und zwanzig gehörte eine Lustreise nach Dresden zu den Herbstferien des deutschen Burschen. Wer nur einige wenige „Spieße" auftreiben konnte, pilgerte nach Elb-Florenz; und wer gar nichts hatte, machte sich um desto gewisser auf den Weg, weil er sicher war, dort Bekannte zu finden, bei denen gepumpt werden konnte. Und fand Einer keinen Bekannten, oder fand er die Bekannten

ohne Mittel, so pumpten sie vereiniget einen Unbekannten an. Diese Ehre widerfuhr auch mir von den Mitbewohnern des golden Hirsches. Ich war ein Mann, dem es auf eine Hand voll Geld nicht ankam. Theatersecretair und Theaterdichter bei'm Königl. priv. Nationaltheater in Breslau, mit Dreihundert Thaler fixem Gehalt; Nebeneinahmen und literarischen Erwerb gar nicht einmal zu rechnen! Wurde ich nicht von meiner hochlöblichen Direction in Engagements-Aufträgen entsendet und stand in Diäten? Machte ich nicht außerdem auf eigene Rechnung Geschäfte für eine neue belletristische Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Deutsche Blätter rc. rc." vom 1. Januar 1823 erscheinen wollte? Ich war ein bedeutender Mensch. Und erstaunlich herablassend kam ich mir vor, daß ich mich mit einem Gasthause dritten Ranges begnügte, wo mir doch ganz andere Hotels offen standen! Die Studenten machten anfänglich verzweifelt wenig aus mir; meine Titel schienen sie kalt zu lassen. Doch nachdem wir mit einander gekneipt, und sie mich für ein fideles Haus anerkannt hatten, wurden sie wärmer. Wir zogen Arm in Arm nach dem Theater, in dessen Parterre wir uns mühsam eindrängten. Man gab den Freischützen. Der Componist sollte, von einer Urlaubsreise heimgekehrt, zum ersten Male wieder

dirigiren. Aller Augen warteten auf ihn. Auch ich war sehr gespannt, den Meister lebendig zu erblicken, dessen kräftige Kriegslieder ich als freiwilliger Jäger so oft mit den Kameraden auf dem Marsche gesungen. Einige Studenten aus dem kleinen Rauchhause hatten ihn schon gesehen und schilderten ihn als lahm. Einer kannte gar mehrere Weber'sche Vettern und versicherte, jeder von diesen sei lahm und zugleich Musik-Director; Beides gehöre zur Familien-Angelegenheit. Während wir nun ungeduldig nach vorn starrten und harrten, wurde es hinter uns lebhaft, und ehe wir's uns versahen, rückte ein großer prachtvoller Lorberbaum heran, in stattlichem Gefäße, mit Blumenkränzen umwunden. Von unzählbaren aus dem Gedränge auftauchenden Händen getragen, bewegte sich die bedeutungsvolle Gabe dem Orchester zu. Und so thätig und geschickt zeigten sich Alle, die auf dem Wege dahin standen oder saßen, daß der Baum den Platz des Kapellmeisters in demselben Augenblick erreichte, wo Karl Maria von Weber erschien.

Man wird alt, matt, gleichgültig. Ich bin es auch geworden. Aber noch heute weht mich die Erinnerung dieser Abendstunde mit frischem, jugendlichem Hauche an, und indem ich diese Zeilen niederschreibe, dringen die ersten Töne der Ouvertüre mir

ins Herz, wie durch den Jubel der Zuhörer, und ein Wonneschauer süßer Wehmuth durchrieselt mich. O mein Himmel! haben wir geschrieen, ich, und meine Studenten aus dem goldenen Hirsch, und die anderen aus dem kleinen Rauchhause, und alle Uebrigen, alle, alle: „Weber, Weber, hoch!"

Manchem jungen eleganten Leser, wenn ein Solcher mein Buch in die Hand nimmt, werd' ich sehr abgeschmackt und albern erscheinen, — aber darauf bin ich stolz! — weil ich hier bekenne, mein Wunsch, Weber in der Nähe zu sehen, ihn reden zu hören, wurde zurückgedrängt durch ein Gefühl ehrerbietiger Schüchternheit, welches mich mein Lebenlang abhielt, berühmten, von mir verehrten Leuten ohne Weiteres entgegen zu treten. Gar wo ich Begeisterung empfand, stand ihr bescheidene Hochachtung zur Seite; und ich hätte um keinen Preis zu ihm hinlaufen mögen, — obgleich ein Sekretair des Breslauer Theaters und Redakteur in spe allerlei Vorwände erfinden konnte, an die Thüre eines Dresdener Hofkapellmeisters zu klopfen. Zu Tieck, bei dem ich gern gesehen war, kam Weber zu jener Zeit gar nicht, oder doch sehr selten. So begnügte ich mich denn, unter seinen Fenstern auf und ab zu wandeln und nach dem Erker hinaufzuschauen, der die

Ecke seiner Wohnung bildete; war auch darauf gefaßt, Dresden wieder zu verlassen, ohne eine Silbe aus seinem Munde vernommen zu haben.

Gott hatte es besser mit mir im Sinne.

In sanftem Herbstsonnenschein begegnete ich auf der Terrasse einer beliebten Sängerin sammt ihrem Gatten, die ich einige Monate zuvor in Schlesien kennen gelernt, und die nun auf dem Rückwege von einer großen Kunstreise in Dresden Halt machten. Augenblicklich wurde für den nämlichen Abend ein Zusammentreffen in Chiapone's Keller verabredet: nach dem Schauspiel wollten wir uns finden, um Maccaroni zu speisen und Austern. Sobald diese wichtige Sache geordnet war, spazierten wir plaudernd weiter. Ich erzählte vom neulichen Theaterjubel, von Webers Empfange, von meinem Entzücken. Die schöne Frau ließ sich's gesagt sein, doch erwiederte sie Nichts. Als ich aber des Abends in jenen traulichen Räumen wartete, die sich über so vielen heitern Künstlerkreisen schon gewölbt, daß sie einen classischen Ruf genossen; als ich mit Freund Chiapone, die Anordnung des kleinen Festmahls besprechend, meine Gäste zu empfangen bereit stand; — da öffnete sich die Thüre, und am Arme der Holdseligen hinkte herein der Meister, dessen Agathe sie so gern und so glorreich ins Leben gerufen. „Ich lade

mich selbst ein," sagte er; „ich gehöre ja auch so zu sagen zur Bande."

Das war ein Abend! Ein und dreißig Jahre sind seitdem vergangen. Könnte man ihn noch einmal durchleben, man lebte sich, glaub' ich, wieder jung. Wir waren unserer Sechs oder Sieben. Ludwig Robert mit seiner junonischen Gattin befand sich auch in Dresden. Schändlich lügen würde ich, wollt' ich versichern, das Gespräch habe sich lange auf dem Punkte gehalten, den gelehrte, verständige, sittsame, weise Personen als den Mittelpunkt vornehm-geselliger Würde bezeichnen. Das war Webers Art nicht. Er konnte sehr ernsthaft sein, wo es galt. Aber wo es darauf ankam, sich gehen zu lassen, zwanglos, lustig zu scherzen, da gab er sich auch ohne Rückhalt hin; da wurde er kindisch, und sein anmuthiges Beispiel wirkte bezaubernd auf jeden Genossen, der eben nicht völlig eingestaubt und eingetrocknet neben ihm saß. Von dem humoristischen Unsinn, den er sprechen, den er die Nachbarn sprechen machen konnte, haben achselzuckende Schönredner und Phrasendrechsler und Süßholzraspler keinen Begriff; sollen, dürfen ihn auch nicht haben. Denn wär' es nicht gar zu traurig um die Künstlerwelt, und was darum und daran hängt, in dieser Welt bestellt, wenn sie nicht wenigstens ein Recht besäße oder sich nehmen

dürfte, in ihren Kreisen des Horatius Worte vom „dulce est desipere in loco“ zum Wahlspruch, oder sich bis zu diesem Wahlspruch zu erheben? Lassen Sie sich dieser lateinischen Worte Sinn, schöne Leserin, von Ihrem Vater verdeutschen. Dieser wird vielleicht noch unbefangene Heiterkeit aus seinen Burschenjahren bewahrt haben, um das „desipere“ mit Wieland's „holdem Wahnsinn“ zu übersetzen. Ihren jungen Herrn Bruder befragen Sie nicht; er ist, fürcht' ich, allzusehr eingenommen von dem Ernst weltbürgerlicher, politischer Betrachtungen, und würde auf unsere kleine Gesellschaft im italienischen Keller mit Verachtung von seiner deutschen Höhe herab die Nase rümpfen. Unsere Jugend versteht keinen Spaß mehr. Weber verstand ihn. Verstand auch, wie schon erwähnt, guten=schlechten Spaß zu komponiren, vorzutragen, bei Andern zu fördern und zu dirigiren. Ebenso gut und mit ebenso feinem Takte, wie er sein Orchester zu dirigiren verstand. Und wie er dieses ohne Verrenkungen, ohne herausfordernde Aktionen, ohne Ziererei — (von welcher sogar ein Spohr, den Stab in der Rechten, sich nicht ganz frei hielt) — mit sicherem, gefälligem Wesen, mit geistiger Gewalt zu leiten wußte, so hielt er auch in der Geselligkeit das schönste Maß zwischen Bewegung und Ruhe. Wer bei ihm, durch ihn nicht behag=

lich verkehren lernte, der war wohl überhaupt nicht geboren, mit andern Menschen umzugeben, als nur mit solchen, deren Haupt-Lebenszweck es scheint, bête zu machen und à tout auszuspielen.

Weber gehörte zu jenen nicht häufigen Musikern, bei denen wissenschaftliche Ausbildung, vielseitiges Streben, überwiegender Verstand der ursprünglich-schöpferischen Melodieenfülle keinen Abbruch gethan, dem natürlichen Talente keinen gelehrten Zwang angelegt haben. Er gehörte aber auch zu jenen seltenen Menschen, welche im freundschaftlichen Umgange, im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Ansichten eben ihr geistiges Uebergewicht auf keine Weise zur Schau tragen; vielmehr in liebenswürdiger Heiterkeit und Milde dafür sorgen, daß neben ihnen ein Jeder sein kleines Lichtchen leuchten lassen dürfe. Anregend, auffordernd, aufmerksam, belebend wies er in streitigen Fällen und Gesprächen dem Gegner die passende Stelle an, wo ein bedrohliches Disputatorium leicht und schicklich ins Gebiet des Scherzes und durch diesen zur friedlichen Vereinbarung zurückgeführt werden konnte. Nur ein Gegenstand machte davon eine Ausnahme. Nur in einer Sache zeigte sich der große Mann kleinlich; nur eines Menschen Name mochte ihn aus der edlen Haltung bringen, die er sonst immer

behauptete. Das war die Sache der italienischen Oper; das war der Name Rossini. Da zeigte sich der scharfsichtige und aus klaren Augen blickende Weber blind; da wollte er blind bleiben. Da wollte er sich absichtlich verschließen gegen Schönheiten, die endlich ihm doch nicht hätten entgehen können, hätte er nicht verstockt und trotzig blos auf Mängel gelauscht, — die sich freilich auch im Uebermaße darboten. Es war aber sehr menschlich, sehr begreiflich. Seine Stellung als Kapellmeister einer deutschen Oper im damaligen Dresden macht Alles klar. Die italienische Oper, mit ihrem Führer Morlachi, war das Schooßkind des Hofes. Um ihretwillen mußte Weber manche Zurücksetzung geschehen lassen und erdulden, die er desto schmerzlicher empfand, in je schärferem Gegensatze sie erschien zu der Verehrung, die seines Namens Klang in der ganzen Welt zu erregen anfing, seitdem der „Freischütz" und „Preciosa" des Meisters Ruhm von allen Bühnen verkündeten. Auch zeigte sich die gedankenlose Rossini-Manie, ohne Urtheilskraft häufig nur leerem Geklingel nachhängend, mitunter so auffällig, daß sogar ein Laie wie ich, trotz aller Lust an Rossini, sich darüber ärgerte. Man brauchte gerade nicht, gleich Karl Maria mit Gottfried Weber und Meyerbeer zusammen bei Abt Vogler in Darmstadt Kontra-

punkt studirt zu haben, um in Verzweiflung zu gerathen über die unaufhörlich beklatschten Trommelwirbel der gazza ladra im Gartenkonzerte des Linke'schen Bades, oder auch über die verwünschten Triolen und anderen Tanzfiguren, in denen der sonst vorzügliche Benincasa und Sassaroli (der Bassist) Verzweiflung darlegten, wenn wegen eines gestohlenen Silberbesteckes die edelmüthigste aller Köchinnen hingerichtet werden sollte, statt jener spitzbübischen Elster. Ich rede vom Jahre zwei und zwanzig. Heute steht es allerdings anders, und in einem dreißigjährigen Kriege der Kritik gegen den Geschmack haben wir einsehen gelernt, daß Rossini auch in seinen schlimmsten Verirrungen immer noch für einen Gluck gelten kann, die dramatische Wahrheit mancher gefeierten Nachfolger neben ihn gehalten. Weber wollte nun einmal Nichts von ihm wissen. Des deutschen Meisters Widerwille gegen moderne italienische Musik zwang ihm sogar die kritische Feder manchmal in die Finger; ja, er vergaß sich so weit, eine bittere Parodie der Schiller'schen Kapuziner-Predigt drucken zu lassen, wo er den Schwan von Pesaro ziemlich unverhohlen eine schnatternde Gans schimpfte. Und das war Seiner unwürdig; ich betrachtete dies wie einen Flecken auf des geliebten Todten unsterblichem Nachruhm. Doch gerade weil diese Zeilen sei-

nem mir heiligen Andenken gewidmet sind; weil sie, obgleich mit schwachen Farben, eine bewunderungswürdige Persönlichkeit schildern wollen; gerade deshalb darf nicht verschwiegen bleiben, was am Menschen menschlich gewesen, unvollkommen. Denn nur unvollkommene Menschen können wir wahrhaft lieben. Für solche, die kein Tadel trifft, hab' ich auch keine Liebe; denen kann ich nur furchtsames Erstaunen widmen und gehe ihnen verzagt aus dem Wege.

Weber wurde bei diesem unserem ersten Zusammentreffen mehrfach in die Enge getrieben von seinem rasch auflodernden Zorne wider Rossini, und von seiner Galanterie für die schöne Sängerin, die dem „Barbier von Sevilla, dem Tankred, dem Othello" ebenso viel Applaus verdankte, als dem „Freischützen"; die folglich gar nicht geneigt schien, unbedingt einzustimmen in seine halb launigen, halb wüthenden Verdammungsurtheile. Um aber durchaus bei der Wahrheit zu bleiben, darf ich nicht verschweigen: es ist mir, als hätte der „Barbier" auf dem Weberschen index librorum prohibitorum unter den Ausnahmen gestanden und Gnade vor ihm gefunden, quand même!

Ehe wir Chiapone's Keller verließen, um noch einen Gang in die laue Sternennacht zu unternehmen, war schon wieder Versöhnung geschlossen, und

Weber drückte dem Friedenstraktate das Siegel auf, indem er uns sämmtlich für den nächsten Mittag an seinen Tisch lud.

Da war es denn erreicht: ich trat in sein Haus! Ich stand ihm gegenüber und seiner Gattin, die mir, theatertoll und närrisch, wie ich noch geblieben war, zwiefach merkwürdig erschien. Zuerst als Frau von Weber; nicht minder sodann als ehemaliger Liebling des Publikums in Prag, wo sie als „Demoiselle Brand" Jung und Alt, Logen wie Parterre, durch Talent, Geist, Anmuth — und Uebermuth entzückt, ja sogar ihrer Blicke Brand in's Orchester geschleudert und dessen Kapellmeister in Feuer und Flammen gesetzt hatte, welche erst vor dem Traualtare einigermaßen gelöscht wurden. Ohne sie auf der Bühne gesehen zu haben, war mir doch durch lebhafte Schilderungen aus mancher Kenner Berichten ihr ganzes Repertoire, ihre kecke, geniale Darstellungsgabe — (die sich sogar bis an den „Lorenz im Hausgesinde" gewagt) — bekannt und vertraut. Und ich lieferte, meinen bis in späte Lebenszeit fortdauernden Flegeljahren entsprechend, gleich bei der ersten Anrede eine recht hübsche, brauchbare, Dummheit, indem ich beklagte, daß eine so gerngesehene Schauspielerin den Brettern entsagen müssen, was

doch gewiß auch ihr unendlich schwer geworden sei. — Sehr schmeichelhaft für mich, sagte Er. — Und Schnuff lachte mich aus.

„Schnuff" hieß ein Affe; ein kleiner, Herrn und Herrin liebender, schmeichelnder Schlingel, der allen andern ehrlichen Menschen tückisch die Zähne entgegenfletschte. Beide, Weber und dessen Frau, trieben tausend Tollheiten mit ihm. Sie versicherten höchst wichtig, daß Herr Schnuff damit umgehe, ein Werk zu verfassen, worin die Verdienste italienischer Componisten um dramatische Musik gebührend an's Licht gestellt werden dürften; und mehr dergleichen.

Welch' Geheimniß ist es doch um den Zauber, wie bei solch' eines Künstlers Mahle an kleiner Tafel waltet!? Warum perlt der Wein in diesen fröhlichen Kreisen frischer und heller? Warum leiht er den Gesprächen höheren Schwung, dem Scherze raschere Flügel, den Flügeln duftigeren Blüthenstaub? Da saßen wir „vereint zur guten Stunde," und die Herbstblumen, welche den Tisch zierten, wurden zu Rosen; die Reden wurden zu frühlingsgrünen Zweigen; und sie schlangen sich lächelnd, mit harmlosen Albernheiten durchwebt, um Webers Haupt. Wir trieben Possen, daß Schnuff allein seine Würde bewahrte. Und mitten in diese kindischen Spiele mischte sich ein hoher Sinn, wenn das Auge der

beglückten Gäste sich nach jener halboffenen Thüre wendete, wo neben seinem Klaviere der Schreibtisch stand, an welchem irgend eine armseelige Feder in kleinen krausen Schriftzeichen die Weise festgebannt, die durch ferne Welttheile das rührende Gebet verbreitete: „Für mich auch wird der Vater sorgen."

O Karl Maria von Weber! Kranker, leidender, oft betrübter Sänger! Reiner, herrlicher Geist! Ahntest Du, konntest Du im Voraus wissen, welch' andächtige Wonne tausend und aber tausend Herzen erheben werde bei Agathen's himmlischer Melodie, die den Weg empor zeigt, dahin, wo „ein Auge, ewig rein und klar, all' seiner Kinder liebend wahrnimmt?" Warst Du doch glücklich und sorgenfrei; fühltest Du Dich über körperliche und Seelen-Leiden erhoben und getröstet, als Du den frommen Gesang anstimmtest, in den bald einstimmen sollte auf Gottes weiter Erde, wem der Himmel eine Stimme verliehen? Und beben jetzt diese Töne, bei denen wir Deiner stets dankbar gedenken, von Welle zu Welle im klaren Aether bis hin zu Dir, wo Du weilest? Mischen sie sich mit den Harmonieen, in denen ewige Sänger loben und preisen? — Ja, ja! Du lebst! Du bist! Du wirkst fort! Dort, wie hier.

Er entließ mich bei meiner Abreise von Dresden gütig und liebevoll. Er bewahrte mir seine Neigung und that dies durch freundliche Briefe dar, die ich in Breslau und später an anderen Orten von ihm empfing. Einer derselben schloß mit den Worten: „Unser Theater hat elf Sängerinnen; Max hat einen Zahn; Schnuff ist noch immer beschäftiget, ein Affe zu sein.“

Leider marterte ich ihn einigemale durch Zusendung lyrischer Gedichte, die er komponiren sollte. Er erwiederte darauf: „Wenn ich ein Lied bei'm ersten Ueberlesen nicht in mir wiederklingen höre, so ist's nicht für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Musik setz' ich sie nicht.“ Dabei lobte er, daß ich nicht beleidiget sei durch seine Offenherzigkeit, und wünschte manchem Dichter ein Wenig von dieser sich still-bescheidenden Entsagung. „Denn (schrieb er) Andere haben die G i c h t e r, ich habe die D i c h t e r; was ich mit Zusendungen gepeiniget werde, seitdem ich unter die berühmten Leute gegangen bin, das ist erbärmlich. Es sollte mich gar nicht verwundern, wenn sie mir nächstens das Intelligenzblatt oder den Reichsanzeiger zur Composition einschickten.“

Ich glaub's wohl, daß sich meine Collegen, die Herren Versmacher, nach Weber'schen Noten

sehnten! Einen besseren Vorschub, in aller Menschen Mund zu gelangen, konnte es nicht geben. Was sind seine Lieder so göttlich schön, so volksthümlich schlicht und originell! Und wie Schade, daß viele davon aus der Mode gekommen sind! Schier vergessen! Deshalb scheint es mir recht bedauernswerth, daß ein Liederspiel, welches der verstorbene Karl Blum aus lauter Weberschen Melodieen, geschickt instrumentirt, künstlerisch zusammenstellte, durch den wenig fesselnden, fast matten Scenenbau ohne besondere Wirkung vorüberging. Es wurde unter dem Titel: „Die Rückkehr in's Dörfchen" in Berlin gegeben und keineswegs mit der Begeisterung aufgenommen, die Webers Manen gebührt hätte. Wenn sich doch jetzt ein bühnenkundiger, zugleich musikalisch-gebildeter Schriftsteller, der die Ansprüche der Gegenwart mit der Achtung für Vergangenheit zu vereinen verstände, darüber machen wollte! Es könnte ein Schatz für Direktionen werden. Auch vermuthe ich, daß die Blum'sche Partitur sich noch in der Bibliothek des ehemaligen Königstädter Theaters, so wie jener des Wiener Hof-Operntheaters vorfindet.

Auf, meine jungen Herren von Geschick! hier ist ein lohnender Stoff, Ihre Fähigkeiten zu üben; und gewiß ehrenvoller, als eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Im Jahre dreiundzwanzig ging Weber nach Wien, um daselbst seine „Euryanthe" zum ersten Male aufführen zu lassen. Meine Frau und ich wohnten schon längst im „Wilden Manne", wo wir uns heimisch gemacht, bevor er anlangte. Und wir durften es als ein rechtes Glück betrachten, daß P. A. Wolff, mit dem wir die ersten Wochen unseres Wiener Aufenthaltes durchlebt, nun durch seinen Freund ersetzt wurde. Wolff und Weber, obgleich zwei innerlich verschiedene Naturen, hatten doch wieder merkwürdige Aehnlichkeiten, die sich hauptsächlich in geistreichem, ruhigem Humor, in geselliger Grazie und in dem, bei Beiden vorwaltenden Bedürfnisse aussprachen, bisweilen kindisch zu sein, Dummheiten zu treiben, scheinbaren Unsinn zu sprechen und zu befördern. Sie waren vertraute Freunde geworden durch — „Preciosa," für welche Weber eine so wunderbar-schöne, charakteristische Musik geliefert, daß sie Wolff's Poesie hoch an Werthe übersteigt, obschon sie auf dieser fußt und von ihr getragen wird. Durch die gemeinschaftliche Arbeit waren sich die beiden W's näher gerückt. Wenn zwei Menschen solcher Gattung sich einmal kennen und liebhaben gelernt, lassen sie nicht mehr von einander. Und diese zwei fesselte noch ein anderes, ein trauriges Geheimniß ihres Daseins

zusammen. Weber sah bedenklich, welch' früher Tod ihn erwarte; und er sah in dem großen Schauspieler einen Leidensgefährten; er erkannte wohl Wolff's Krankheit früher noch, als dieser selbst. Leider, daß er richtig sah, für sich und für Jenen.

Seit dem Tage, wo ich, durch ein glückliches Zusammentreffen begünstiget, den theuren Wolff (im Herbst 1820) bei Ludwig Tieck in Dresden eingeführt, arbeitete Letzterer mit allen Kräften dahin, daß Wolff dem Königl. Sächsischen Hoftheater gewonnen werde. Er schreibt ihm*) vom 1. August 1822 nach Berlin: „Mein geliebter Freund! Mit der größten Sorge, von tiefem Kummer bin ich befallen, seit ich erfahren habe, daß Sie wieder so schmerzlich krank sind. Ich habe Sie, seit ich Sie hier kennen lernte, unter die Zahl meiner theuersten Freunde aufgenommen. Bei jedem poetischen Werke

*) Der gütige Leser wird bemerken, daß er es mit einem Handschriftensammler zu thun hat. Allerdings liegen auch die citirten Briefe in Originalen vor mir, und ich prahle gern mit solchem Besitzthum. Mag man eine Sammlerwuth, welche lediglich auf leere Namenszüge, auf Curiositäten, Raritäten und andere -täten ausgeht, tadelnd verspotten; — die Freude an Briefen bedeutender Männer, die in Wissenschaft, Poesie und Kunst lebten, wird kein Spötter mir wegspotten. Und ich denke, wenn ich noch einige Jahre das Leben behalte, gelegentlich durch eine Blumenlese aus meiner Sammlung zu bekräftigen, was ich hier gesagt. H.

denke ich an Sie und träume mir oft, was wir noch miteinander besprechen und verhandeln können. Erhalten Sie sich ja der Kunst! Dichten Sie noch viel in Zukunft! Ueben Sie noch auf die völlig sinkende Schauspielkunst einen glücklichen Einfluß aus! Denn Sie sind ja doch der Einzige, an den sich eine wahre deutsche Schule lehnen kann. Wären Sie nur hier! Ich bilde mir ein, Sie würden hier gesünder sein! Abgesehen, daß das hiesige Schauspiel unter Ihrer Leitung ein ganz anderes werden würde. Der kleinere Saal (1822) müßte Ihnen schon auf alle Art mehr zusagen. Mit Ihnen könnte ich auch erst gemeinschaftlich etwas arbeiten. Meinen Empfehl an die tragische Muse, Ihre theure Gattin. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werde ich denn die Melodie und den Wohllaut dieser Sprache wieder hören? ꝛc."

So weit Ludwig Tieck, dessen Brief an Wolff ich im obigen Auszuge nur deshalb mittheilte, um einen Brief unseres Weber vollständig daran zu knüpfen, der gewissermaßen ergänzend fortsetzt, was jener erst beginnend vorbereitet: die mit dem trefflichen Berliner Freunde anzuknüpfenden Dresdner Unterhandlungen. Nachdem Weber von Tieck in's Vertrauen gezogen war, arbeitete auch er eifrig daran. Er hätte nicht eifriger sein können, wäre

Wolff ein ersehnter Zuwachs für die unter seiner Leitung stehende deutsche Oper gewesen. Daß sich der Kapellmeister dieser Oper mit lebhaftester Theilnahme die Veredelung des recitirenden Drama's angelegen sein ließ, giebt auch wieder einen Beleg für seinen geistigen Werth und beweiset, wie Karl Maria neben der eigenen Kunst auch der Kunst im Allgemeinen, Großen huldigte. Das hier mitzutheilende Schreiben läuft dem Gange meines vorhergehenden Geplauders um ein Jahr voran, denn es lautet aus Dresden vom 27. September 1824: „Mein theurer Freund! In der Verwirrung des Hereinziehens vom Lande schreib' ich Ihnen diese gewiß konfusen Zeilen, um nur ja keinen Posttag in der höchst wichtigen Angelegenheit zu versäumen. Was Ihnen Tieck gemeldet, ist fast buchstäblich zu nehmen: jetzt ist der Zeitpunkt, wo wir uns Sie gewinnen können, oder nie. Und ich bezweifle kaum das Gelingen, wenn Sie nur ernstlich wollen. Ich habe Könneritz von Ihrem Briefe mitgetheilt, was mir nöthig schien. Er nimmt sich der Sache mit Feuer an. Heute Mittag esse mit Könneritz und Lüttichau ganz allein zusammen. Es wird also wahrscheinlich in wenig Tagen ein Antrag an Sie kommen; denn was geschehen soll, muß bald geschehen. Um nun die Zwischendinge so bald als mög-

lich zu beseitigen, so schreiben Sie mir umgehend, was Sie in Berlin haben. Offenbar verbessern Sie sich, wenn Sie hier dieselben Vortheile erhalten. Ich bin zwar auch Partei in dieser Sache, denn die Freude, mit Ihnen wirken zu können, wäre zu groß! Aber ich bin auch wieder zu ehrlich, und habe Sie zu lieb, um etwas anzurathen, was Ihnen nachtheilig werden könnte. Lassen Sie aber ja das Ganze noch das tiefste Geheimniß unter uns bleiben.

Das Singspiel in einem Akte erwarte ich mit Vergnügen. Die größere Oper sollte eben für London sein, wohin ich einen Ruf habe. Auf jeden Fall aber nur für vier-fünf Monate. Noch dauern die Unterhandlungen. Sobald etwas Entscheidendes ausgesprochen ist, erfahren Sie es sogleich. Alles Herzliche von meiner Frau und mir an Ihre verehrte Gattin. In treuer Freundschaft Ihr

Weber.

Wer mit dem Theatertreiben nur einigermaßen vertraut, die eifersüchtigen Reibungen kennt, die überall zwischen Schauspiel und Oper Statt finden; — (denn neben dem Wiener Hofburgtheater war nur das kleine Oldenburg so glücklich, eine dem recitirenden Drama ausschließlich gewidmete Bühne zu besitzen!) — wer es weiß, mit wie neidischen Blicken fast überall die Führer musikalischer Leistungen

ein zeitweiliges Uebergewicht des gewöhnlich vernachlässigten Stiefkindes und Aschenbrödels „deutsche Poesie“ genannt, betrachten; — der wird Webers Verfahren zu würdigen verstehen und auch hier den hochgebildeten Mann verehren, welcher sich über seines Gleichen erhob.

Wir kehren nach Wien zurück, in den Spätsommer dreiundzwanzig.

Wolff, wie schon gesagt, reisete ab; Weber reisete zu, und wir waren dessen froh. Zwar lag Euryanthe und deren Schicksal wie eine Last auf seiner schmalen Brust, und er athmete manchmal ängstlich auf. Mochten immer die gesangsfertige Grünbaum, der erprobte Forti, der in voller Kraft stehende Haizinger, endlich die in erster Blüthe prangende Sontag glückverheißende Träger seines Werkes scheinen; — verschweigen durften sich's die Freunde nicht; und wenn sie es verschwiegen hätten, er wußte es nur allzugut auch ohne sie, wie es im Jahre drei und zwanzig unter Barbaja um die Zukunft einer neuen deutschen Oper stand. Vergebens schwang Castelli ihr Banner; vergebens rief er nach Hülfstruppen; bei der Mehrzahl des tonangebenden Publikums war ja Rossini's Gegner gerichtet, ehe noch der erste Strich seiner Musik erklang. Ja gewiß, er sah voraus, daß Euryanthe im besten Falle nur einen

succès d'estime erringen konnte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erzähle, daß er seinem Werke den boshaften Spott= und Beinamen „die Ennuyante" schon prophezeihte, ehe seine Gegner noch daran dachten, etwas der Art zu erfinden. Und das Schlimmste bei der Sache blieb die unwiderstehliche Gewalt der zu jener Zeit vortrefflichen italienischen Truppe, mit deren sich täglich erneuernden Erfolgen er in die Schranken treten und kämpfen sollte. Wo David, Lablache, Donzelli, Ambrogi, Fedor=Mainville sangen, — man pflegte dazumal Gesang: Gesang, und Geschrei: Geschrei zu nennen, — da ließ sich schwer dagegen aufkommen; sogar wenn diese, jeder in seiner Art einzigen Künstler Opern von Signor Verdi, oder so etwas, vorgetragen hätten; es brauchte gar nicht Rossini zu sein. Nun war es aber — glücklicher= oder unglücklicherweise — Rossini. Und unser armer Weber mochte sich noch so zornig dagegen anstellen, bisweilen wuchs ihm der geringgeschätzte „Dudler" doch über die Kritik und lief ihm mit dem Kopfe davon. Dann aber wurde Weber erst recht wüthend. Es gab dabei manchen ergötzlichen Schwank. Er hatte eine Loge zu seiner Disposition und liebte, wenn wir ihn darin besuchten. Dies geschah denn auch einmal während der Aufführung der „Cenerentola." Signora

Comelli-Rubini in der Titelrolle hätte, mit aller Achtung vor ihrer schönen Altstimme und guten Schule sei es gesagt, ein Bißchen jünger, dünner, zierlicher aussehen dürfen. Alles Uebrige dagegen mußte man vollkommen nennen, und Lablache wie Ambrogi von einer Vollendung in Gesang, Parlando, Spiel, Komik, daß ich immer noch vor Freude zappeln möchte, wenn ich nur daran denke. In Webers Loge aber durften wir ans Zappeln nicht denken, weder meine Frau, noch ich; denn wir wollten den reizbaren Freund nicht wissentlich kränken. Wir schluckten also unser Entzücken, so gut es gehen wollte, hinunter und zappelten inwendig; was uns auch während des ersten Aktes leidlich gelang. Im zweiten jedoch, beim Duett zwischen „Dandini und Magnifico", welches, mag es immerhin eine Nachahmung Cimarosa's heißen, nichts desto weniger ein Meisterwerk genannt werden muß, trieben Ambrogi und Lablache ihre Buffonaden so ins Erhabene, daß wir Webers Nachbarschaft vergaßen und in das Jauchzen des überfüllten Hauses einstimmten. Als wir wieder zur Besinnung kamen, war Er verschwunden. Am nächsten Morgen — wir sahen uns öfters beim Frühmahl — befragte ihn meine Frau, warum er gestern so plötzlich aufgebrochen, und ob er unwohl gewesen sei? Nein, erwiederte er, ich

wollte nicht länger bleiben. Denn wenn es diese verfluchten Kerls schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten! Wir schrieen laut auf, dies sei die größte Lobeserhebung, die der italienischen Oper noch zu Theil geworden. Zuletzt mußte er selbst lachen über seinen Ingrimm.

Wir lachten überhaupt viel, wenn wir mit ihm zusammen waren. Dafür sorgte er redlich. Er verstand, Andere lachen zu machen; er ließ sich ebenso willig zum Lachen bringen; er war ein dankbares Publikum und nahm sogar meine schlechten Witze hin.

Wie mächtig das alte Leopoldstädter Theater mit Schuster, Korntheuer, Raimund, Sartori's, der Ennöckl, Huber, Krones u. A. ihn anzog, ist leicht zu denken. Und wie sich, die mit ihm waren, an seiner Freude erfreuten! Welche unvergeßlichen Abende in „Faust's Zaubermantel, — Bürger in Wien, — Aline, — Fiaker als Marquis, — Leopoldstag" — und wie sie alle heißen, jene prächtigen Farcen, derengleichen heute nicht mehr gedeihen will, weil .... ja, weil die Unbefangenheit fehlt, oben wie unten; auf der Bühne, wie im Parterre! Reizte uns das Theater nicht, so fuhren wir auf's Land, kehrten in irgend einem Dorfwirthshäuschen ein, immer sicher: Wein zu finden, gebackene Hähndel und — schwarzen

Rettig. Ohne diesen that es Karl Maria nicht. Er lebte übrigens höchst mäßig, theils durch seine körperliche Schwäche, theils durch Vorwalten geistigen Lebens in ihm auf Enthaltsamkeit angewiesen. Nur Zweierlei war ihm so lieb, daß er zum lüsternen Näscher daran wurde: Gefrorenes — und schwarzer Rettig. Er klassifizirte in folgender Art: erst kommt der liebe Gott; dann müßte bei mir von Rechtswegen gleich die Musik kommen; aber ich kann mir nicht helfen, erst kommt der Rettig, der geht vor; dann erst kommt die Musik; hernach Gefrorenes; und hernach alles Uebrige. Aber der Ruhm? fragte meine Frau; Weber, der Ruhm? — Nichts gegen schwarzen Rettig! entgegnete er mit einem Ernst, daß man wohl wähnen durfte, es sei ihm auch mit dieser Versicherung Ernst. Darin vor Allem bestand die Gewalt, die jeder seiner Späße über den Hörer übte, daß sie nicht allein ohne Lächeln gesagt wurden, sondern daß sie auch das Gepräge überzeugender Wahrheit an sich trugen. Und worin läge denn auch sonst, was wir Humor nennen, als in dieser Doppelmischung von bitterer Thorheit mit scherzhafter Wehmuth? War es nicht eben dieser Humor, der den Aermsten dann kurz vor seiner Londoner Reise sagen hieß: ich möchte in die Luft fahren, wenn Einer sich noch so freundschaftlich erkundiget,

wie es mit meinem Befinden stehe? Als ob er das nicht schon längst wissen müßte, wofern er wirklich Antheil an mir nähme, der Narr? Einem solchen antworte ich auch regelmäßig: „wie mir's geht? sehr gut; nur daß ich die Halsschwindsucht habe; aber das macht weiter Nichts, mein theuerster Gönner!“ –

Das war, wie gesagt, erst später. Zur Wiener Epoche stand es noch nicht so schlimm, daß nicht auch bei ihm, wie bei den meisten Leidenden dieser Gattung, Niedergeschlagenheit mit momentaner Hoffnung abgewechselt hatte. Gerade so, wie bei'm Hinblick auf den zu erwartenden Erfolg der Euryanthe. Ueber diesen war er Mittags, wo er aus den Singproben kam, wohl so ziemlich getröstet, und meinte: es wird sich schon machen. Des Abends jedoch, gar wenn er wieder Gelegenheit gefunden, die vorherrschende Geschmacksrichtung zu bewundern, schüttelte er den Kopf und murmelte: „hat mich der T — geritten, daß ich mich in dies Wespennest setzen mußte?“

Zuversichtlicher als er, weniger Hypochonder, zeigte sich die Dichterin des Buches, Frau Helmina von Chezy, die gekommen war, der Einübung der Euryanthe beizuwohnen, und die ebenfalls im Wilden Mann abgestiegen war. Sie, gleich uns; und

wir, wie Weber; und Weber, wie Wolff; und Wolff, wie Eduard Devrient: wir sämmtlich hatten viel gelitten und litten noch; nicht sowohl durch theilnehmende Besorgniß um Karl Maria's und Helmina's poetisch-musikalische Tochter, als vielmehr, daß ich es höchst prosaisch eingestehe, durch eine Masse unzählbarer Feinde, die weder Schlaf, noch Ruhe gönnten, die sich vorzugsweise unsere ausländischen Häute zum Tummelplatze ihrer „Rösel's Insekten-Belustigungen" auszusuchen schienen und uns, als ob auch wir, Jeder und Jede ein wilder Mann und eine wilde Männin wären, förmlich tättowirten. Ich selbst habe doch siebzehn Jahre später in demselben Hôtel unangefochten von ähnlichen Friedensstörern geschlafen. Gott weiß, welch' ein feindseeliger Zauberer im Sommer und Herbst dreiundzwanzig derlei Landplagen über uns verhängte! Weber machte sich anheischig, vollständige Partituren von uns herunter zu lesen, die besagte Schnellschreiber in punktirter Manier auf uns gestochen. Wolff, etwas empfindlicher Natur, hatte unbedenklich am Meisten auszustehen gehabt. In seiner Ungeduld hatte er sich aus feiner, mit Wachs getränkter Leinewand einen lebensgroßen Sack nähen lassen, und in solchen mußte ihn sein Diener allabendlich bei'm Schlafengehen schieben und einbinden bis an den

Hals, so daß nur der Kopf ungeschützt blieb. Auf diesem hielten dann die durstigen Blutsauger ihren rechten Hexensabbath; und weil der Patient beide Hände im Sack stecken hatte, konnte er das Antlitz nur unvollkommen vertheidigen. Er brachte grimmige Nächte zu, mit Sack, wie ohne Sack; und diese waren Grund, daß er seinen Wiener Aufenthalt abkürzte. Weber begehrte den berühmten Sack als Vermächtniß, damit er sich säcken und zur Donau schleppen lasse, wenn Euryanthe durchfalle. Die verschiedenartigen Ausbrüche verschiedener Verzweiflungen gaben uns freilich viel zu lachen, wo wir am Tage zusammen kamen; das hinderte doch nicht, daß unser nächtliches Lager bisweilen zur Folterbank wurde. Was blieb am Ende übrig, als eben dieses Lager so spät wie möglich zu besteigen? Und dazu war denn die „Ludlamshöhle" das sicherste Mittel. Aus dieser gab es so leicht kein Entkommen. In meinen Memoiren (Band IV. pag. 97) hab' ich flüchtig angedeutet, wie Weber sich anfänglich gegen die nicht immer zarten Ludlamsspäße gesträubt. Ja, ich glaube fast, hätte nicht die Rücksicht für sein Debüt, als Operncompositeur, warnend im Hintergrunde gestanden, er wäre zum zweiten Male nicht wieder eingetreten. Etwas dem Aehnliches vertraute er mir, als wir am ersten Abende

nach seiner Aufnahme mit einander heimgingen. Doch nach und nach lernte er sich fügen, und zuletzt lebte er sich so tief und fest in diese Höhle, die ihres Gleichen auf Erden nicht mehr hat, daß „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel" — (so hieß er als Ludlamit) — der feurigste Verkünder ihrer Herrlichkeiten wurde und blieb.

Meiner Frau und mir war es nicht beschieden, die erste Aufführung der Euryanthe in Wien abwarten zu dürfen.

Wir mußten scheiden. Und da wir Lebewohl sagten; da wir innig-gerührt unsern aufrichtigen Wünschen für das Gelingen seines großen Unternehmens Worte und Ausdruck zu geben versuchten: — da deutete er feierlich-ernst auf ein Blatt im Stammbuch meiner Frau, worauf er so eben erst sein Motto als Denkspruch eingeschrieben: „Wie Gott will!"

Einige Jahre sind vergangen, bis Weber den bestimmten Ruf erhielt, sich nach Berlin zu begeben und auch dort die erste Aufführung der Euryanthe zu leiten. Unser hochseeliger König liebte ihn nicht. Die Ursachen dieser Abneigung auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Doch dürfen wir als sicher annehmen, daß dieselbe nicht allein in der Vor-

liebe für Spontini wurzelte. Spontini freilich war — schwach genug, Alles anzuwenden, was seine Protectionen ihm gestatten wollten, um der jüngeren Schwester des „Freischützen" und ihrem Vater die Pforten des Opernhauses so lange wie möglich zu verschließen. Gerade das Nämliche that auf der anderen Seite und im entgegengesetzten Sinne der General-Intendant Graf Brühl, — bei dem es nicht des wohlbegründeten Hasses gegen seinen Erbfeind Spontini bedurfte, damit er Alles aufbot, für Weber zu handeln. Vermittler bei den Einleitungen dieser Begebenheit — denn das war es für Berlin! — ist der gelehrte Reisende, der geist- und gemüthvolle Naturforscher Lichtenstein gewesen; Webers vertrautester Freund. Theilnehmer waren alle Berliner, mit Ausnahme der Indifferenten oder Stockspontinianer.

Der König, zwischen Brühl und Spontini, und zu gerecht, um einen willkürlichen Machtspruch zu thun, übergab die Entscheidung dem Minister Seines Hauses, dem Fürsten Wittgenstein, der zugleich in Theatersachen oberste Autorität übte. Dieser, dem ganzen Publikum gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, erbat sich vom preußischen Gesandten in Wien, vom Fürsten Hatzfeldt, zuvörderst einen ästhetisch-ministeriellen Rapport über die Aufnahme,

welche Euryanthe vor etlichen Jahren in Wien gefunden. Fürst Hatzfeldt, ein gewiegter Diplomat ein Mann von vornehmem Zuschnitt, von fester Haltung, der sogar Bonaparte'n in die Zähne hinein seinem Könige Treue bewahrt, das Leben aufs Spiel gesetzt und endlich, nachdem der Fürstin kühner Muth ihn gerettet, die Achtung und das Vertrauen des französischen Kaisers in solchem Grade davon getragen, daß man im Jahre 1810 keinen bessern Ambassadeur für Paris gewußt, als ihn; — dieser Fürst Hatzfeldt war nebenbei auch Dilettant, machte fait von hübscher Stimme, schmückte zu seiner Zeit die musikalischen matinées in Malmaison mit seinem zierlichen Gesange; italienische Schule galt ihm einzig und allein; er war durch und durch Cavalier, auch im musikalischen Geschmack; — wir können uns leicht denken, wie sein Bericht über Euryanthe mag ausgefallen sein!

Schon triumphirte Ritter Spontini. Aber dennoch zu früh. Graf Brühl war auch ein Ritter und ritterlicher, als Jener. Er streckte die Waffen nicht. Er zeigte sich unermüdlich für seinen Freund Weber, und es gelang: der König befahl — Karl Maria wurde berufen.

Ganz Berlin rüstete sich, ihm und seiner Euryanthe einen Empfang zu bereiten, wie es der Stadt

gebührte, in deren Gassen seine Melodieen früh und spät erklangen; einer Stadt, wo alle Stände ihn liebten; wo die Dienstmädchen zu sagen gewohnt waren: „über Weber'n jeht Nichts; mit seinem Jungfernkranz legt man sich nieder und mit dem Jägerkorps steht man auf!" Bekanntlich hatte der Freischütz das neuerbaute Berliner Schauspielhaus eingeweiht. Auch ein Sieg, den Brühl über des Königs Abneigung, oder richtiger gesagt, den Friedrich Wilhelm der Gerechte über sich selbst davon getragen. Die Berliner betrachteten Weber und dessen Compositionen fast wie ihr Eigenthum. Und las den Ihrigen begrüßten sie ihn auch, mochte er immer sächsischer Hofkapellmeister heißen.

Bevor ich zum Schlusse komme, sei dem alten Schwätzer gestattet, noch einmal von sich zu reden; von einem Lichtpunkt in seinem Schattenleben. Es wurde gerade auf der Königstädter Bühne eines meiner Stücke: „der alte Feldherr" gespielt. Weber, kürzlich erst angelangt, hatte sich aus Wohlwollen für mich dahin verlaufen. Nachdem der Vorhang gefallen, kam er auf die Bretter. Zuerst das Handwerk begrüßend, sagte er dem Kapellmeister Henning einige Artigkeiten über die vorzügliche Instrumentation der von mir gewählten Volksweisen. Dann

faßte er mich mit beiden Händen an und sprach: Ich bin in Euer Theater gekommen, mit der Erwartung hier zu lachen. Nun haben Sie mich weinen gemacht; auch gut. Ich danke Ihnen, und Sie müssen mir ein Singspiel schreiben. Dergleichen hört man auf langer Lebensbahn bisweilen; aber wie Er es sagte, sagt es kein Anderer. —

Euryanthe wurde denn aufgeführt und wurde, obgleich die Ausführung Mancherlei zu wünschen ließ, aufgenommen mit der Begeisterung, die in allen Seelen vorwaltete für den Herrscher im Reich der Töne. Man darf annehmen, daß zugegen war, wer in der großen gebildeten Stadt Ansprüche auf Kunstsinn, auf höheres Verständniß, auf Theilnahme am Besseren machen konnte; daß an diesem Abende die Besten den Ton angaben; galt es doch, ihn zu feiern! Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zeichnete sich auch bei dieser Meyerbeer's einflußreiche Familie aus. Sie hätte nicht regsamer, nicht antheilsvoller sein können, wenn der Abend und des Abends Ehren ihrem „Giacomo" gegolten. Daß er nur ja recht ordentlich empfangen wird, unser lieber Weber! rief Amalie Beer, die edle Mutter, die jetzt schon drei ihrer Söhne betrauert, und welcher Gott zum Besten der Armuth ein so

hohes Alter verleiht*), jedem Hausfreunde, der sich in jenen Tagen zeigte, ängstlich entgegen. Worauf wir im Chore erwiederten: wir werden schon unsere Schuldigkeit thun! Und wir haben sie gethan. Leider nicht ohne schelmische Seitenblicke nach Spontini's Loge. Denn die Bosheit verlangt manchmal auch ihre Rechte, was man la part du diable nennt. — Wenn auch nicht Dieser, doch ein finsterer Geist war es, der in alle Triumphe des Meisters die düstre Larve grinsend steckte; der ihm ins Ohr raunte: memento mori! „Mit mir ist's aus; ich fühl's, es geht zu Ende," das waren seine letzten Worte, als ich am Tage vor seiner Rückreise nach Dresden aus dem Thiergarten von Beers mit ihm zur Stadt fuhr.

Bevor er die Reise nach London antrat, war mir vergönnt, ihm noch einmal in's Angesicht zu blicken, noch einmal in seinem Hause weilen, an seinem Tische sitzen, ja sogar mit ihm lachen zu dürfen. Eine winterliche Geschäftsreise in Aufträgen der Königstädter Theater-Direction führte mich nach Dresden, und ich flog, durchfroren wie ich ankam,

---

*) Wunderbar! Während ich diesen, vor länger als einem Jahre verfaßten Aufsatz für vorliegende Sammlung durchsehe, trifft heute, am 30. Juni, gerade bei der sie betreffenden Stelle, die Todesnachricht ein, daß Amalie Beer, acht und achtzig Jahre alt, am 27. gestorben ist. H.

zu ihm. Und er legte Beschlag auf mich, nach seinem Ausdruck, damit wir uns anstellen möchten, als ob wir noch lustig sein könnten. Aber es war bei all' dem eine traurige Lustigkeit. Nach dem Essen führte er mich in sein musikalisches Heiligthum: Ueberall Notenblätter — englische Studien — wohin man blickte: Oberon! Das Feuer brannte ihm schon auf die Nägel. Ich muß die Ohren steif halten, daß ich fertig werde, meinte er. — Und Sie wollen wirklich die Fahrt nach London machen? — Was hilfts! ich denke, die Seeluft soll meinem Halse gut thun! — Aber die furchtbaren Anstrengungen, die Ihnen unvermeidlich bevorstehen? — „Wie Gott will!" — Damit haben wir Abschied genommen. Und es war auf immer.

Die letzte Ehre.

(1831.)

Der Inspector Lehr hat länger bei Tische gesessen, als er andere Sonntage zu thun pflegte; ein zweites Fläschchen stand vor ihm, und er war mit Wilhelm Deutschmann, dem armen Theologen, der seit drei Jahren einen Freitisch bei ihm genoß, so tief in's Plaudern gerathen, daß die Töchter: „Charlotte und Emma" schon um den mit Wilhelm verabredeten Spaziergang zu kommen befürchteten. Sie gingen öfter ab und zu, räumten von der Tafel, was nur wegzuräumen war; hätten auch gern das Tischtuch mitgenommen, wenn der Vater nicht, fest darauf gestützt, jedem Versuche unzugänglich geblieben wäre. Er hörte und sah Nichts um sich her, weil der Streit mit dem jungen Candidaten der Gottesgelehrtheit ihn zu lebendig ergriff.

Die Frau Inspectorin hielt ihr Mittagsschläfchen im Lehnstuhl. Es blieb den Töchtern Nichts übrig,

als sich in Geduld zu fassen und, an's Fenster gelegt, die Vorübergehenden zu mustern.

Der Selbstmord und seine Sündlichkeit war der Gegenstand jenes Gesprächs. — Nur zu gern ergriff der Inspector, seiner Universitätsjahre gedenkend, ein abgerissenes, philosophisches oder moralisches Thema, um es beliebig zu variiren. Er gehörte zu den Streitern, die nie beim Faden bleiben; und so konnt' es leicht geschehen, daß im Laufe einer Stunde die unzusammenhängendsten Dinge von ihm berührt wurden. Heute war er ziemlich consequent; denn er war erbittert. Wilhelm hatte, seiner Meinung nach, zu rationalistische Ansichten; donnerte zu wenig gegen den Selbstmord; entschuldigte ihn unter gewissen Umständen zu spitzfindig-juristisch und schien so, wie er sich ausdrückte, dem Schöppenstuhl entlaufen, um sich auf die Kanzel zu schleichen. Nein, sagte der von Wein Erhitzte, wie ein Mensch, der christlicher Prediger werden will, der größten Unthat, dem abscheulichsten Verbrechen auch nur einen Augenblick das Wort reden mag, das ist mir doch rein unbegreiflich. Der Selbstmörder ist zeitlich und ewig verdammt, Nichts kann ihn aus den Flammen der Hölle retten, und die göttliche Barmherzigkeit ist für ihn verschlossen! —

Hier erhob sich Wilhelm. Sie verzeihen, Herr

Inspector, sprach er nach kurzem, erzwungenem Schweigen, wenn ich nun nicht weiter streite. Ich darf, ich werde nie vergessen, daß ich Ihnen Wohlthaten zu verdanken habe, daß Ihr Haus meine zweite Heimath, Sie mein zweiter Vater geworden! Deshalb auch darf ich auf Ihre letzte Aeußerung nicht antworten, wie es mir um's Herz ist; Nach meinem Gefühle aber ist Niemand, kein Sünder! — hören Sie, Herr Inspector; kein Sünder von der göttlichen Barmherzigkeit ausgeschlossen, als derjenige, der so engherzig sein wollte, diese Barmherzigkeit Anderen zu verschließen. Von dieser Ueberzeugung bin ich so fest durchdrungen, bin ihrer so gewiß, — als ich gewiß bin, daß ich niemals Hand an mein Leben legen werde. Ja, glaubt' ich nicht an Gottes unendliche Barmherzigkeit, so würd' ich ohne Säumen morgen schon meine Bewerbungen um eine Pfarre aufgeben und lieber Schafe hüten.

Charlotte und Emma hatten mittlerweile ihre Umschlagetücher genommen; sie reichten bei den letzten Worten Wilhelm seinen Hut und zogen ihn halb gewaltsam zur Thür hinaus.

Aber Wilhelm, sagte die sanfte Emma, ist es denn möglich, daß Sie sich im Gespräche mit meinem Vater noch immer von Heftigkeit übermannen lassen, trotz allen Ihren Versprechungen?

Ach, fuhr lachend Charlotte fort, laß ihn nur; Vater braucht zur Verdauung einen kleinen Aerger, und mir ist's lieber, daß Deutschmann ihn erregt und entgelten muß, als Eine von uns Beiden. Uebrigens ist er ihm doch herzlich gut, hält große Stücke auf ihn, und Du sollst sehen, Emma, wenn er heut' Abend aus der Ressource kommt und ihn findet, ist Alles vergessen.

Sie haben Recht, liebste Emma, nahm nun Wilhelm zärtlich das Wort; ich will auch künftig ruhiger sein. Nur das ist mir fürchterlich, wenn Jemand, den ich liebe, den ich immer achten möchte, ein so hartes Vernichtungsurtheil ausspricht, als heute Ihr sonst so guter Vater. Du lieber Himmel, verschone doch einen jeden vor Schicksalen, die ihn zu einem Selbstmorde treiben könnten! Ich habe eine grauenhafte Angst vor dem Gedanken, daß in gewissen Zuständen, bei aller Frömmigkeit, doch kein anderer Ausweg bliebe! — und eben deshalb habe ich auch so inniges Mitleid mit solchen Unglücklichen.

Mir sind sie sehr interessant, rief Charlotte.

Und mir sind sie unbegreiflich, sagte Emma.

Wie ein Christ sich selbst tödten kann, da doch ausdrücklich Gottes Verbot dagegen spricht; und wie ein Candidat der Theologie — —

Stille, Kinder, stille! fuhr Charlotte dazwischen; wollt Ihr nun den Zank wieder neu beginnen? Ein Liebespaar soll sich nicht zanken, am wenigsten auf der Straße.

Hier schlug Emma erröthend die Augen nieder und ließ den leisen Druck der Hand, den Wilhelm wagte, fast unerwiedert.

Sie gingen langsam weiter, immer weiter in's freie Feld. Ringsumher waren Gruppen wandernder Städter zerstreut. Der Tag war hell und sanft, der Ostwind kühlend, alle Herzen hoben sich freier. Charlotte war gefällig genug, seitwärts auf Rainen vierblättrigen Klee zu suchen, blickte jedoch dabei immer verstohlen und neugierig nach der Schwester und Wilhelm, die im hochwogenden Kornfelde schweigend, selig, fromm nebeneinander hergingen.

Hm, murmelte sie, die flüchtige Vertraute des reinen Geheimnisses, auch nicht einmal über einem Kusse ertappt man die Scheinheiligen? Oder wagen sie sich wirklich nicht daran? Nun, solche Liebschaft wäre mir langweilig, daß muß ich gesteh'n!

Während diesen und ähnlichen Selbstgesprächen hatte sie nicht bemerkt, daß die Liebenden in einem blumenvollen Graben, auf einer ganz gesenkten Weide Platz genommen. Sie war immer weiter geschlen=

dert und endlich tief in einen Fußsteig gerathen, der mitten durch das höchste Korn führte. Da vernahm sie Geräusch; — es klang eine Stimme; — ein Lachen; — ein Männerwort dazwischen; — sie verbarg sich; — und in demselben Augenblicke rauschte ein Bauernmädchen, glühend, mit verworrenen Haaren (ohne sie zu bemerken) an ihr vorüber, den Fußsteig entlang. Zugleich erschien ein junger Herr, der das Mützchen der Fliehenden in der Hand hielt und ihr nachrief, sie solle umkehren! Als aber das Mädchen nicht darauf achtete, steckt' er lächelnd das Mützchen in die Tasche und schlug den entgegengesetzten Weg ein.

Erst nach einer Weile ermuthigte sich Charlotte, deren Phantasie mit diesem seltsamen Auftritte sehr beschäftigt war, zu den Ihrigen zurückzukehren; — aber wie erstaunte sie, als sie den jungen Mann vertraulich an Wilhelms Seite sitzend erblickte.

Es war Reinhard von Frankenthal, Wilhelms Schulfreund und Universitäts-Genosse.

Ich möchte wohl darauf schwören, daß Du, lieber Leser, jetzt sehr neugierig bist, zu erfahren, was Reinhard von Frankenthal mit jenem Bauermädchen für Gemeinschaft gehabt? Und auch Dich, holdeste Leserin, wenn ich von der — freilich leichtfertigen — Charlotte auf Dich schließen dürfte, die Du die

zarte Sittsamkeit selbst bist, läßt es nicht ganz gleichgültig.

Aber so weit geht die Verpflichtung des Erzählers nicht, daß er Regungen der Neugierde auf Kosten seines guten Rufes befriedigen sollte und müßte.

Es genüge obige Andeutung; und ich selbst, der ich keine Lust habe, mit dem Herrn von Adel in mißliche Händel zu gerathen, erkläre hierdurch feierlichst vor dem ganzen lesenden Deutschland, daß ich nichts Anstößiges von seinem Benehmen gegen die mir unbekannte Bäuerin gesagt haben will. Anders verhält es sich mit dem Mützchen, welches er eingesteckt; denn dieses zieht er jetzt, im Angesicht von drei Zeugen — Wilhelm, Charlotte und Emma — mit dem Schnupftuch zugleich aus der Tasche und setzt sich Vermuthungen bloß, die bei Emma ein unschuldiges Lächeln, bei Charlotten einen finstern Blick, bei Wilhelm kindliches Erröthen erregen. Er selbst, als Mann von Geburt und Welt, übergeht den Mißgriff mit Stillschweigen und weiset dem Gefangenen die andere Rocktasche zum Kerker an.

Aber, daß Niemand zu schlecht von ihm denke! Die Fehler der Zeit und der Mode abgerechnet, ist er ein edler junger Mensch.

Wacker, brav, muthig, beherzt, — um das nämliche Wort durch seine leisesten Abstufungen zu

führen; — feurig und gut; blühend und kräftig; das ritterliche Bild eines reichen Edelmannes.

Freilich auch insofern ritterlich, als er wohl wußte, daß ein rechter Ritter die Cultur der Wissenschaften den Mönchen zu überlassen pflegte. Denn die Hörsäle seiner academischen Lehrer sahen ihn seltner, als die Säle der schönen Welt; ein Brauch, der gewissermaßen schon durch seine Matrikel geadelt und geheiligt wurde; denn er war als „der Cameral-Wissenschaften Beflissener" inscribirt. — Professores legentes wissen so gut wie ich, was wir davon zu denken haben. —

So war er fast nur Student bei heitern Gelagen, Comitaten und auf dem Fechtboden. Doch ein Grund von Schulkenntnissen, den er zwar nicht auf der Schule, sondern in dem von Buchen und Linden verdüsterten Erkerstübchen seines Hauslehrers gelegt hatte, stand noch fest genug, um darauf in lust- und lärmfreien Stunden ein heiteres Gärtchen literarischer Bildung zu erbauen; einen Laubengang, in dem Reinhold's Phantasie ganz artige Mondscheinbelustigungen und mitternächtliche Kreuz- und Quergänge vornehmen konnte.

In diese heitern Schatten liebt' er es, Andre, besonders junge Damen, einzuführen, und deshalb erschien er hier, sobald nur Charlotte die Kopfbe-

deckung der kleinen Bäuerin vergessen hatte, unserm Kleeblatt vorzüglich liebenswürdig. Er glich dem frischen Hauch des Abendwindes, der eine Gesellschaft belebend anweht, wenn sie von dem Vergnügen eines langen Sonnentages ermattet ist. Den beiden Mädchen öffneten die poetischen Anklänge eine neue Welt. Denn in ihrem Hause, welches allerdings gegen das monatliche Lege- und Lesegeld von einem Viertelgulden Theil an einer der untergeordneten Leihbibliotheken der Stadt nahm, war noch kein Heros der Literatur aufgetreten; theils, weil jenes Institut wenig dergleichen besaß; theils, weil die Schwestern auf schauerliche Titel am meisten gespannt waren.

Wilhelm aber, den theologischen Studien mit Fleiße obliegend, hatte daneben nur einen Cursus durch mehrere sich widersprechende Philosophieen gemacht und war über dem ersten und einzigen Lesebuche (denn so nennen Bürgermädchen gewöhnlich Romane u. dgl.) sanft und heiter eingeschlafen. Dies Buch zu nennen verbietet mir die Hochachtung für seinen Verfasser, der mir stündlich begegnen kann; was der Teufel gewiß um so eher verfügen würde, wenn ich den Trefflichen hier an einen kleinen Familienschandpfahl gestellt hätte.

Was unsern drei Kleinstädtern im Gebiete des

großen Lebens schwarz auf weiß, wahrscheinlich hyper=poetisch, unverständlich und langweilig vorgekommen sein würde, das gewann Leben und Klang, als Reinhard es ihnen mit gewandter Weltmanns=Zunge in kleine Gaben theilte; nicht einen großen, vollen Strauß, — bunte Blümchen bot er einzeln dar, und jedes fand eine willige Hand. Charlotte griff nach einigen keckgeformten, abnormen Blättern von Tieck, Shakespeare oder Jean Paul, deren eines sie wohl gar im Busen barg. Emma nahm mit strahlendem Auge einen duftigen Orangenzweig aus Goethe's Gartenreich an ihr Herz. Und Wilhelm, an diesem frohen Abende ernster und tiefbewegter als je, heftete den ruhigen Blick auf Novalis blaue Blumen. So saß der junge, moderne Rhapsode wie ein Sträußermädchen am Blumenmarkt und gefiel sich sehr, indem er den Freunden gefiel. Es war der Kranz eines jugendlich=heitern Bundes, den man mit diesem Gezweige durchflocht. Gegenseitig öffnete sich ein neues Leben. Baron Reinhard wurde mild und heimlich angezogen von dem still=bürgerlichen Schwesterpaare, welches ihm durch den schon bekannten Candidaten der Theologie näher rückte. Die drei aber verloren sich staunend, bewundernd in die edle, vornehme Gewandtheit, in die zutrauliche Weltform

des belesenen Jünglings, der ihnen neu, aber nicht fremd blieb.

So mußte denn, als die Wellen des weiten Kornfeldes den Abschied des Tages rauschend herüberwogten, und als nun der Rückweg zur Stadt angetreten wurde, das letzte Wort des Scheidenden die Bitte werden, die dem bescheidenen Mädchen nur wie eine beruhigende Versicherung klang: ob man die heutige Bekanntschaft freundlich fortsetzen dürfe, und daß Reinhard es nicht verschmähen werde, das Haus des Inspectors künftig zu besuchen?

In dem Letzteren war längst aller Groll gegen den Candidaten erstorben, und der Streit vom Mittage her fast vergessen.

Aber ich müßte ein Narr sein, wenn ich es nicht vorziehen sollte, dem jungen Baron zu folgen in seinen glänzenden Abendzirkel, wo sich, bei Gott, ein Schilderer und Beschreiber ganz anders zeigen kann, als in der spärlich erleuchteten Sonntags-Abendruhe der Inspectorsleute.

Reinhard's Onkel, der Freiherr von Weidenbach, Erb- und Gerichtsherr auf und zu Weidenbach, ein lebenslustiger, unvermählter, behaglicher Papa, — so nennen ihn seine Unterthanen — der in der Stadt ein sogenanntes Absteigequartier besitzt, welches er nur zweimal im Jahre zwei Tage lang bewohnt (bei

den Terminen, wo er die Zinsen von seinen Pfandbriefen erhebt), sieht heute in seinem Absteigequartier die schöne Welt bei sich, nachdem er selbst bei einem steinalten und sehr häßlichen Mitgliede derselben dinirt hat. Reinhard bewohnt ein Zehntheil der sonst öden Prachtwohnung, und wir sehen ihn jetzt eben mit seinem Silberdiener, geheimen Geschäftsträger, Vertrauten — Perle heißt der gute Mensch — an den Kleidern, mit denen er die bestaubte Garderobe von vorhin natürlich wechseln muß, ziehen und zerren, weil er übler Laune ist. Wir gerathen gar auf die Vermuthung, daß der große Kreis, der sich bald um ihn drehen wird, und in welchem er eine Art von Vicekönig und Unterwirth vorstellen soll, ihn schon im Voraus schwindlich macht; daß er es heute vorziehen würde, in dem Hause zu verweilen, welches ich eben erst, nicht ohne einige Geringschätzung, verlassen habe, um dem Unzufriedenen dahin zu folgen, wo er nicht gerne ist.

Darin unterscheidet sich der verwöhnte, vielbegabte Weltmensch unter Anderem auch so sehr von dem bescheidenen und vernachlässigten Stiefsohne des Glückes, dem Armen, worin sich eben jetzt Baron Reinhard von Wilhelm und den Schwestern unterscheidet. In diesem klingt das Gefühl des seltenen, erhebenden Nachmittags noch fort, wie Tanz-

musik in den Träumen des schlafenden Knaben, nach einem Kinderballe, der dem glücklich überstandenen Schulexamen folgte. Jener verwirft die Freude, die er aus der Gegenwart reichlich pflücken könnte, weil es ihm gerade gefallen würde, jetzt die Freuden fortzugenießen, die für den Augenblick nicht mehr zu haben sind.

Oder wär' es die Ahnung, daß es etwas Besseres giebt, als den Rausch und Taumel einer glänzenden Versammlung? Wär' es das Erwachen des heiligen Wunsches: könnt' ich doch auch noch beschränkt, eingezogen, harmlos und kindlich sein, wie jene? —

Und bei Reinhard kam noch ganz etwas Anderes dazu; daß ich es offen sage: auf ihn hatte Emma, Wilhelms Geliebte, einen tiefern Eindruck gemacht, als bisher ein anderes Mädchen. Und weil er nun wußte, daß heute, unter so vielen Tulpen, auch Diejenige glänzen würde, deren bunte, duftlose Blätterpracht der Oheim ihm zugedacht hatte, so sah er schon im Voraus finster drein und versuchte am treuen Perle die Gebehrden des Unwillens, die er im verkleinernden Maßstabe des feinsten Welttones gegen seine Tulpe — welche übrigens Hortensia von Riesemäuschel hieß — spielen lassen wollte.

O, arme Hortensia von Riesemäuschel! Arm,

weil Du keine liegenden Gründe besitzest und keine Hypotheken oder Staatspapiere; — arm, weil Deine Eltern Dir Nichts hinterlassen werden, als Stolz und Schulden; — noch ärmer, weil Du schon so gewiß Deinen nicht ganz wohltönenden Familiennamen mit einem andern, schönern zu vertauschen gedenkst! — Weiß ich nicht aus dem Munde Deiner Kammerjungfer, — (und das Mädchen lügt nie; außer, wenn sie sich den Titel giebt, der ihr gebührt, und den auch ich ihr nur jetzt eben gegeben) daß Du vor dieser längst erwarteten soirée, die Dir einen lendemain verspricht, mit Wohlgefallen die großen gläsernen Augen auf dem Glase des Spiegels ruhen ließest, der Deine wirklich majestätische Gestalt wiederstrahlte; weiß ich nicht, daß aus dem elfenbeinernen Thore Deines schönen Mundes die Laute drangen: „Hortensia von Frankenthal auf Weidenbach!" — Aber der Hauch dieser Laute berührte den empfindlichen Spiegel, Deine Schönheit erschien Dir getrübt, und Du tratest zurück. — — — Das war ein böses Vorzeichen.

Der alte Weidenbach empfing Hortensien, wie man etwa die eigne Geliebte empfängt. Zehn oder fünfzehn Jahre früher hätt' er sie, seinen grauen Haaren zum Trotze, selbst geheirathet; denn er läugnet gegen Niemand, daß er in sie verliebt ist. Nun,

mit dem einen Fuß im Grabe — (gerade heute hatte der Barbier diesen Fuß fester einwickeln müssen, als man es vor Zeiten neugeborenen Kindern that, weil er sehr anschwoll) — wollt' er in seinem Neffen und Erben sich gleichsam selbst verjüngt sehen und konnte den Tag der Verbindung kaum erwarten. Das wußte der Schelm Reinhard sehr gut, deshalb zögerte er so lange und erschwerte dem armen Perle jeden Hand- und Liebesdienst beim Ankleiden, wie er nur wußte und konnte.

Aber was lange währt, wird gut. Und so ging er, gleichsam aufsteigend aus der Asche des nachmittägigen Bürgerthumes ein adliger Phönix hervor und glänzte nicht wenig. Er war sehr anmuthig, sehr schön, — nur schade, daß er es wußte.

Himmel, Dir ist bekannt, wie sehr ich einen sichern Weltmann beneide um die kalte Ruhe, mit der er fest und unerschüttert in die feinste Gesellschaft tritt. Hab' ich nicht oft mir selber gelobt, mich keinesweges in Verlegenheit setzen zu lassen, durch Namen und Orden, sondern einherzuschreiten wie Jener? Hab' ich mir nicht selbst gesagt, daß bescheidene Schüchternheit im Drängen der großen Welt gewissermaßen versteckte Eitelkeit ist, weil man sich immer einbildet, beobachtet zu werden, was doch gar nicht der Fall ist, indem die Welt andere Dinge

zu beobachten hat, als arme Schriftsteller? Und haben mir meine Gelöbnisse und Vorsätze nicht immer so gut wie gar Nichts geholfen? Haben sie denn jemals länger in mir gestanden und gewirkt, als bis zu dem Augenblicke, wo ich in den Wagen stieg, und sich beim Nachziehen des linken Schuhes die Schnalle verschob, welche dem anspruchslosen erst die Weihe geben muß; gleichsam die Unterschrift der Polizeibehörde unter den Paß in's Ausland der Vornehmheit. Bin ich nicht gespalten im Innersten, erst: durch die besondere Furcht, eine Schnalle zu verlieren, und so, nicht unähnlich einem Baugefangenen, welcher durch eine gelbe und eine schwarze Hose von den übrigen Erdgefangenen sich sondert, einzutreten; — dann: durch die allgemeine Furcht, überhaupt dumme Streiche zu machen! schon ganz abgemattet, im größten Zirkel angekommen!? Verkehrte sich nicht jede Artigkeit, die ich der Wirthin etwa, wenn sie an mir vorüberflog, beizubringen gedachte, in eine Albernheit oder Sottise? Verflocht ich nicht, dreist und zudringlich vor lauter Angst, Gönner höchsten Ranges, die sich meiner mitleidig annahmen und mir auf meinem Isolirschemmel der Verlegenheit ein freundlich Wort und geneigtes Ohr gönnten, dermaßen in ein langes Gespräch, daß ich sie in einen Winkel festrannte und sie frech in Anspruch nahm für

mich, als hätten sie keine angenehmeren Pflichten? Blieb ich nicht, wenn sie mich endlich von sich geschält hatten, allein, hülflos im Unermeßlichen des Raumes, daß Thee-Psychologen, die mich bemerkten, zu sich selbst sagten: der Mensch ist ein Flaps?! Wurde dieser Mangel an Lebensart nicht mit den Jahren stets fühlbarer, und ist es nicht jetzt, wo ich über die dreißig weit hinaus bin, so weit mit mir gekommen, daß ich immer erst anfange, gesellig aufzuthauen, wenn der größte Theil der Gesellschaft wieder auseinander gegangen ist? Wie, frag' ich, kann man sich da zeigen und Antheil erregen? Wie die Welt malen lernen, die man endlich gar nicht mehr sieht, weil sie unser Einen auswirft, dem Strome gleich, der keinen Leichnam bei sich behält? Da lieg' ich nun am Ufer und verwese in dieser Beziehung. Mit welchem Neide, ich muß es wiederholen, schildre ich Reinharden ab und Leute seinesgleichen?

Er tritt ein; zwei Bediente haben ihm die Thüren geöffnet; den Hut in der Hand; — nur Vorstädtern kann es auffallen, daß er, obgleich in dieser Wohnung wohnend, bei seinem Oheim wie ein Fremder erscheint; — und geht so, geraden Weges, ohne sich weiter aufzuhalten, als ambulante Grüße flüchtig nach beiden Seiten geworfen verlangen, auf den Mann mit dem Wickelkinde unter der linken Kniescheibe; küßt ihm den Aermel; — denn bis zur

Hand bückt sich der erfahrne Weltmann nicht, wohl wissend, daß hier schon das Symbol genügt; — und sagt, indem er sich wieder aufrichtet und weit umherschweift mit den Blicken: Sie haben befohlen? —

Aber der Oheim dreht ihn wie eine Wetterfahne nach der andern Seite, und mit der Rechten nach Hortensien zeigend, spricht er bedeutend: Sieh doch, Reinhard, unser Fräulein!?

Reinhard verneigt sich tief, und mit erhobener Stimme ruft er ihr entgegen: Fräulein von Niesemäuschel, ich bin entzückt, Sie zu sehen!

Dabei blickt er über sie hin, nach andern Leuten. Er hätte ebenso wahr sagen können, ich bin entzückt, Sie nicht zu sehen!

Und eigentlich hat er Unrecht. Hortensia ist doch schön. Wenn er sie nicht heirathen wollte, konnt' er sie doch gerne sehen. — Sonst auch sah er sie gern; — heute sah er nur Emma.

Ging' ich darauf aus, das Erstaunen, ja wohl gar den Beifall meiner Leser durch seltsam überraschende Wendungen gleichsam zu erspringen, so könnt' ich hier blendende Schilderungen einwerfen von Gruppen und Scenen. Ich aber habe nur die Wahrheit der Geschichte und ihren treusten Verfolg im Auge; bin auch nicht der Mann, der willkürliche Erfindungen einwirft, um zu belustigen oder zu zerstreuen.

Deshalb muß ich jetzt vor allen Dingen, wie schwer es immer sei, beschreiben, auf welche Weise es Reinhard gelungen, sich von Hortensien loszumachen, was freilich seinerseits auch kein kleines Stück Arbeit gewesen, indem Onkel Weidenbach ihn und sie, und beider Augen, nicht aus seinen Augen ließ, auch am liebsten sogleich den Priester gemacht hätte, der sie copulirte, wie sie da standen. Denn die letzten Wünsche eines alten Mannes wachsen desto inniger und fester mit seinem Herzen zusammen, je weicher und dehnbarer einst das Herz selbst gewesen. Ein solches hing der alte Weidenbach förmlich aus; eine Warnungstafel für Reinhard: keinen verbotenen Weg im Saale zu wandeln, sondern mit Worten, Blicken und Werken dem holden Pfade treu zu bleiben, der zum Altare führen sollte. Entschlossen war der Alte, noch heut Abend Gewißheit zu erlangen, damit er morgen früh mit den halbjährigen Johannes-Zinsen und dem Brautstande in der Tasche nach Weidenbach segeln könnte. Reinhard wußte das so gut wie ich, und durch mich die Lesewelt. Daher könnte man wohl stutzig werden über seinen heutigen Nachmittag; — aber Kenner werden mich auslachen, wenn ich über den Auftritt im Kornfelde erst jetzt die Achsel zucke.

So standen nun die Sachen bedenklich genug,

als Reinhard von einem Gedanken durchbebt wurde, aus einem früheren Gedanken entsprungen, einem Blitze ähnlich, der sich in zwei spaltet, und wo der eine nur das Kind des andern ist. Der Vater hieß: Beiß' ich heute nicht an, so ist der Onkel capabel mich zu enterben! Der Sohn aber: deshalb muß ich ihr meine Hand antragen, aber ich muß es so einrichten, daß sie mir einen Korb giebt!

Hier legt meine schöne Leserin das Buch auf einen Augenblick aus den Händen und sagt: „da bin ich doch neugierig!" —

Als ob Reinhard ein Wilhelm wäre! —

Gütigste von Niesemäuschel, hub er an, darf ich wohl auf Ihren Antheil rechnen, bei einer zoologischen Entreprise, die mich fast zu sehr und zum Nachtheil meiner cameralistischen Studien beschäftigt? Sie betrifft Papageien. Denn seitdem ich auf meiner Frankfurter Ferienreise Weimar besucht und daselbst außer den wichtigen und interessanten Menschen auch die Perüchen des dasigen Hofapothekers gesehen, die sich begattet und vermehrt haben, als ob sie in ihrem Klima wären, hatt' ich nicht Ruh', noch Rast, eh' ich nicht hier dasselbe versuchte. Nun ist es mir gelungen, und ich würde mich freuen, Ihnen die zweispännige Voliere zu zeigen, die dicht bei mir in einem Kämmerchen brütet.

Ei wie artig, rief Hortensia, das muß ich sehen! und zog ihn hastig fort.

Seines Sieges gewiß mischte sich nun der Oheim unter den Menschenstrudel und lispelte nur selig dem alten von Niesemäuschel in's Ohr: der Schlingel, eben hat er das Mädchen zu den Papagei's geführt, und als verlobtes Brautpaar kommt das Liebespaar zurück.

Niesemäuschel kniff seine Frau in den Arm, — sie saß am Spieltisch und murmelte heiser: Wir sind am Ziel, der Bengel hat Ernst gemacht. —

Eben stehen sie vor dem Neste der Papageien. Reinhard hat die Nebenthür hinter sich zugezogen und umfasset dreist Hortensien, die es nicht abwehrt. Schweigend wird er immer zärtlicher, und sie, die bisher über die Fühllosigkeit und Kälte des ihr zugedachten Bräutigams unwillig gewesen, bittet ihm herzlich ihr Unrecht ab. Als er nun endlich mit einem glühenden — Judaskusse sie an sein Herz preßt, spricht sie freundlich: Also deshalb sollt' ich die Papageien sehen?

Und wie vom Donner gerührt tritt Reinhard erschreckt zurück, folgende Rede beginnend:

Verzeihung, Theuerste! daß ich Sie liebe, lieben muß, wird Ihnen Ihr Spiegel täglich gesagt haben. Ob Sie mich lieben könnten? bezweifelt'

ich immer; — erst seit einer Minute würd' ich es zu hoffen wagen. Aber, nicht um Ihr Herz zu gewinnen, nicht um meine Hand Ihnen darzubieten, — nein, um unsere Trennung vorzubereiten, führt' ich Sie hierher. Mein Oheim scheint unsre Verbindung zu wünschen. Sie und Ihre Eltern stehen in diesem Wahne, weil er Sie auszeichnet. Ha, welch' ein Irrthum! Er liebt Sie, Hortensia. Er liebt Sie mit dem Feuer eines Jünglings, heißer, als ich, und was das sagen will, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Nun, hören Sie (erstarren Sie), welche Falle Ihnen gelegt ist. Er glaubt sich auch von Ihnen geliebt. Kindliche Blicke und Zeichen, die Sie ihm (darf ich es hoffen) meinetwegen gönnten, bezog er auf sich. Die alte Eitelkeit, die Erinnerung früherer Siege, verblendet ihn, zu wähnen, er sei noch unwiderstehlich. Nur der eine Zweifel quält ihn, ob Sie mich nicht vielleicht vorziehen könnten? Heute wird er Sie auf die Probe stellen. Er wird, für mich, bei Ihnen und Ihren Eltern um Ihre Hand anhalten. — Sagen Sie ja, so enterbt er mich. — (Nicht wahr, Sie schaudern?) Deshalb, Theure, sagen Sie nein! Sagen Sie entschieden und trotzig nein! Er wird Ihnen seine Hand bieten, Sie werden die Seinige werden: aber er ist — ein Greis! An Ihrer Hand, mit Rosen bekränzt, wird

der Becher ersehnter Wonne sein Giftbecher, er muß in's Grab taumeln, und dann, Hortensia, sind wir vereint.

Die Hörerin wußte sich zu fassen. Nur kurz war ihre scheinbare Weigerung, Reinhard's Rath zu befolgen. Seine Versicherung, daß er vom Oheim enterbt, ein Bettler sei, schlug allen Zweifel nieder. Er drang in sie, ihre Abneigung gegen ihn nur ja recht entschieden, recht rücksichtslos zu äußern, und während sie den Korb für ihn aus Stielen und Stengeln flechte, die abgerupften Knospen und Blumen jedesmal mit zärtlichstem Blicke dem Oheim zu reichen, der dann nicht ermangeln würde, ihr den Brautkranz daraus zu winden.

Den ich Dir, mein Reinhard, sprach sie zärtlich und zweideutig, so gewiß und unverletzt bringe, als ich wünsche, bald Wittwe zu werden.

Und das Paar ging heiter in den Saal zurück, in welchem man mit neugierig — fragenden Blicken seiner harrte.

Ich leugne, daß Reinhard einen schlechten Streich gemacht; denn er kannte Fräulein von Niesemäuschel; und ihre Bereitwilligkeit, den Bräutigam zu täuschen, machte sie werth, ihn zu verlieren.

Er eilte zu seinem Oheim, diesem in zwei Worten zu gestehen, daß er, seine Winke und Wünsche

wohl ahnend und begreifend, jetzt eine heimliche Unterredung mit Hortensien — die Papchen wären Zeugen — herbeigeführt habe. Aber er müsse schier fürchten, verschmäht zu werden, und er wisse sich keinen andern Rath mehr, als den Onkel zum Brautwerber zu machen.

Das war dem Alten gerade recht.

Und so naht einer von den Augenblicken, wie sie der Biograph und Erzähler selten findet, wo so viel Stoff und Farbe aufgehäuft ist, daß schon der Pinsel allein malen und schildern könnte, ohne leitende Hand. Denn man muß den alten Weidenbach gesehen haben, wie er sich mit dem Kindheitsfreunde, dem alten Niesemäuschel, hinter den Stuhl der Gattin desselben postirte und den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er verrückt werden würde, — der Stuhl. Auch Hortensien hatte ihr Vater herbeigewinkt, und nur Reinhard blieb im fernsten Winkel, den Gang und Stand der Gestirne möglichst zu beobachten. Und als nun Weidenbach mit verklärtem Angesicht des Mädchens Hand ergriff und lächelnd die Eltern fragte: „Wollt Ihr sie dem Jungen also wirklich geben?" Als beide stumm und ehrerbietig ein tiefes Ja neigten und beugten; als nun der Oheim seiner künftigen Nichte Hand drückte und ihr sein: „Und Sie, Schönste?" zuflüsterte, da

drückte die Comödiantin heftiger die Hand des Greises, warf sich schluchzend an sein Herz, trat einen Schritt zurück und rief: „O weh! meiner getäuschten Hoffnung! Für ihren Neffen werben Sie um mich? Nie werd' ich die Seinige, niemals, so wahr ich jetzt diese theuere Hand fasse!" Sie wollte die kaum losgelassene Hand wieder ergreifen, Weidenbach aber, der hinter dieser Scene den Souffleur, seinen Neffen, nicht vermuthen und auf die Sprünge, die wir kennen, nicht kommen konnte, schleuderte die dargebotene — (ich werde die „Hand" nicht los; sie kommt in zehn Zeilen mir fünf Mal in die Feder:) — von sich und drehte der Familie Niesemäuschel mit schnell aufloderndem Stolze den Rücken. Hortensia stand erstaunt; denn sie fing an zu argwöhnen. Ihre Mutter kniff die Coeurdame, die ihr noch zwischen den Fingern geblieben war, krampfshaft zusammen und nahm den Platz am Spieltisch als Ohnmächtige wieder ein. Niesemäuschel, ohne die Gattin zu halten, zu trösten, oder sonst zu unterstützen, sagte grinsend zur Tochter: „Ma chère, jetzt seh'n alle Narren auf uns, aber in unsern vier Pfählen werd' ich um Rechenschaft bitten. Entweder in's Tollhaus, oder in's Spinnhaus schick' ich Dich morgen, Du geschminkter Hanswurst!"

Der Wirth hatte sich auf sein Zimmer zurück-

gezogen und ließ durch einen Bedienten, den Reinhard zu ihm rief, sich bei der Gesellschaft Unpäßlichkeits halber entschuldigen. Man fand es begreiflich und zerstreute sich. Niemand aber wußte recht, woran er war, und nur die niedergeschlagenen Eltern der betrogenen Hortensia setzten ein chinesisches Puzzlespiel der Verzweiflung aus den Bruchstücken zusammen, die stammelnd eine weinende Tochter ihnen darreichte. Die Familie zog am andern Tage auf ihr kleines Landgut im Bückeburgischen.

Ich hätte mich gar nicht verführen lassen sollen, den Abend zu beschreiben. Denn nun es geschehen, gefällt mir die Beschreibung nicht; wie soll sie den Lesern gefallen? Einen Vortheil hab' ich immer davon: Reinhard tritt jetzt ganz anders bei Inspectors auf. Ich brauche nicht mehr zu sagen: gebt Acht, der Patron nistelt sich dort ein, und legt Teufelseier in das stille Nest; gebt Acht auf ihn, u. s. w. Mein Leser giebt nun von selbst Acht und ist gespannt, wie sich der Baron gegen die Mädchen benehmen wird, und gegen Wilhelm? — Was will ich denn aber mehr? —

Schwer wird es immer sein, auszumachen, auf wen der vortheilhafte Eindruck jenes heiteren Spazierganges, der doch ein gegenseitiger gewesen, am tiefsten

wirkte; ob auf den jungen Weltmann, ob auf die eingezogen lebenden Mädchen? Nachdem Reinhard sich mit seinem Oheim, die Heirathsprojecte betreffend, auseinander gesetzt hatte, konnte er mit der Beruhigung in sein Papageiennest gehen, daß nun von derjenigen, welcher die grünen Fremdlinge wahre Galgen- und Todten-Vögel geworden waren, nicht mehr die Rede sein würde. Weidenbach hielt sich im Neffen schwer beleidigt. Zudem zog er morgen hinaus auf's Land, und Reinhard athmete froh und frei dem nächsten Tage entgegen, der ihm Emma zeigt — und Charlotten. Er träumte von Beiden; denn er ist ein Dualist. Das sentimentale Bedürfniß seiner Jugend sehnt sich mild und bescheiden nach Emma's frommer Unschuld und Demuth; die kecke Lustjagd weltlicher Phantasiebilder zieht mit dem wilden Jäger der Leidenschaften auf Charlottens Spur, und verfolgt die naseweise Dirne bis in's dickste Gebüsch.

In Charlotten gehen Dinge vor, die sie Niemand entdecken kann, kaum sich selbst; denn der sanften und eben deshalb von ihr gefürchteten Schwester wird sie nicht sagen, wie anziehend Reinhard ihr erschienen.

Emma jedoch, die mit dem Gedanken, einst ihrem Wilhelm die treue Hand zum ewigen Bunde

zu reichen, so still und häuslich verschwistert ist, daß sie keinen andern Mann sah, auf keinen andern hörte, wundert sich nur über des Barons hohe, edle Erscheinung, die ihr fremd und wie aus andern Welten däucht; ohne im Heiligthum ihres kindlichen Gemüthes auch nur einen Schatten von jenen Flecken zu sehen, welche Zeit, Welt und Leben auf die Seele, auf das Antlitz des bewunderten Mannes geweht haben.

Wilhelm gedenkt, in seinem einsamen Kämmerlein angelangt, mit Freuden an das unerwartete Zusammentreffen; aber kaum entschlummert ziehen bange Ahnungen in Träumen vor ihm auf, und zum ersten Male empfindet — (und das im Schlafe!) — der Unbefangene in seinem reinen wohlwollenden Herzen die Qualen der Eifersucht, die ihn so gewaltig ergreifen, daß er aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt und nach kurzem Besinnen zu sich selbst lächelnd sagt: das wußt' ich ja, es konnte nur ein Traum sein.

So hüllt diese Nacht all' unsre Freunde in lange bunte Traumwolken, durch welche hier ein Mondstrahl, dort eine Larve blicket; und wir sehen im Voraus, daß dies Büchlein vielleicht trübe enden kann.

Mir aber, weil es spät in der Nacht ist, entsinkt die Feder, und ich schreibe nur, eh' ich mein Licht

lösche, die Ueberschrift des folgenden Abschnittes nieder:

Zweites Kapitel.

„„Ich rathe Jedem, der nach Frankfurt a. M. zu reisen gesonnen, nicht Sonnabends Nachts daselbst einzutreffen, falls er nach langer Fahrt langen Schlaf liebt, wünscht oder braucht. Denn der Sonntag wird in der freien Reichsstadt so mörderisch und unchristlich eingeläutet, daß diese Einleitung in den Roman der Frömmigkeit auch Den unfromm macht, welcher etwa die kirchlichsten Vorsätze hatte. Bringt mich eine solche Vorrede zur Predigt (mit solch' eherner Zunge und aus so hohem Tone gesprochen) um den Früh-Morgenschlaf, so will ich den verlornen wenigstens während der Predigt, wo eben wegen dieser Straßenruhe herrscht, wieder einbringen und kann das wärmer im Bette haben, wenn auch nicht ganz so gewiß, als in der Predigt.""

Es sollte mir leid thun, wenn irgend ein Deutscher, der die obigen Gänsefüße übersehen, mich für den Sprecher jener Phrase hielte. Niemand anders spricht, als Reinhard, und nirgends anders, als unten in der großen Wohnstube des Inspectors Lehr, dem er sich Nachmittags durch Wilhelm vorstellen lassen. Der Inspector selbst ist ausgegangen;

— Charlotte stickt einen Schmetterling in die Ecke eines weißen Tuches; Emma webt ein Perlenuhrband, zu welchem ihr Wilhelm, der sich wohl denken kann, daß er es bekommen soll, die Schnüre reihet, und Reinhard erzählt von seinen Reisen, wobei er sich ein wenig ziert, wie wir eben bemerken. Ein Glück nur, daß die Inspectorin zur Küche gegangen war, — sie hatte des vornehmen und unerwarteten Gastes wegen, den Hühnern, die noch bis zum nächsten Sonntag von ihrer Tafel speisen sollten, heute schon das Urtheil gesprochen: auf der Tafel zu erscheinen; — sonst würde die spitzige Bemerkung über den Kirchenschlaf ihre Achtung für Wilhelms Freund (so war er aufgeführt worden) nicht erhöht haben. —

Keine Leserin aber kann verlangen, daß ich dies Kapitel so ausführlich weiter führe, als ich es begonnen. Denn das wäre der Weg ein Werk in zwölf Bänden zu schreiben. Man glaube mir daher auf's Wort, wenn ich hier kurz erkläre, daß der Baron sich bei Inspectors wohlgefiel. Die Eltern, durch seinen reichen Adel geschmeichelt, fanden ihn sehr artig, und die Mutter sagte zum Gatten, als dieser heimkam und sie ihm die Flurthür geöffnet: Der Mensch gefällt mir, Inspector, der Baron, der junge, er ist nicht stolz und hat recht was Solides.

— Der Mann fand das bestätigt. Und diese Uebereinstimmung spricht wenig für Beider Menschenkenntniß.

Emma hörte ihn gern sprechen; der Ton seiner Stimme bewegte sie; aber das machte sie nur freundlicher gegen Wilhelm.

Reinhard war klug genug, nur der gefälligen, lustigen Charlotte seinen Hof zu machen, wodurch sowohl diese zufrieden gestellt, als Wilhelms Traum-Ahnung immer nichtiger wurde.

Somit hätt' ich den zweiten Tag ein wenig kürzer abgefaßt, als den ersten. Es ist aber auch nöthig, wenn ich das zweite Kapitel dazu benutzen will, ganze Monate zu zeichnen, zu malen, auszuschneiden, und Gott weiß was! Ich erleichtere mir diese etwas schwierige Unternehmung durch das Voranschicken folgender Bemerkung nicht wenig:

Leute von Welt, Bildung und einigem Geist lieben es, — besonders wenn sie lieben oder nahe daran sind — ihren Freunden, besonders Freundinnen, schriftliche Morgengrüße zu senden. Ich kenne Menschen, die ihr Leben lang ein fortdauerndes, perennirendes Stadtpostbureau an jedem Morgen des Jahres auf ihrem Schreibtische aufschlagen, und kenne Leute, die vielleicht ihre besten Einfälle auf solchen Zetteln verzetteln, ohne sich daneben zu

einer ganzen zusammenhängenden Arbeit sammeln zu wollen *).

Und jetzt, nach dieser Bemerkung, brauch' ich nur noch flüchtig den armen Perle zu bedauern, um die Welt hinreichend darauf vorbereitet zu haben, daß sie von nun kleine Briefchen — gleichsam rothe, weiße, gelbe, grüne und blaue Streifchen aus dem Sonnenhimmel der nächsten Monate nach Johannis — zu lesen bekommen wird.

Schade, daß ich nicht alle besitze; wir würden sogar auf Verse stoßen.

Aber ich gebe nur diejenigen Blätter, welche den Gang unserer Geschichte bis auf den Punkt leiten sollen, wo der Erzähler wieder sein Amt antritt und den Faden wieder in die Hand nimmt, den er unterdeß niederlegt.

Reinhard von F. an Wilhelm Deutschmann.

Vom 1. Juli.

Lieber D. Es ist mir unmöglich, Sie heute zu sehen, weil ich seit länger als Wochen zu einer Lustfahrt (für mich wird es eine Jammerfahrt!) — nach Erlengrund versagt bin, die nun heute wirklich

*) Diese Worte galten dem damals noch lebenden, obwohl dem Tode schon sehr nahen Schriftsteller Karl Schall, auf den sie die passendste Anwendung fanden. H.

vor sich gehen soll, nachdem die Theilnehmer sie so lange verschoben. Ich bin zum Begleiter der langweiligen Gräfin G. auserlesen, die wahrscheinlich mich oder vielmehr meines Onkels Vermögen für ihre halbwachsene blasse Tochter fangen will. Wir werden, fürcht' ich, so spät zurückkehren, daß ich bei den liebenswürdigen Schwestern nicht mehr vorsprechen kann. Empfehlen Sie mich der verehrten sanften Emma, und grüßen Sie die muntere Charlotte herzlich von mir.

O Freund, welchen Dank bin ich meinem Schicksal schuldig, das uns neulich zusammentreffen ließ! (Sie wissen gar nicht, wie ich ein solches Zusammentreffen gerade an jenem Tage und auf jenem Wege gar nicht verdiente!) – Und welchen Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich in das Haus des Inspectors einführten! — Wie würdige Leute! Wie wohl thut mir die bürgerliche Häuslichkeit, mir, den seine Verhältnisse fortwährend im Strudel der kalten großen Welt umhertreiben; — wie sehn' ich mich nach dem trauten Kreise! — Erbitten Sie mir nur die Erlaubniß, bald wieder dort erscheinen zu dürfen; und legen Sie beifolgende Blumen in meinem Namen, den schönen Schwestern zu Füßen.

Ihr herzlich ergebener

R. v. F.

Derselbe an Denselben.

Vom 2. Juli.

Es war gestern so langweilig, liebster D., als man es nur immer verlangen kann. Ich habe nicht zehn Worte gesprochen, fast eben so viele Flaschen Wein mit Selterser Wasser und Zucker getrunken, was mich erst berauschte und dann desto schläfriger machte. Heute muß mir dafür ein Lohn werden. Ich komme mit einem zu diesem Zwecke bestellten Wagen, um Sie und die schönen Schwestern abzuholen; wir fahren nach Grüneiche, — oder weiter; — sagen Sie nicht nein. — Will die Mutter Ihrer Emma und (— bald hätt' ich mich von freudigem Uebermuth verleiten lassen, zu schreiben: und meiner! —) Charlotte mit uns fahren, als Ehrenwächterin, Oberhofmeisterin und fliegendes Beobachtungs-Corps, so ist mirs recht, und ich sitze auf dem Bock; aber ohne zu kutschiren, wozu ich mich, wenn ich Euch hinter mir wüßte, wie der Bock zum Gärtner passen würde. Will aber die gute Frau Inspectorin dem Candidaten, dem soliden, ihr Erb- und Land-Amt überlassen, so sitz' ich Charlotten gegenüber und bei'm Kutscher mein Perle.

U. A. w. g. oder noch besser, schreiben Sie nicht. Um drei Uhr steht die Kutsche vor der Thür, und in der Kutsche sitzt Ihr R. v. F.

Derselbe an Denselben.

Vom 3. Juli.

War es gestern nicht herrlich? Die Heimfahrt besonders; ich habe die ganze Nacht davon geträumt.

Ich will nicht hoffen, daß Papa über Euer langes Ausbleiben gescholten hat?

Eben schickt mir mein Onkel aus Weidenbach durch den Amtmann, der Kälber hereinbringt, das Seltenste vom Jahre: Ananas, Melonen und Obst aus dem Treibhause. — Was sollt' ein garçon damit anfangen? Ich äße mich todt daran. Wollen Sie so großmüthig sein, meinem Perle einen Begleitzettel zu schreiben, — einen Transito-Paß, der bescheinigt, daß der Transport durch Ihr Land gegangen — und ihn dann mit Zettel und Früchten dahin senden, wo man es, wünsch' ich, nicht verschmähen wird, als eine kleine Gabe

Ihres

Reinhard.

P. S. Ich komme heut nach fünf Uhr zu Ihnen, um dann mit Ihnen zu Lehrs zu gehen. Eh' ich nicht gewiß weiß, daß man mich gern sieht, fürcht' ich mich, allein dort zu erscheinen.

Wilhelm an Reinhard.

Vom 6. Juli.

Hochwohlgeborner Herr!

Sehr geehrter Freund und Commilitone!

E. Hochwohlgeboren kann ich nicht vorenthalten, wie Herr Inspector Lehr, mein gütiger Wohlthäter und w. G. einstiger Schwiegervater, sich gestern bedenklicherweise gegen mich dahin geäußert, daß Ihre hochgeehrten Besuche ihm nicht sowohl unangenehm oder lästig, als vielmehr befremdend wären; und mir dabei aufgegeben, Ihnen diese Mittheilung auf freundschaftlichem und respektmäßigem Wege zu machen. Woraus allerdings hervorgehen zu sollen scheint, daß wir nicht mehr oder doch seltner die Freude haben würden, welche Ihr Umgang uns gebracht. Wir, die junge Welt, sind darüber sehr niedergeschlagen, und meiner Emma Mutter zürnt mit ihrem Gatten. Nichts desto weniger mußt' ich gehorchen, obwohl mit schwerem Herzen; der ich ꝛc.

Wilhelm Deutschmann.

Reinhard an die Inspectorin Lehr.

Vom 6. Juli, des Abends.

Würdige Frau Inspectorin!

Mein guter Wilhelm hat mir heute die traurige Nachricht mitgetheilt, daß mir der Herr Gemahl sein Haus verboten. Ich benütze die Stunden, von

denen ich weiß, daß er sie regelmäßig auf der Ressource zubringt, um mich bittend an Sie zu wenden und Sie zu fragen: ob denn auch Ihr Gebot dahin lautet? —

Es würde mich sehr unglücklich machen; denn ich habe in Ihrer Familie Das gefunden, was mir, so glücklich und reich ich sonst bin, fehlt, eine Heimath. Mein Oheim kann mir Alles geben, nur eben das nicht: heitre Häuslichkeit; ein Lebensglück, welches ich bisher nicht vermißte, weil ich es, elternlos von früh'ster Kindheit, nicht kannte. Jetzt hab' ich es kennen gelernt; — soll ich es nun schon wieder als verloren beweinen?

Da ich in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft den strengen, unbeugsamen Ernst Ihres Gemahls aus Wilhelms und dero Demoiselles Töchter Schilderungen genugsam habe kennen lernen, so wage ich nicht, ihn zu einem andern Ausspruch bringen zu wollen. Auch Sie, fürcht' ich, werden es nicht vermögen.

Aber könnten Sie, theilnehmend und gut wie Sie sind, mir nicht die Erlaubniß geben, mich bisweilen in den Stunden bei Ihnen einzufinden, wo Ihr Hausherr regelmäßig abwesend ist? Könnten selbst die Lästerungen der Verleumdung darin etwas Uebles finden, da Sie doch immer zugegen sind?

Und könnte nicht endlich im Hintergrunde meiner kühnen Bitte ein Ziel stehen, dessen Anblick Sie als Mutter gewissermaßen verpflichtete, unserer gegenseitigen näheren Bekanntschaft einigen Vorschub zu leisten?

Ich überlasse es Ihnen, mich zu errathen, und hoffe eine günstige Antwort. R. v. F.

Wilhelm an Reinhard.

Vom 7. Juli.

Verehrter Herr und Freund!

Gestern war ich der Sekretair des Vaters; — heute bin ich es von Seiten der Mutter. Aber eh' ich mich meines Auftrags entledige, muß ich Ihnen sagen, daß wir gestern einen recht trüben Abend zugebracht haben. Papa Lehr war, als er nach Hause kam aus seiner Ressource, der Erste, der von Ihnen sprach, als wenn er böse wäre, daß ich ihm so schnell gehorcht hatte. Mütterchen ging finster und unfreundlich um ihn herum. Emma redete wenig und sagte mir leise: wie man sich so bald an Jemand attachiren kann! Charlotte hatte manchmal Thränen in den lustigen Augen, (doch — das sollt' ich Ihnen wohl nicht verrathen?) — so wenig, als meine Träume.

Kurz, das Betragen Aller zeigte Aller Achtung für Sie an. Nun mein Auftrag; er lautet: „Sie

wären ein böser, liebenswürdiger Cavalier, daß Sie sich die gutmüthige Schwäche alter Mütter zu Nutze machten, um selbige — (die Mütter, meines Erachtens —) auf Nebenwege zu führen. Doch würde man nach gehöriger Ueberlegung und Berathung die Brille hervorsuchen, um Ihnen, wenn auch nicht auf Seidenpapier, wie Ihre Briefe, doch möglichst sanft und weich zu schreiben."

Nachdem ich nun diesen Zeilen das Bekenntniß beifüge, daß ich nicht verstehe, was Mütterchen sagen will, so erbitte ich mir noch die Erlaubniß, Sie heute um fünf Uhr zum Spazierengehen abzuholen und verharre &c. &c. W. D.

Die Inspectorin L. an R. v. F.

Vom 8. Juli.

Gnädiger Herr!

Es könnte wohl sein, daß Sie mich auslachen werden, aber ich muß doch Ihren Brief beantworten, so gut ich es vermag. Lassen Sie mich mit dem Geständniß anfangen, daß ich meines Mannes Meinung gar nicht gewesen, als er Wilhelm aufgetragen, Ihnen das Haus zu verbieten. Durch solche Verbote macht man Dinge wichtig, die an sich ganz unschuldig und unbedeutend sein. Obgleich aus niederem Stande geboren und auch durch die bescheidene Amtstelle meines guten Mannes in bürgerlichem

Kreise schlicht verblieben bin, ist mir doch der Zustand des irdischen Verhältnisses, wie ich fühle, bekannt genug, um daß ermessen kann, was ich von Ihnen und Ihren Gesinnungen zu halten. Unser Haus ist Ew. halt jetzt was Neues, weil Sie's größer und prächtiger gewohnt sind; darum so reizt und lockt Sie die Einfachheit. Und die jungen, unerfahrenen Mädchen machen Ihnen auch Spaß und Unterhaltung. So seh' ich's an. Und so denk' ich, lassen wir Ihnen unsere Thür offen, so werden Sie bald genug der Besuche bei uns überdrüssig sein und unser ganzes Wesen langweilig nennen. Machen wir Ihnen aber die Thüre zu, so treibt Sie das Verbot erst recht an, Sie möchten sie lieber gar mit dem Kopf aufrennen und versuchen heimliche Schliche — — wie ja schon der mir gemachte Vorschlag einer war. Glaube demnach, es ist besser, das zu vermeiden, weil es nur Schagrin giebt; denn was unter den Augen der Mutter geschieht, geschieht in Ehren. Und weil der arme Candidat Deutschmann so gut wie verlobt mit Emma ist, werden wir ja nicht thöricht sein zu vermeinen, daß sein Freund und Mitstudent, der reiche Baron von Frankenthal, einem armen Mädel wie Lotte auch Bräutigam werden möchte oder könnte. Ich weiß wohl, wie es kommt: Sie nehmen sich eine vornehme Dame, und die Lotte ist vergessen,

ehe ein Monat ins Land geht. Weil sich aber das dumme Mädel wirklich schon Allerlei in den Kopf gesetzt hat, was nur noch ärger werden würde, wenn Sie nun wegbleiben müßten und aus der Ferne mit ihr scherzten, — so hab' ich es bei meinem Inspector durchgefochten, daß Sie nach wie vor mit Ihrem Freunde zu uns kommen dürfen.

Ich bin Ihnen herzlich gut, so weit es der von Kindheit mir angelernte Abstand von Ihrem Range und Reichthum einer alten armen Frau meiner Art zuläßt; von den Neuerungen, die den Unterschied der Stände umwerfen wollen, halte ich Nichts, — und deshalb hätten Sie am Schlusse Ihres Briefchens mich nicht auf's Glatteis zu führen, probiren sollen. Doch ich verzeihe Ihnen, weil Sie mich nicht kennen, und es mag allerdings Mütter geben, die für solche Täuschungen Ohren haben. Aber so albern ist nicht, die sich nennt

Dero ganz gehorsamste

Jos. L.

Wilhelm an Emma.

Vom 10. Juli.

Liebe Emma!

Ich kann nicht länger schweigen, und weil wir jetzt fast nie mehr allein sind und Ihre Mutter, immer wenn der Baron da ist, im Zimmer bleibt,

so sehe ich mich genöthigt, Ihnen mein Herz in diesen Zeilen zu öffnen. Zürnen Sie nicht. Es kommt mir vor, als ob Baron Reinhard seine Affection für Lottchen nur zur Schau stellte, um uns zu täuschen, und als ob Sie das Ziel seiner geheimen Wünsche wären. Auch von Ihrer Seite bemerk' ich eine lebhafte Theilnahme für diesen jungen Herrn.

Wären meine Besorgnisse gegründet?

Ich würde alle Kraft der Religion, deren Lehrer ich werden soll, mir zu Hülfe rufen müssen, um eine geistige Trennung von Ihnen zu ertragen. Aber doch erscheint mir es (wenn meine Befürchtung eintreffen sollte!) — als ein Glück, Ihr offenes Geständniß darüber zu erhalten, gegen das Unglück, von Ihnen getäuscht zu werden.

Nein, Emma kann mich nicht täuschen, sie ist die Wahrheit selbst. — Ach, Geliebte, schon nach dem Tage Ihrer Bekanntschaft mit Reinhard, als Sie seine schönen Schilderungen so innig gehört hatten und ich mich im Geiste mit ihm verglich, — — da durchlebte ich eine Nacht — —

Wenn Sie mich nicht mehr lieben; — oder wenn Sie nur irgend meinen, daß Sie einmal aufhören könnten, mich zu lieben; so gestehen Sie mir es jetzt. Ich will's verschmerzen, will's überleben, Sie nie mehr sehen und Ihr Andenken segnen.

Bin ich aber ein Thor und Selbstpeiniger; seh ich schwarz und finster durch meine trüben kleinen Fensterscheiben, was außerhalb der engen Zelle, in Gottes Welt weiß, hell und herrlich ist; — bist Du meine Emma wie sonst und willst es bleiben, — so verzeihe mir, lächle und schreibe nur ein Wort, welches mich bescheidet, heute zu Euch zu kommen. Dann, ich schwör' es bei Gott! soll nie mehr von Argwohn, Verdacht, Furcht die Rede sein, und ich glaub' an Dich, so lang' ich lebe.

W. D.

Emma an Wilhelm.

Vom 10. Juli.

Lieber W. Den Schwur nehm' ich an und rechne auf dessen Erfüllung. Heute Abend, wie immer.

Emma.

Reinhard an Wilhelm.

Vom 10. Juli.

Guten Morgen, lieber Deutschmann! Ich kann heute nicht ausgehen, weil, wider alle Gewohnheit, mein Onkel herein kommen will. Wenn nur der Besuch nicht etwa mir gilt! Ich hab' ein böses Gewissen, in einer Sache, von der ich Ihnen noch gar Nichts erzählt habe. —

Ach, apropos, wer nur mag der junge Mensch gewesen sein, der, als ich gestern mit Charlotten am

Fenster saß, mehrmals vorüberging. Er starrte sie frech und fest an. Sie behauptet ihn nicht zu kennen, wurde aber über und über roth. Er schien, obgleich hübsch und nett, ein mauvais sujet zu sein; so etwas von einem Privatsecretair, oder Abschreiber bei einem Advocaten mag er wohl vorstellen. — Grüßen Sie! Ihr

R. v. F.

Wilhelm an Reinhard.

Vom 20. Juli.

Perle bringt Ew. Hochwohlgeboren die Bücher mit, die Sie so gütig waren, mir zu leihen. Nur den Egmont halt' ich zurück. Es sind einige Stellen darin, die ich mir ausschreiben will; sie rühren mich so sonderbar.

Ei, was ist dieser Goethe für ein edler, hoher Geist! Und wie dank' ich Ihnen, mein verehrter Freund, daß Sie mir von Zeit zu Zeit einen Becher feurigen Weines leihen mögen, in den ich die dürren Schnitten meiner Brodstudien erfrischend eintauchen kann.

Der junge Mensch, der Ihnen gestern aufgefallen, ist wahrscheinlich Monsieur Tandel, ein leichtsinniger Mensch, der früher auch einen Freitisch bei Lehrs hatte. Er ist immer tiefer herunter gekommen und jetzt Gehülfe in einer Leihbibliothek. Bildet sich

aber doch ein, Lottchen könnte ihn lieb haben, — der Laffe!

Wär' es nicht zu dreist, wenn ich Sie jetzt, wo eben Ihr gnädiger Oheim anwesend sind, zu erinnern wagte, daß Sie gelegentlich mit Hochdemselben Rücksprache nehmen wollten, wegen der seit vierzehn Tagen erledigten Pastorstelle in Weidenbach?

Die Pfarre ist freilich wohl eine der besten im Ländchen und meinerseits kein Grund da, auf den eine so kühne Hoffnung fußen dürfte, als Ihre Huld und Freundschaft, die vielleicht gern die Gelegenheit ergreifen wird, Sich auf ewig eine Familie dankbar zu verbinden, welcher Sie wohlwollen.

Was Sie also thun wollen und können, geschehe nicht um meinet- sondern um deren Willen, die gewiß hoffen, Sie morgen wieder bei sich zu sehen.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

W. D.

Reinhard an Wilhelm.

Vom 20. des Abends.

Lieber D. Ich kann unmöglich zu Bette gehn, eh' ich Ihnen nicht noch die angenehme Nachricht gesendet habe, daß mein Onkel (der sich beiläufig gesagt sehr unwohl fühlt und nur hier gewesen ist, um Aerzte zu consultiren) mir das Versprechen gegeben hat, für's Erste an keine anderweitige Besez-

zung der Stelle in W. zu denken, bevor Sie nicht draußen gepredigt. Gefallen Sie dem Bauernvolk, so ist die Pfarre Ihnen.

Wie schön, wenn wir dann zusammenleben, und Sie im Schlosse Ihres Patrons (denn das werd' ich, also: Hut ab!) mit den theuern Ihrigen eine kleine Vergeltung für so viel schöne Stunden empfangen werden, die ich Euch schon danke. à demain!

Ihr R.

Reinhard von F. an Eduard von Korb.

Vom 29. Juli.

Eduard! Du necktest mich gestern beim Nachhausegehen mit den Mädchen, an deren Fenstern noch Licht war. Das hat mich verdrossen, weil wir nicht allein gingen und ich überlegte, ob ich nicht mit Dir zürnen sollte? Nachher fiel mir ein, daß Du keine Pflicht hast, mich zu schonen, weil ich Dir Nichts vertraut habe, und daß Du wohl gar empfindlich sein könntest, weil ich Dich in den letzten Wochen auffallend vernachlässigt.

Das kam nun so, ich weiß nicht wie!?

Du kennst ja den guten, ehrlichen Theologen Deutschmann, vom Sehen. Ich hab' immer ein tendre für den armen Teufel gehabt. Durch diesen bin ich, während ich erst mit ihm recht bekannt

wurde, auch in dem Hause bekannt worden, in welchem er aus- und eingeht, und in welchem jene beiden Mädchen leben, — von denen die eine seine Braut ist.

Hast Du mir nicht Complimente gemacht über die scharfsinnige Frechheit, mit der ich mich von Hortensien oder vielmehr sie von mir abgeschüttelt habe? Und das, ohne meinen Alten tückisch zu machen?? Sieh', Eduard, solchen Muth hätt' ich an dem verhängnißvollen Abend nicht gehabt, wär' er nicht auf den Nachmittag gefolgt, wo ich jene Mädchen zum ersten Male sah. Du weißt von meinem Abenteuer mit der kleinen reizenden Bäuerin aus Neudorf, die uns oft Sträußchen oder Beeren brachte, als wir zusammen wohnten. Diese hatt' ich damals im Kornfeld gesucht, gefunden, scheu gemacht, sie war mir entlaufen — — da begegn' ich den Damen.

Eine Braut ist immer doppelt reizend, besonders eine noch nicht declarirte — und nun diese!

Ja, Eduard, ich liebe Emma! Schreie nur auf; ich liebe sie, wie ich lieben kann! — Es scheint sich an mir rächen zu wollen, daß ich bisher die sanften und süßen Leiden der ersten dämmernden Liebe im Rausche der Frivolität übertäubt habe. Sie umziehen mich jetzt mit eigener, nie empfunde-

ner Sehnsucht. Ich komme mir kindisch vor, aber ich kann es nicht ändern.

Und daneben steht nun ihre Schwester Charlotte, ein Jahr älter, so recht die Goethesche „Pomeranze," so reif am Baume, daß man nur rütteln dürfte, — und sie fiele! Das Mädchen ist in mich vernarrt. Ich habe sie gern, — sie entzückt mich, — aber ich liebe Emma. Und wenn Du nun fragst, was daraus werden soll, zum Teufel, so weiß ich's nicht.

Hätt' ich nicht Achtung vor meinem künftigen Beichtvater, — denn das wird, mit Gottes und meines Onkels Hülfe, der treuherzige, biedre und unschuldige Deutschmann; — ja, liebt' ich ihn nicht, den unerfahrnen, demüthigen, frommen Candidaten; — ich wär' im Stande, ihm Emma abspenstig zu machen, und sie zu heirathen.

Gewissermaßen bin ich der Esel, — der aber nicht zwischen zwei Heubündeln, sondern zwischen zwei Blumen-Kränzen steht. Der eine ist gewunden aus vollen rothen Rosen, würzigen Nelken, glühenden Levkojen; — — — der andere ist gar kein Kranz, sondern nur eine hohe schlanke, heilige Lilie, und an ihrem Stiele winden sich Veilchen, Vergißmeinnicht und Wiesenblumen herauf.

Der Gott in mir neigt sich schüchtern und sitt-

sam zur Lilie; das Vieh möchte die Nase so recht viehisch in den Kranz stecken.

Eduard, ich wollte, Du hättest mich nicht geneckt, so hätt' ich Dir Nichts vertraut.

Und nun komme heute Abend um sechs Uhr zu mir und lache mich fürchterlich aus! — Du kommst doch gewiß?

— — — Mich findest Du aber nicht zu Hause; denn mir fällt eben ein, ich werde den Abend bei meinen Blumen zubringen.

Dein Reinhard.

Eduard von Korb an Reinhard.

Vom 29. Juli.

Reinhard von Frankenthal! Ein Liebender ist für mich kein Lebender. Wer liebt, ist für freundschaftlich-geselligen Umgang todt. Du liegst für mich im Grabe, und ich werde gleich nach Abgang dieser Zeilen ein Denkmal setzen; freilich auf meine Weise. Sobald Du entweder der Lilie überdrüssig, oder an einem Dorn im Kranze verwundet, oder auf eine und die andre Art wieder ein freier Mensch geworden bist, so gebiete über mich.

Deine erotischen Verirrungen hab' ich nie gebilligt; aber Deine romantische Liebe könnte mich gar wüthend machen. Du weißt, ich habe meinen Lichtenberg studirt und schwöre auf ihn und bei ihm.

Auch scheint es mir, in diesem speciellen Falle, als ob der Gott, von dem Du redest, weit mehr Unglück anrichten könnte, als das Vieh. Denn das letzte giebt sich für nichts Besseres, als es ist, und will der Kranz sich opfern lassen, so geht Niemand dabei zu Grunde, als er. Der Gott aber, — — Adieu!

Willst Du jedoch eine gute wirthschaftliche Ehefrau haben, mit der Du ein Dutzend Kinder zu zeugen hoffst, und denkst Du diese in der sogenannten Lilie zu finden, zu bekommen, — denn das ist auch noch eine Frage! — und sicher zu sein, daß keine Bienen sie umschwärmen und umschwärmen werden; — — nun, so gieb dem Candidaten die Pfarre, nimm Dir die Quarre, und bitte zur Hochzeit

Eduard von R.

Reinhard an Wilhelm.

Vom 4. August.

Lieber Deutschmann! Ein Brief des Amtmannes von Weidenbach meldet mir, daß mein Onkel vorgestern wieder einen Rückfall gehabt hat. Es geht zwar schon etwas besser, aber man muß doch sehr besorgt sein. Da nun der Kirchendienst sonntäglich von Predigern und Candidaten aus der Nachbarschaft aushilfsweise übernommen wird, so war es

leicht, auszuwirken, daß Sie mit Ihrer Gast-Debüt und Probe-Rolle, nächsten Sonntag die Kanzel besteigen werden. Ich melde Ihnen diesen Umstand heute schon, — obgleich ich weiß, daß Ihre Rede längst auf dem Papiere und im Kopfe ist — um Sie aufmerksam zu machen, wie schön es wäre, wenn unsere Damen uns begleiteten. Können Sie das nicht in's Werk setzen? Es ist ja Nichts natürlicher, als daß die Braut diejenige Predigt zu hören wünscht, von der das Schicksal ihres Bräutigams, folglich das eigne abhängt. Wir führen Sonnabend Nachmittag und kämen Sonntag Abend zurück, vier Meilen bei gutem Wege sind in drei Stunden gemacht.

Die Damen können übrigens in W., um ihnen und den Eltern jeden Anstoß zu ersparen, bei der Frau Amtmännin kampiren.

Ihr

R. v. F.

Reinhard an Charlotte.

Vom 5. August.

Schönste Charlotte! Sie haben mir untersagt, Ihnen zu schreiben, aber was wollen Sie thun, wenn ich es thue? Den Brief Ihren Eltern zeigen, — oder Emma — oder Wilhelm? Ei, das wären Sie im Stande! Und damit Sie das nicht können, sich're

ich mich lieber gleich durch den Inhalt meines Briefes. Denn Sie müßten nicht Charlotte sein, wenn Sie eine schriftliche Liebeserklärung fremden Augen Preis geben sollten.

Und da steht sie nun schwarz auf weiß, mit Hand und Feder, die ich Ihnen mit Auge und Mund schon oft gemacht habe.

Wie gesagt, was wollen, was können Sie jetzt machen?

Aber ich schreibe nicht an Sie, um Ihnen die Macht Ihrer Reize über mich zu schildern, — denn das wäre bei einem Mädchen von Ihrem Scharfblick unnütz; — ich will Sie, weil es doch fast unmöglich ist, ungehört und ungestört mit Ihnen zu sprechen, auf diese Weise nur zur Theilnehmerin meines Complottes machen, in das auch Wilhelm schon eingeweiht ist. Wirken Sie mit dahin, daß Sie und Emma nächsten Sonnabend Wilhelm und mich zur Probepredigt nach Weidenbach begleiten dürfen. Wir treffen früh genug dort ein, um einige schöne Spaziergänge machen zu können, und da wird es doch endlich einmal möglich sein, mit Ihnen allein zu plaudern.

Ich sende diese Zeilen durch Perle, dem ich es überlassen habe, nicht nur das Mittel ausfindig zu machen, wie er Ihnen dieselben unvermerkt einhän=

dige, sondern dem ich auch mein Wort verpfändet habe, daß er aus dem Dienste gejagt wird — und noch heute, — wenn er mir nicht eine schriftliche Antwort von Ihrer kleinen Hand bringt.

Sie haben also das Schicksal des armen Teufels nicht sowohl in Händen, als in der Hand, und zwar in der rechten. Ihr

Reinhard.

Charlotte an Reinhard.

Vom 5. August.

Glauben Sie nicht, Herr Baron, daß ich so dumm bin, zu glauben, Sie würden Perle fortjagen, wenn er Ihnen keine Antwort nicht brächte. Das ist nur eine List von Ihnen, denn Sie sind überhaupt sehr listig. Ich schreibe Ihnen auch blos, um Ihnen zu zeigen, daß ich weiß, wie Sie mich anführen wollen. Ihnen ist es nur um meine Handschrift zu thun, weil Wilhelm immer sagt, daß ich so schlecht schriebe und so viel Fehler machte; als wie er denn behauptet, im Rechnungs-Wochenbüchel schrieb ich immer „Bord,“ „Sämel,“ „Zielbel,“ „Kolbnauch,“ und auf dem Wäschzettel „Schalfmütze“ oder „Stürmpfe.“ Das ist Verleumdung vom Candidaten und Neid, weil Emma noch schlechter schreibt, als ich.

Aus Ihren Plänen wird wohl Nichts werden,

denn als Mutter gestern antippte, schüttelte Vater den Kopf bedenklich und lange.

Leben Sie wohl, Herr Baron, und sein Sie künftig nicht so schlecht. Charlotte.

Nachschrift. Ihr Perle ist ein würdiger Diener seines Herrn. Dero Briefchen hat er offen wie es war, in die „Stunden der Andacht" gelegt und mir das Buch überreicht und gesagt: der Zettel läge darin, ich möchte nur aufschreiben, was ich noch aus der Bibliothek haben wollte, er würde so lange warten. Und die andern Bücher möcht' ich ihm wieder mitgeben, wenn ich sie gelesen.

Da schreib' ich nun meine Antwort auf die Rückseite Ihres Briefes, damit ich nur das gefährliche Blatt aus dem Hause bekomme.

Charlotte.

Wilhelm an Reinhard.

Vom 8. August.

Hochwohlgeborner Herr und Freund!

Es ist nun abgemacht, daß Papa Lehr mit der Mutter und den Mädchen in einem selbstgemietheten Wagen nach W. fahren; haben sich jedoch durchaus vorbehalten, im Dorfwirthshause zu übernachten.

Ich für meine Person nehme Ihr gnädiges Anerbieten an und werde Punkt drei Uhr vor Ihrer Hausthür sein.

Mein Bißchen Wäsche und Kleider will ich in eine Serviette schlagen und kann es ja auf dem Schooß halten bis W., damit es Sie nicht incommodirt oder Platz wegnimmt. Der ich ꝛc. W. D.

Reinhard an Wilhelm.

Von demselben.

Lieber Deutschmann! Perle bringt Ihnen hier den großen Sitzkasten, ganz zu Ihrer Disposition. Ich habe Platz genug im Koffer für meinen Kram.

Kommen Sie lieber schon um zwei Uhr, wir wollen früher fahren, um draußen noch eine Anordnung zu treffen, die unsre Freundinnen überraschen soll.

Charlotte an Reinhard.

Vom 12. August.

Sie haben sich gestern nicht sehen lassen, Reinhard, und das hat mich völlig zur Verzweiflung gebracht. Ach, ich Unglückliche, was soll ich beginnen?

Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will. Die Schuld trifft mich einzig und allein, das fühl' ich; — desto schlimmer für mich und meinen Zustand.

O die unseelige Fahrt nach Weidenbach! O mein Leichtsinn, — mein Wahnsinn! — —

Wilhelm und Emma sind glücklich; sie haben das Wort Ihres Herrn Onkels, daß W. die Pfarre

bekommt. Auch die Eltern sind zufrieden und froher, als je.

Und ich muß meinen Gram verbergen.

Denk' ich nach, wie Alles so gekommen, so kann ich Ihnen den Verdacht nicht ersparen, daß Sie draußen schon im Voraus alle Anstalten getroffen hatten, um mich in den Abgrund zu stürzen. Freilich konnt' es nicht gelingen, wenn ich nicht, ach! allzubereit gewesen wäre. Ja, lassen Sie mich das Bekenntniß ablegen, daß ich frei und willig die Schmach erduldet habe, die mich jetzt zu Boden beugt. Aber, Reinhard, ich war so wahnsinnig, zu glauben, Sie liebten mich, wie ich Sie liebe. Und wenn ich mir dabei immer wiederholen mußte, daß Ihre Verhältnisse Ihnen nicht gestatten können, mich zu heirathen, so war es doch der Liebende, dem ich mich zu opfern wähnte; sein Glück war mit meinem Unglück nicht zu theuer erkauft. Diesen Gefühlen haben Sie die wilde, fürchterliche Nacht zu verdanken, welche den Sonnabend vom Sonntage schied. — Eine Entehrte ging in die Kirche, aber eine Vernichtete, Verhöhnte, Elende ging hinaus. — Denn ich weiß es jetzt, es ist so sicher als meine Schande: Sie lieben mich nicht, Sie haben mich nie geliebt, Sie lieben Emma. Ich war ein Spiel Ihrer Launen; ich fiel als Opfer für die Schwester, die Ihnen

zu rein, zu hoch ist, und fiel durch meine leichtsinnige Verblendung, durch meine Eitelkeit, — durch meine thörichte, verworfene Leidenschaft für Sie.

Treten Sie mich nun völlig nieder. Verlassen Sie unser Haus, — spotten Sie meiner, — rühmen Sie sich Ihres Sieges — und bestätigen Sie so den Inhalt dieser Zeilen.

Reinhard an Charlotten.

Von demselben.

Daß ich gestern ausblieb, hätte Ihnen zeigen sollen, wie Unrecht Ihr Herz mir thut; denn ich fühle mich strafbar, und nur die Furcht, vor Ihnen zu erscheinen, hielt mich zurück.

Könnt' ich ungeschehen machen, was sich doch nun nicht mehr ändern läßt, ich wollt' es theuer erkaufen, kein Preis wäre mir zu hoch, keine Mühe zu schwer.

Aber Sie müssen es auch nicht zu wichtig anschlagen. Was zwischen uns geschah, bleibt unser Geheimniß; — der Schleier der Nacht und Liebe bedecken es.

Sie werden glücklich sein und mich vergessen.

Mein Onkel wird täglich bedenklicher krank, und ich muß morgen zu ihm hinaus. Deshalb werd' ich Sie vorher nicht mehr sprechen können.

Leben Sie wohl und bleiben überzeugt, daß ich

unglücklicher bin, als Sie, wenn es auf den ersten Augenblick auch nicht so scheint.

Reinhard.

Reinhard an Wilhelm.

Weidenbach, den 15. August.

Lieber Deutschmann!

Ich sitze hier bei meinem kranken Onkel und erfahre Nichts von Euch. Deßhalb geht dieser Expresse ab, mir eine Zeile von Ihnen einzufordern.

Wie geht es Ihnen, — Ihren Schwiegereltern — den holden Schwestern?

An meine Rückkehr ist nicht zu denken. Der Onkel hat mir veniam aetatis nachgesucht und wird mir noch in diesen Tagen die Wirthschaft ganz übergeben. Er fühlt sich täglich schwächer.

Ihre Angelegenheit ist im besten Gange; Sie haben all' den Ochsen und Eseln gefallen, und ich hoffe, Sie bald entschieden als Pastor von Weidenbach begrüßen zu können.

Beifolgende unschuldige und anspruchlose Landproducte wagt der neue Besitzer dieser Erdschollen in die Küche- und Speisekammer der gütigen Frau Inspectorin abzuliefern. R. v. F.

Antwort des rc. Wilhelm an Reinhard.

Vom 15. August.

Hochwohlgeborner

Gnädiger Herr Patron und Gönner!

Ihre Sendung hat uns ebenso überrascht, als erfreut, und die gute Mutter stattet ihren unterthänigsten Dank für die Geschenke ab; — so wie ich und meine Emma für die neuen Beweise Ihres huldreichen Angedenkens. Schlüge nur schon die Stunde, die mich zu meiner neuen heiligen Pflicht ruft; denn ich kann es kaum erwarten, in einer paradiesischen Gegend das Wort des Herrn zu verkünden, der Alles so herrlich gemacht hat.

Unsere gute Schwester Charlotte (das darf ich Ihnen wohl unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen) ist, seitdem Sie nicht mehr hier sind, sehr niedergeschlagen und verlebt traurige Tage. Hat sich das gute Kind wirklich in eitlen Hoffnungen verstiegen und thöricht davon geträumt, einst die Ihrige zu werden, so sind weder ich, noch die Eltern Schuld; denn wir haben sie jederzeit mit unsern Ansichten von der Lage der Dinge redlich und offen bekannt gemacht. Vielleicht sendet ihr der Himmel diese Schule der Prüfung nur, um ihren Leichtsinn — den wir oft stillschweigend getadelt — ein weniges zu zähmen und ihr den ernsten jungfräulichen Sinn

zu geben, der ja meine geliebte Emma so schön ziert.

Fern sei es von mir, Ihr Betragen, theurer Herr und Gönner, anklagen zu wollen. Wir sehen sehr wohl ein, daß Sie es vermieden haben, die Wünsche Charlottens auch nur im Scherze zu bestärken, und ich bin sogar der Meinung, (obwohl ich sie nicht kund gegeben) daß Sie, um ein solches Ihre Gutmüthigkeit drückendes Band zu trennen, jetzt unausgesetzt auf dem Lande leben. Wofür wir Ihnen denn auch wieder Dank zu sagen haben. Der ich ꝛc.

W. D.

Reinhard an Wilhelm.

Weidenbach vom 8. September.

Ich hatte mir vorgesetzt, mein lieber Freund und Pastor! nicht eher an Sie zu schreiben, bis ich Sie nicht anreden könnte, wie hier eben geschehen. Da folgt nun die Vocation, die Ihnen mein guter Onkel schickt. Möchte dies nicht seine letzte gute That sein, — was wir fast fürchten müssen; denn er nimmt sichtlich ab.

Ihre Nachrichten über Lottchen haben mich betrübt, und ich mache mir Vorwürfe genug, — (obgleich Sie mir solche ersparen wollen) — durch meine häufigen Besuche Ideen in dem reizenden

Mädchen erweckt zu haben, die nicht in Erfüllung gehen konnten, so lange mein Onkel lebt. Es soll mich freuen, zu vernehmen, daß sie nun wieder heitrer ist.

O wie ungeduldig bin ich, Sie nun bald hier zu sehen! Werden Ihre Schwiegermutter und Emma Sie nicht begleiten und den schönen Herbst hier verleben? Und wann soll denn die Hochzeit sein? —

Ich, an Ihrer Stelle, würde sie verschieben. Der Brautstand ist, dünkt mich, die schönste Zeit des Lebens.

Schreiben Sie mir bald, viel und ausführlich.

Ihr

R. v. F.

Wilhelm an Reinhard.

Vom 15. September.

Hochwohlgeb. rc. rc.

Wenn ich fast acht Tage lang mit der pflichtschuldigen, unterthänigsten Danksagung an Sie gezögert und so die heiligsten Pflichten meines dankbaren Herzens scheinbar vernachläßigt habe, so hat in Ihrem Herzen gewiß schon eine Stimme der Vertheidigung sich erhoben, weil Sie mir unmöglich zutrauen können, daß ich undankbar sei.

In dem kleinen, stillen Hause, in welchem auch Sie bisweilen nicht verschmähten froh zu sein, sind fürchterliche Dinge vorgegangen, und Stürme haben

da gewüthet, die mich beinahe zu Boden geworfen hätten. Gott sei Dank, jetzt ist es überstanden, — ich stehe noch und blicke hoffnungsvoll und vertrauend in die Zukunft.

Was eigentlich geschehen, darf ich Ihnen nicht mittheilen. Es betrifft die arme Charlotte. Das Resultat aber ist, daß dieselbe einem jungen Menschen, über den Ew. Hochwohlgeboren mich einmal befragten, weil er Ihnen aufgefallen war, ihre Hand reichen wird. „Tandel" ist sein Name.

Der Himmel mach' es gnädig und führe die beiden jungen Leute durch das gefahrvolle Leben.

Da nun diese Verbindung sehr bald vor sich gehen wird, und auf diese Weise Vater Lehr ganz allein bleiben müßte, wenn Mama und Emma mich begleiten wollten, so werde ich für's Erste meinen Einzug in Weidenbach ohne alles Geleite halten.

Ihre Gnade nehm' ich noch in Anspruch eines Stübchens wegen, da die Wittwe meines Vorgängers ja wohl vor den nächsten acht Monaten nicht zu räumen verpflichtet ist.

Ueberlasse ganz dem Ermessen des Herrn Onkels und dem Ihrigen, ob dies mein Wohnsitzchen im Hause des Herrn Amtmanns, oder sonstwo im Dorfe (wobei sich versteht, daß jede billige Miethe gern entrichten werde) ausgemittelt werden dürfte.

Einliegende unterthänigste Danksagung bitte Dero Herrn Onkel in meinem Namen überreichen zu wollen. Der ich 2c.

W. D.

Charlotte an Reinhard.

Vom 15. September.

Herr Baron! Der Bote, welcher Wilhelms Brief an Sie überbringt, bringt Ihnen auch diese Zeilen, die ich heimlich, ohne Vorwissen der Meinigen, schreibe und sende. Der Schleier, den, nach Ihrer Meinung, Nacht und Liebe über meine Schande decken sollten, ist zerrissen; denn seit wenigen Tagen fühl' ich mich Mutter. Natürlich hab' ich verschwiegen, wer der Vater ist. Ein junger, von mir gering geachteter Mensch, der nicht aufgehört hat, mich mit Anträgen zu verfolgen, ob ich ihn gleich immer schnöde zurückwies, hat mir nun auf's Neue seine Gemeinheit kundgethan, indem er sich sogleich willig fand, die Schuld meiner Anklage auf sich zu nehmen und mein Ehemann zu werden. Wie tief ich ihn verachte, brauch' ich nach diesem Geständniß nicht zu wiederholen.

Dennoch werd' ich ihn heirathen, um meinen Eltern den Jammer zu ersparen, der sonst unfehlbar über mich und sie hereinbrechen müßte. Sie wissen von meinem Zustande Nichts, — und Wilhelm, der

Alles vermittelt hat, hält den, welcher so heißen wird, für den wirklichen Vater.

Ich gehe einer Zukunft entgegen, an die ich nur mit Abscheu und Ekel denke. — Doch, was thut's? Sie, Herr Baron, haben Ihre Lust gebüßt, und ich büße die meine; jedes auf andre Art.

Sein Sie froh, glücklich, aber sorgen Sie einst für mein Kind, wenn mein früher Tod, wie ich hoffe, es bald zur Waise macht.

Reinhard an Wilhelm.

Vom 26. September.

Lieber Pastor Deutschmann!

Mein Verlangen, Sie bald hier zu sehen und in Ihnen einen Tröster und Freund für meine Einsamkeit zu besitzen, ist so groß, daß ich Anstalten gemacht habe, Sie sogleich in die Behausung einzuführen, in welcher Sie heimisch bleiben werden. Für die Pastorwittwe ist Rath geschafft; ich habe sie, zu ihrer völligen Zufriedenheit, im nächsten Kreisstädtchen eingemiethet. Und da sie einen bedeutenden und nicht schlechten Hausrath hatte, der nun einmal zur Pfarrwohnung paßt und mit dieser gleichsam zusammengewachsen ist, so habe ich vorgezogen, ihr diesen, wie er geht und steht, abzukaufen, damit ich nicht den Verdruß erlebe, wenn ich Sie drüben besuche, neue Meubles sehen zu müssen.

Was etwa noch zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit für Ihre künftige Gattin fehlt, hat mein alter Herr aus seinen großen überfüllten Schloß-Räumen gern und willig hergegeben.

Nehmen Sie dies kleine Geschenk als einen geringen Beweis meiner Freundschaft, Dankbarkeit und Achtung für Sie an.

So jung, so gelehrt, so rein und edel wie Sie sind, stehen Sie mir als ein — (leider für mich unerreichbares, aber desto höheres) Ziel der Verehrung da, und auch in dieser Beziehung freue ich mich, Sie bald hier zu sehen. Sie, der nicht ahnet, was ein Vorwurf des Gewissens ist, werden mir ein erhebender und erwünschter Gesellschafter sein.

R. v. F.

Wilhelm an Emma.

Weidenbach den 14. Oktober.

Meine theure und einzig geliebte Braut!

So bin ich denn glücklich hier eingezogen und habe gestern mit Gottes Hülfe meine Antrittspredigt zu allgemeiner Zufriedenheit der zahlreich versammelten Gemeinde gehalten. Auch unser junger Herr Patron und Gönner Freiherr Reinhard von Frankenthal waren in der hochadeligen Loge gegenwärtig und bezeigten mir den ehrenvollsten Antheil an meiner Rede durch gespannte Aufmerksamkeit.

Es war mir in jeder Hinsicht rührend, und ich mußte mich einige Male recht zusammennehmen, daß mir Thränen das schwache Wort nicht erstickten.

Wenn Du nur erst bei mir wärest, so hätten wir wohl den Himmel auf Erden; denn meine Sehnsucht nach Dir ist unbeschreiblich. Oftmals frage ich, ob ich mich an meinem gütigen Schöpfer nicht versündige, weil ich zu sehr mit allen Gedanken und Sinnen an Dir und Deiner Anmuth hange, so daß Dein holdseeliges Bild mich sogar an Kanzel und Altar begleitet. Dann aber beruhigt mich wieder der Gedanke an Deinen Werth, Deine Huld und Tugend, und ich sage mir, daß ich außer Gott Nichts Besseres und Vollkommeneres lieben könnte, als Dich.

Auch diese Wochen werden vorübergehen, und der Tag wird endlich anbrechen, und die Morgensonne wird leuchtend aufgehen, die unsern ewigen Bund bestrahlt.

Ewig, ewig sag' ich! Denn träte morgen der Tod zwischen uns, Dich oder mich abzurufen, so würd' ich ihn anlächeln: Bruder, decke Dein kühles Bette nur auf, mich trennst Du nicht von ihr, noch sie von mir; wir sind unzertrennlich!

Ach könnt' ich doch mit leichtem, freiem Herzen so auch von unsrer guten armen Schwester Lotte reden. Mir schnürt es die Brust zusammen, wenn

ich nur an sie denke. — Wie geht es ihr im jungen Ehestande?

Grüße und küsse die lieben Eltern und behalte lieb Deinen treuen Bräutigam

Wilhelm.

Reinhard an Eduard von Korb.

Weidenbach, vom 15. Oktober.

Lieber Eduard!

Du hast mir in Deinem kurzen Antwortschreiben vom neun und zwanzigsten Juli den Stuhl so zu sagen vor die Thür gesetzt, mit jener Erklärung: Nichts mehr von mir wissen zu wollen, so lang ich verliebt wäre. Und sollte billig mich selbst so hoch stellen, daß ich mich Dir nicht gewaltsam an den Hals würfe. Das fühl' ich wohl. Dennoch, wenn ich im Geiste den weiten Kreis durchlaufe, in welchem ich mich hirn-, herz- und sinnlos umhergetrieben, so stoßen mir so wenig Personen auf, die für mich eine tiefere Bedeutung gewonnen, daß ich meine, Du könntest mich nicht von Dir weisen, mit dem Bekenntnisse dieser Armuth. — Sieh', ich lebe hier bei meinem kranken Onkel, der schwach und matt, wie er ist, raschen Schrittes geht, — nämlich dem Grabe zu. Der entblätternde Herbst, — die Oede des großen, fast unbewohnten Schlosses, — die ruhige Schönheit der vergelbenden Wälder, — die kurzen Tage, —

die frühen Abende und langen Nächte im bangen Krankenzimmer, — Alles trägt dazu bei, mich traurig, weich, kindisch zu machen.

Der gute Alte hat eine Art von Abschiedsscene mit mir gefeiert, wobei er sich so gut und herzlich zeigte, daß mir das Herz aufgegangen wäre, auch wenn ich ihm nicht so Viel, — wenn ich ihm nicht Alles zu danken hätte. Da sprach er mit Bekümmerniß von dem rückgängig gewordenen Heiraths-Plane, und ich konnt es nicht über mich gewinnen, länger über mich zu schweigen; ich mußt' ihm Alles gesteh'n. Recht, freilich, gab er mir nun auch in meiner Meinung über Hortensien und sah ein, daß sein günstiges Vorurtheil ihn getäuscht. Aber der Betrug, den ich an ihm geübt zu haben geständig sein mußte, schmerzte ihn doch tief; — und der Schmerz des Kranken schmerzte mich noch tiefer.

Dann kamen wir auf Emma, und mit dem Geständniß, daß ich sie liebe, mußte ich das Bekenntniß verbinden, sie sei die Braut meines Freundes.

Auch das umhüllte sein müdes Haupt mit neuen Sorgen; denn er liebt mich jetzt mehr, als sonst und je.

Emma's Bräutigam ist jetzt Pastor hier geworden und hat sein Amt angetreten. Ein edler, reiner Mensch. Ich hatte mich auf sein Kommen gefreut.

Nun er da ist, wird er mir lästig; denn ich kann mich ihm nicht vertraulich nähern. Er zeigt keine Schwäche, noch weniger eine Schwachheit; in Jugendfülle und Geisteskraft geht er sanft und bescheiden einher, ganz durchdrungen von seinem Glauben. Ich bin überzeugt, es ist noch kein andrer Gedanke und Wunsch durch seine Seele gegangen, als den er Gott und der ganzen Welt offenbaren dürfte. Du weißt, daß ich die sogenannte Tugend niemals hoch angeschlagen, und sie bei Menschen, die damit prunkten oder Werth auf ihre eigne Vortrefflichkeit legten, verachtet habe, beide: solche Menschen und ihre Tugend. Den Pastor Deutschmann aber muß ich achten, weil er gar nicht zu wissen scheint, daß er anders sein könnte, als er ist; weil er sich nicht für vortrefflich hält und dabei die ganze weite Welt mit unendlicher Liebe umfaßt. Mich erfüllt seine Nähe mit einer dunklen Bangigkeit; — sie engt mich ein; ich kann in kein freies, fließendes Gespräch mit ihm gerathen, denn immer muß ich fürchten, auf Momente meines Lebens zu stoßen, deren Erwähnung mich wohl gar zum Gefühle der Beschämung bringen könnte. Verstand er mich doch mehrmals gar nicht, als ich auf Verhältnisse anspielte, die der jungen Welt unseres Schlages so geläufig sind. — In der Stadt, im gewohnten Treiben meiner gewöhn-

lichen Umgebungen, könnt' ich wohl über ihn lächeln. — Hier, und in der Stimmung, in der ich mich jetzt befinde, muß ich ihn beneiden.

Ja, Eduard, ich beneide ihn um seinen innern Werth, weil mein Herz mir sagt, daß er ganz das Herz derjenigen verdient, um deren Liebe ich ihn beneide.

Dann auch aber wieder: weiß er denn so voll und tief den Zauber, der Emma umgiebt, zu schätzen und zu würdigen? Kann der Unerfahrene wissen, was sie für ein Schatz ist? Gehört nicht viel Weiberkenntniß, und ein wenig Weiberverachtnng — (letztere lernt ich frühzeitig aus ersterer) — dazu, ein Mädchen wie Emma ganz zu würdigen?

Erst die Trennung von ihr hat mir kund gethan, wie ich sie liebe.

Nun werd' ich sie wiedersehen, — — aber als seine Gattin!! Und ich stehe an der Pforte zu neuen Freveln. Denn, da ich einmal heute meine Bekenntnisse vor Dir niederlege, so vernimm auch das schwerste, vernimm es schmucklos, nackt, und ohne Versuch von meiner Seite mich zu entschuldigen: Ich habe Charlotten verführt; und als ich hatte, als der unseeligste Morgen meinen Leichtsinn beschien, lag die Nacht wie ein wüster Traum hinter mir; jeder Funke von Neigung für die Unglückliche war

in mir erloschen, und die Flamme schlug in heller Liebe aus für Emma.

Lotte hat sich nun mit einem Taugenichts von Profession verheirathet, und die Flüche, die sie gegen mich ausläßt, sind ihr Braut= und Ehe=Segen. Ich weiß, daß sie mehr als die Hälfte der Schuld trägt; — dennoch quält mich die Erinnerung.

Wenn Du kannst, Eduard, besuche mich. Deine kräftige Eigenthümlichkeit, Deine biedre Freundschaft wird mich aufrichten.

R. v. F.

Eduard v. K. an Reinhard.

Vom 20. Oktober.

Ich wollte, Du wärst mit Emma so weit gekommen, wie mit Charlotten; dann wär' auch diese Flamme erstickt. Geh' mir doch mit der Liebe; — das ist eine bleiche, alberne Kinderei. Thu' was Rechts, und betrachte die dunklen Triebe, die zur Romanenschwärmerei führen könnten, wie ein Mann. — Ich besuche Dich nicht; denn ich habe keine Geduld für Deine Seufzer und kein Ohr für Deine Klagen. Wir würden uns zanken, — zerfallen, — das sollte mir leid thun.

Bist Du zu schwach, Dich zu ermannen, so beweibe Dich, in einem oder dem andern Sinne: heirathe, — oder suche Dir noch einige Charlotten;

daran ist, dem Teufel sei Dank, kein Mangel im Lande. Nur schmachte nicht nach der Pastorsfrau; lasse die Leute und ihr beschränktes häusliches Glück in Ruh' und Frieden.

Ist sie so, wie Du sie schilderst, so dreht sie Dir ohnedies den Rücken; und ist er, wie Du ihn schilderst, so weiset er mit aller Sanftmuth und Frömmigkeit dem Herrn Kirchenpatron doch die Thür, sobald er Unrath merkt.

Hast Du Lust, Dir das zu erholen, so löffle im Pfarrhause 'rum. —

Pfui, Reinhard, ich bin böse auf Dich.

Eduard.

Drittes Kapitel.

Es ist ein Glück für den Erzähler, wenn die Zeit, die er schildern soll, in den Rahmen der Jahreszeit fällt, in welcher sich der Erzähler eben befindet. So ich, in diesem Augenblicke. Denn der schöne Oktobertag, an welchem ich unsern Freund, den Pastor Deutschmann, in seiner Pfarrwohnung zu Weidenbach belauschen will, schwebt vor meinen freudigen Augen.

Sausen nicht die Blätter der schönen, stolzen Nußbäume vor mir, in ernsten, feierlichen Akkorden? Fallen nicht gelbe Pappelblätter auf den noch immer grünenden Rasenplatz? Liegt nicht die Herbstsonne

so warm auf dem Weinspalier? Zieht nicht der Strom breit und voll unter dem hellen Tage hin? Und kann ich nicht dies Alles sehen, ohne vom Schreiben wegzugehen, weil ich am Pulte stehe und rechts und links ein Fenster habe, durch welches mein Blick schweift!? Auf jedem dürren Fliederbaume — (man könnt' ihn ein Bild der jungen Männer nennen, die im Lenz ihres Lebens zu früh blühen und leben, um dann zu welken, ehe ihr Herbst da ist) — sitzt ein rothbrüstiger Sänger aus dem Geschlechte der Sylvien und überlegt, ob er der Einladung Folge leisten soll, die mein leiblicher Sohn in Form eines Meisenschlages an ihn ergehen lassen; die Tafel ist gedeckt; röthliche Beeren prangen darauf, Talg ist nicht gespart, und ein verzweifelnder Mehlwurm krümmt sich ihm zu Ehren. Für den Rothbart in seiner Fliederloge höchsten Ranges sind die Windungen des Mehlwurmes so lockend und verführerisch, als für manchen Rothbart in der Opernloge die Wendungen einer Tänzerin. Ob erster, wie letzterer, in die Falle gehen wird? das beschäftigt und spannt mich einigermaßen — — und könnte mich wohl ein wenig von der Arbeit ablenken, wenn nicht unser guter Pastor Deutschmann eben desgleichen in ähnlicher Spannung begriffen wäre. Denn auch er will ein Rothkehlchen gefänglich einziehen,

um ihm dann im großen Wohnzimmer all' und jede Freiheit zu gestatten, deren er selbst sich nur irgend erfreut. Er bedarf in seiner Einsamkeit eines lebenden freundlichen Wesens. Die Katzen seiner Vorgängerin sind dem Hause freilich geblieben, aber sie schweifen in Hof, Scheuer und Stall umher, nur die längst bekannte Magd bisweilen freundlich anschnurrend. Der Hund ist zu häßlich; er darf nicht in's Zimmer treten, damit er sich nicht daran gewöhne, bei Tafel zu erscheinen. Was wird Emma zu diesem Ungethüm sagen?

Und doch soll der Bräutigam noch bis in den Januar ohne sie sein und bleiben. So will es die wirthliche Schwiegermutter, die bis dahin die Aussteuer fertig zu machen und Alles zu ergänzen denkt, was sie aus dem für Emma sorgsam gesammelten Vorrathe der älteren Tochter Charlotte bei ihrer unerwarteten Verheirathung mitgeben mußte. Denn da ging es über Hals und Kopf, sagte sie, und Wilhelm trieb am Aergsten; deshalb mag er nun desto länger warten. Denn ihre Ordnung muß jede Sache haben, und weil ich meinen Töchtern weiter Nichts mitgeben kann, als eine gerechte Aussteuer, so sollen sie doch auch wenigstens ein ordentlich Stück Leinwand mit in's Haus bringen. So äußert sich Frau Lehr, — und Pastor Deutsch-

mann trachtet unterweilen nach einem Rothkehlchen.

Zartes, freundliches Thierchen; lieblicher, sanfter Sänger, dessen Melodien mich immer noch mit den Träumen meiner Knabenjahre umziehen; welche süße Bangigkeit bringt nicht jedesmal Dein Anblick in meine Seele!? Die Ungeduld erwacht wieder, welche mir die Lernstunden zu Jahren machte, daß ich es gar nicht erwarten konnte, um nur aufzuspringen und im Irrgarten herum zu sehen, wo ein Schlag besetzt, eine Schlinge gefüllt sei? Du schwebst wieder, trauter, bald gezähmter Vogel, leicht und kaum hörbar an der Decke des Schlafzimmers entlang, wenn ich mit Licht herein trete, und wiegst mich in einen seeligen Kindertraum, voll Kinderfreuden. Du weckst mich, auf grünem Nadelzweige die kalte rothe Herbstsonne begrüßend, zum freien, langen, glücklichen Sonntag; du schlüpfest behend über den Frühstückstisch, dein Semmelkrümelchen zu erbeuten; — und wo ich des Dorfes gedenke und all' der unschuldigen Wonnen, die keine Welt voll Menschen uns wiederbringt, da wogt auf Deinen braunen Schwingen der bunte Duft des Herbstes über meine Wangen, — — und ich weine so gern, wenn ich ihn fühle.

So ungefähr mochte dem Pastor Deutschmann

zu Muthe sein, als er sich des Oktobertages gefreut. Nur, daß seine Kindheit nicht wie das Bild einer versunkenen Leiche vor ihm her schwebte; nur daß sie ihn, ein rothwangiges, blondlockiges Mädchen begleitete, Schritt für Schritt an seiner Hand ging, als ob sie sich auch von dem Manne niemals trennen könnte. Wie durchschreitet er heiter den langen baumreichen Pfarrgarten und sieht hinauf zum blauen reinen Himmel, den kein Wölkchen trübt. Die Wonne des Friedens ist über ihn ausgegossen, das Gefühl der freudigen Ruhe, der frommen Behaglichkeit, des gemäßigten und doch unendlichen Glücks. Nur der Dorfbewohner kann in diesem Zustande ganz heimisch werden. Nur ihm schweigt in solchen Augenblicken das Geräusch des Lebens mit seinen Flüchen, Schmerzgeschrei, Todesröcheln, Kriegsruf und Lästerungen. Er wähnt die Erde so ruhig, so glücklich, so rein wie die Feier seines Herbsttages. —

Ein Rothbart sitzt im Kasten!!

Nicht jener vor meinem Fenster, welcher vielmehr davon gegangen ist und Nichts hinterlassen hat, als das etwas ins Dumme spielende Gesicht meines an seiner Hoffnung getäuschten Sohnes. —

Nein, der Pastor hat den Barbarossa glücklich besiegt und trägt nun den aus Hollunderstäben

gebauten Kerker schnellen Schrittes in sein Zimmer.

Als er den Deckel geöffnet, hüpfte das Vöglein über seine Hand auf den Tisch, nahm eine überraschte Fliege mit und schwang sich zahm auf den braun- und grüngestreiften Königskopf, der den alten Ofen seit 30 Jahren glücklich, friedlich und ohne Anstrengung regiert.

Als nun der Pastor sich bald darauf an den Arbeitstisch begab, um nach dem erfrischenden Spaziergange thätig zu sein, mit neuer Kraft, . . . siehe, da verließ Barbarossa sein Königshaupt und setzte sich lächelnd (insofern ein Vogel lächeln kann) auf das dicke Buch vor dem Pastor. Ei, sagte dieser, Du bist wohl ein Engelein, das diesen Federschmuck umgenommen, und erfreust Dich an der heiligen Schrift?

Es war aber so, daß die Schulmeisterjungen des lieben neuen Pastors Vogelfang untersucht und in gar jämmerlichen Umständen gefunden hatten. Und wenn sich — sagte des Küsters Aeltester: Christian Aust mit Namen — wenn sich's ein Vogel seit acht Tagen vorgenommen hätte, sich hier zu fangen, so kann er's nicht bereiten; denn schau' nur her, Hanns, der Deckel stellt ja fester wie eine Kellerthür, den wirft kein Kalb um.

Alsobald sprang Christian nach Hause und holte

einen von seinen Spinn=Haus=Gefangenen, der schon einen Scheffel Salz mit der Familie Aust gegessen, setzte ihn in des Pastors Meisenschlag, und deshalb war das Thier so sehr zahm und heimisch.

Mir gefällt der Zug von Christian, und er hätte ein Loch in den Sonntagshosen bei mir zu Gute, wär' ich sein Vater.

Dieser kam heute zum Pastor in Dienstgeschäften. Ein langer, hagerer, vollmäuliger Mensch, mit den seltsamsten Posituren und Verrenkungen seiner unermeßlichen Gliedmaßen angethan. Er sprach gewöhnlich in den erzwungensten Ausdrücken und begleitete jedes Wort mit einer ganz unpassenden Aktion. Dabei liebt' er das Wasser — das gebrannte nämlich — und brannte darauf; weshalb er auch in schlechten häuslichen Umständen und seiner Frau ein Gräuel war.

Wie gern hätte Deutschmann eben heute seinen Besuch entbehrt. Der Anblick eines solchen Mannes ist ein Regenschauer in einem schönen Tag. Aber die Nachricht, die Aust brachte, regte den Pastor heftig auf und ließ ihn alles Andere vergessen. Es galt ein Kirchengebet für den alten Herrn des Gutes, der sich seit vergangener Nacht bedeutend schlechter befinden sollte, und dem zu Ehren und zu Liebe sich die Bewohner des Ortes bei der Abendglocke in der

Kirche einfinden wollten, Gott um seine Genesung zu bitten, — oder um einen sanften Tod, weil er so viel leide.

Mit ganzer Seele ging der Pastor auf diesen Vorschlag ein; — um fünf und ein halb Uhr versprach er, sich am Altare einzufinden, und Aust sollte die Abendglocke ein Viertelstündchen früher läuten lassen.

In einem Dorfe redet sich etwas Außerordentliches bald herum; eine Nachbarin ruft es der andern über den Gartenzaun. Deshalb waren mit dem Schlage der Abendglocke die Bewohner des ganzen Dorfes in der Kirche versammelt. Nur schwach noch blickte der scheidende Tag durch die bestaubten Fenster, kein Licht brannte, keine Orgel klang, alle Herzen durchschauerte finstere, kalte Ahnung des Todes.

Da kam Pastor Deutschmann langsam aus der Sakristei hervor und schritt langsam zum Altare, auf dessen Stufen er niederkniete und folgendes Gebet hielt: „Allgütiger, wir nahen Dir mit gläubigem Vertrauen und werfen uns im Staube nieder, Dich anzuflehen. Nicht, weil wir vermeinen könnten, Deinen unbeugsamen und ewigen Willen durch den schwachen Hauch unseres Gebetes zu leiten, sondern nur, weil es uns wohl thut, die belastete Brust vor Dir auszuschütten und kindlich zu sagen: Vater, uns

ist sehr bange, und unsere Seele ist voll Erbarmen und Mitleid! Eine ganze dankbare Gemeinde erinnert sich heute, bewegter und lebendiger als je, der langen Reihe von Wohlthaten, die ein guter, milder Grundherr schon an ihren Eltern geübt und auf sie übertragen hat. Reichthümer, die ihm das Glück, — Rang, den ihm die Geburt verliehen: — sie hatten ihn weder stolz gemacht, noch unfreundlich, noch hart und verschlossen gegen die Klagen der Leidenden. Er gab und half gern und mehr noch als seine Hülfe, als seine Gaben, tröstete die Unglücklichen sein froher, guter Wille.

Jetzt, wo er, vom Alter geschwächt, von Leiden gebeugt, die Lasten der Verwaltung dieser Herrschaft von sich gelegt und sie jugendlich kräftigen Händen anvertraut hat, durfte er da nicht die Freuden, die Früchte seines Edelmuthes genießen und die letzten Tage seines Lebens so sanft und ruhig hinbringen, wie der heutige Herbsttag so sanft und ruhig hinter den Hügeln versinkt? Durfte er nicht, o gütiger Gott, einen zufriedenen Blick auf so manches Glück werfen, das er huldvoll geschaffen, und nun sich der Vergangenheit noch in der Gegenwart erfreuen?

Aber da kamen die Leiden und Schmerzen mit ihrem ernsten Gefolge: Wehmuth, Gram, lange, schwere Nächte, — Thränen der einsamen Angst.

Und die schönen Stunden der Vergangenheit verloren die Farbe und wurden bleich, düster und grau. — Nur die Hoffnung sandtest Du noch, Ewiger, auf Feuerstrahlen Deiner leuchtenden Sonne ins Kranken-Kämmerlein; — heute will auch sie ausbleiben! — Herr, erbarme Dich seiner.

Ach wie nahe geht uns das Leiden des guten alten Mannes. All' unsre Augen sind naß. Sagt sich nicht jeder im Herzen: ich möcht' ihm so gern einen Theil seiner Qualen abnehmen, möchte so gern ihm tragen helfen die schwere Bürde!! Ja, auch kalte Herzen erwarmen hier; denn erst wenn unsre Wohlthäter sterben, lernen wir thörichte Menschen sie recht lieben, erst wenn wir den Freund verlieren sollen, fühlen wir, was er uns war. Wie mancher, wenn er heute heimkehrt und seine Hütte betrachtet, — sein Gärtchen, — seinen Hausstand, — wird gemahnt werden mit tiefer Empfindung an den Geber, und wird mit der Hand die Tropfen von seinen Wangen wischen und sagen: der gute Herr, damals hat er mir auch geholfen, als ich in Noth war.

Ich aber, der ich nicht so glücklich sein würde, in der Mitte dieser guten, biedern Gemeinde als Lehrer zu leben, wenn sein Vertrauen mich nicht dazu berufen hätte; ich, der ihm Alles dankt, was ich habe und bin, den er überschüttet hat mit Groß-

muth und Liebe; — was kann ich Aermster thun, als die Hände emporstrecken zum Himmel, und aus der Fülle meiner gerührten Seele rufen: „Lass' ihn uns noch; nimm mir die Tage der Freude und lege sie dem edlen Greise zu! Soll er aber scheiden aus dieser schönen Welt, um in einer schöneren zu weilen; willst Du ihn auf dem rothen Wolkensaume dieses Abends entschweben lassen zu wolkenlosen Tagen; so komme sanft, o sanfter Gott, und löse bald seine Seele von den Banden des Schmerzes und der Angst! Höre uns, höre uns; Vater, höre Deine Kinder!"

In diesem Augenblicke erschien der junge Baron Reinhard von Frankenthal auf der verglaseten Empore und rief mit zitternder Stimme hinab: Eben ist mein guter Oheim verschieden!

Da sanken Alle schweigend auf ihre Kniee — und der einförmige Gesang der Sterbeglocke wurde nur durch das Schluchzen der betenden Gemeinde unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Lebte in ganz Weidenbach — welches doch, die entfernt liegenden Meierhöfe, Waldkolonisten und das Waldvorwerk ungerechnet, vier und neunzig Feuerstellen zählt — ein Mensch, der sich über den Todesfall freute, so war es der Schulhalter, Küster

und Organist Aust. Denn ein Todesfall war in seinen Augen so gewiß der Vorbote eines Begräbnisses, daß er vom Ziehen der Sterbeglocke unbedingt in die Schenke zu gehen pflegte, mit den Worten: den Schnaps muß mir der Hinübergegangene bezahlen. Wie nun erst heute, wo nicht die leichten und schwererworbenen Groschen der Armuth zu erobern standen, vielmehr die runde goldne Summe, die der Sterbende mit letzten Worten dem armen Teufel für's Begräbniß zugewiesen und also großmüthig vergessen hatte, daß der Empfänger ihn nicht selten aus der Kirche gesungen. Denn von Austen ein Lied anstimmen zu hören, war um so fürchterlicher, als die ganze Gemeinde Pietät genug besaß, ihrem Vorsänger das Recht jeder ersten Verszeile allein und uneingeschränkt zu überlassen; ein Vorrecht, von dem er so rasenden Gebrauch machte, daß der verstorbene Pastor ihm in früheren Zeiten oftmals ernstliche Vermahnungen gegen solch unmäßiges Gebrüll gehalten. Später that Gewohnheit das ihrige, wie der Morgentrank des Vorsängers das seinige, und aus diesen beiden Verbündeten erwuchs eine furchtbar dröhnende Menschenstimme, die den neuen Prediger Deutschmann, — (nachdem er bei der Probepredigt vor Anspannung und eigner Erschütterung dieselbe überhört hatte, wie er an

jenem Tage den Donner einer feindlichen Batterie überhört haben würde) — als er nun mit Ruhe und Fassung seinen Einzug hielt, nicht erfreulich überraschte. Denn ließ er sich von dem Gedanken übermannen, daß diese häßliche Störung ihn noch oft um seine eigene ihn glücklich machende Andacht bringen würde, so war dieser Gefährte am Dienste des Tempels höchst beschwerlich und ärgerlich; gab er aber auf die Lächerlichkeit des ganzen Menschen nur ein wenig Acht, so lief er Gefahr, Andacht und Aerger zu vergessen, und mit aller Frömmigkeit seines christlichen Gemüthes vor den versammelten Zuhörern ein frevelndes Gelächter aufzuschlagen. Die Stimme Aust's war einer Lanze vergleichbar, welche ein Gegner scharf einlegt, wenn er dem andern Gegner in's Angesicht sprengt; und der Pastor mochte so fest auf dem Sattel sitzen, den seine priesterliche Würde bestiegen, niemals konnt' er ganz sicher sein, doch nicht einmal herausgehoben und von der geistlichen Höhe in den Sand des profanen Lebens und Lachens geworfen zu werden. Und bei alle dem deckte in der Kirche der immer feierliche Orgelklang des Mannes Gesang. Wie viel abscheulicher war es, als bei der Bestattung des alten Weidenbach, an welcher die ganze Umgegend Theil nahm, Aust mit seiner Schul- und anderweitigen Dorf-Ju-

gend den langen Zug singend anführte, und die Leiche vom Schlosse nach dem ziemlich entfernten Kirchhof geleitete, den der Sarg des alten Gutsherrn einweihen sollte, weil auf dem bisherigen Gottesacker kein Apfel mehr zur Erde konnte, vor Gräbern, Blumen, Steinen und hölzernen Kreuzen.

Sechs Posaunisten waren verschrieben worden, und zwar aus der großen Stadt; konnten aber, weil auf den Begräbnißtag gerade die Darstellung einer Lärm-Oper fiel, nur schwache Substituten senden, welche die Reise von vier Meilen zu einer Lustfahrt und jedes Wirthshaus zu ihrem Lustschlosse gemacht hatten.

Sie schwankten vor den Pastoren her, — (Deutschmann hatte die letzteren zur höhern Würdigung des Trauerfestes geladen) — und nicht selten blieb ihr Bestreben, mit den Lippen den dargebotenen, aber bebenden Mund ihrer Posaunen küssend zu erreichen, weit hinter dem guten Willen zurück. Töne ächzten aus den wüthend hin und hergeschobenen Messingröhren, die in ihrem Zusammenhange weniger an die Weise des Sterbeliedes, als an den Jammerton nächtlichen Feuerrufes erinnerten; verschiedenartige Stimmungen der sechs Püstriche raubten der ernsten Stimmung des Trauergefolges immer mehr von seinem Ernste. Aust aber schwebte in unerschütter-

licher Kraft, wie der ordnende Geist über den chaotischen Klängen. Sein Unterkiefer preßte sich krampfhaft aus dem dicken Halstuch hervor; weit quollen ihm die grauen stieren Augen heraus; hoch streckte er den langen Hals; — und das Gesangbuch wurde sein Taktschlägel, sein Feldherrnstab, sein Scepter! — Die Geistlichen, Wilhelm nicht ausgeschlossen, versteckten sich hinter eifriges Mitsingen, und nur wenn Aust das schwere schwarze Buch in der Linken allein schwenkte, weil die Rechte einem aus der Bahn gewichenen Posaunisten sanft und leitend den Grundton des verlornen Weges wieder anweisen und ihn aus den Armen blühender Dornengesträuche winden mußte, senkte sich das Auge des Gerührten, damit es ihn nicht um seine Rührung brächte.

Dem Willen des Seeligen gemäß wölbte sich keine gemauerte Gruft, seinen Sarg zu bergen. In den Mutterschoß der kühlen Erde war sein Grab gegraben. Und hier, vor diesem Grabe, fand Wilhelm all' seinen Ernst, all' seine Rührung wieder und sprach Beides in passenden Worten aus.

Daß jetzt Herr Quickert jun. von dem Gewichte der ihm anvertrauten, aber im Stehschlafe (während der Rede) seinen Händen langsam entglittenen Baßposaune in's Grab gezogen wurde und einem Frosche gleich auf den Sarg zu liegen kam, unten

angelangt, aus dem Schlummer erwachend, die Oeffnung der Posaune flüchtig erwischte und einige musikalische Gemeinplätze aus gewöhnlichen Baß-begleitungen schwach figurirte, konnte nur Denen auffallen, die das Grab ganz dicht umstanden, und unter welche der Leidtragende, der junge Erbe, freilich gehörte, der aus den herzlichsten Thränen in eine Art von Lachkrampf verfiel. Als aber nun Aust mit neu gesammelter Stärke das Lied begann: „Seelig, wer so schlafen geht in seine Kammer!" und dabei wehmüthig nach Quickerten hinunter schielte, da brach auch bei Wilhelm jedes Band, das ihn bisher gehalten, und ohne daß in seinem Innersten eine Veränderung vorgegangen wäre, fühlt' er sich doch von einem schmerzhaften Lachen erschüttert, welches seine Nerven zu zerreißen drohte. — Was ist es doch im Leben, das immer den Ernst und die Fratze so störend zusammendrängt? Und was ist es im Menschen, daß durch jeden Trauerflor ein Satyr blicken will? Wer von uns hat nicht ähnliche Scenen erlebt?!

Die ferner stehenden Landleute sahen die Bewegungen der krampfhaft Lachenden für ein Uebermaß von Rührung an und weinten nur desto stärker. Landbewohner überhaupt — und unter diesen vorzüglich die Weiber — halten den Begräbnißtag

eines für sie wichtigen Menschen für einen Fest= und Feiertag, an dem sie sich wohl auch einmal die Zeit nehmen dürften, sich recht herzlich auszuweinen, was ihnen selten begegnet. Wie viel häuslicher Jammer, Jahre lang verhaltener Gram, längst entschlummerte Erinnerung an frühe Leichen, Nahrungssorgen und dergleichen mögen auf dem Thränenstrome, der für den alten Weidenbach allein zu fließen schien, nicht mit heraus geschwommen sein! Erleichterten Herzens sind die Weinenden vom Grabe gegangen.

Und dem Nachklang einer so wehmüthigen Aufregung lauschen die armen gedrückten Wesen in ihrer niedern Hütte noch mondenlang; er summt in ihre arbeitsmüden, öden Lebensstunden. Es war doch eine schöne, große Leiche, als sie unsern Herrn begruben! sagt eine gebückte Bäuerin und wischt aus dem matten Auge die letzte Perle ihres aufgezehrten Schatzes, die spärliche Thräne.

Reinhard an Wilhelm.

Vom 23. Oktober.

Sie haben am Grabe meines guten Oheims den Empfindungen der ganzen Gemeinde so schöne und wahre Worte geliehen; dafür empfangen Sie zunächst meinen Dank und erlauben, daß ich denselben mit einer goldenen Gabe begleite, für die Sie sich aber

nicht bei mir zu bedanken haben; denn der Seelige hat mir befohlen sie Ihnen einzuhändigen.

Gern würd' ich Sie bitten, mir jetzt, wo ich so ganz allein bin und doch mein neues Besitzthum nicht verlassen will, bisweilen einen Abend zu schenken und mich öfter zu besuchen.

Weil ich mich aber im Schlosse unbehaglich fühle, so verdopple ich gleich diese Bitte und frage: ob Sie mir vergönnen wollen, zu Ihnen zu kommen? Ich werde aus Küche und Keller hinüber bringen lassen, was zum frugalen Abendbrot zweier Junggesellen von Nöthen.

Baron Reinhard.

Wilhelm an Emma.

W., den 5. November.

Theure, geliebte Emma!

Das schöne Wetter hat uns nun verlassen, und kalter häßlicher November-Regen bannt uns in die Stube. Da fühlt sich die Einsamkeit ernster und bedeutender, als zu jener Zeit, wo ich froh und seelig durch die bunten rauschenden Haine streifen konnte. Ich bin sehr fleißig und studire mit Emsigkeit, so weit die Kräfte meiner kleinen Bibliothek reichen. Des Nachmittags erbau' ich mich denn wohl an einem oder dem andern Buche, welches der Baron so freundlich ist mir zu leihen. Freilich sind da auch Dinge

darunter, die ich theils nicht zu würdigen verstehe; die mir anderntheils gar nicht zusagen, und wo ich oft bedauern muß, daß die glühende Einbildungskraft der Dichter auf ganz unwürdige Gegenstände verschwendet worden ist.

Des Abends bin ich nie allein; denn seit dem Tode seines Oheims brachte Baron Reinhard noch jeden Abend bei mir zu. Eine Flasche Wein, die der Büchsenspanner ihm nachträgt, und die nicht selten eine Schwester hat, löset ihm und mir die Zunge. Woher mag es nur kommen, daß er mir ganz anders erscheint, als damals im häuslichen Kreise, wo ihn die Gegenwart von Euch Mädchen doch wohl genöthigt hat, sich zu verstellen. Oft erschrickt er selbst, wenn er gar zu offen gegen mich gewesen und ich ihm dann ernst entgegentrete. Unsere Lebensansichten sind sehr verschieden; zum Theil wohl deshalb, weil ich als armer Theologe, er als reicher Edelmann die Welt ansehen. Doch beneid' ich ihn in keiner Art, und manchmal kommt es mir vor, als beneidete er in seinem innern Schwanken, Dichten und Trachten mich um meine Abgeschlossenheit. Soll ich es kurz ausdrücken, so ist der Unterschied zwischen uns dieser, daß er im irdischen Leben nur den Zweck des Seins und Genießens anerkennt, während ich durch frühzeitiges Entbehren

darauf hingeleitet worden bin, mich um das Werden zu bekümmern. Doch wir beide sind jung, und da ich übrigens seine Gnade und Huld dankbar anerkenne, so freu' ich mich doch immer seiner Besuche.

Nun, Theure, wie steht es denn bei Euch? O ich trachte und schmachte nach einem Briefchen von Dir. Erfreue recht bald damit Deinen Wilhelm.

Emma an Wilhelm.

Vom 10. November.

Mein bester Freund!

Deine Emma ist im Geiste nur bei Dir, dem ihr ganzes Herz gehört, und wenn ich nicht täglich schreibe, so weißt Du doch, daß ich stündlich Dein gedenke. Dein Stillleben hat mich gerührt und erfreut, weil ich Dich doch glücklich weiß, wenn gleich noch einsam; — gerührt, weil ich in einer trüben Stimmung war. Vater und Mutter kränkeln fortwährend, und seit dem Eintritte des schlechten Wetters verläßt Vater das Zimmer nicht mehr. Sogar seine Ressource versäumt er, — und daraus magst Du abnehmen, wie schwach er sich fühlt.

Mit Lottchen geht es traurig. Ihr Mann hat ihre kleinen Sparpfennige schon genommen und legt sich ganz auf die faule, schlechte Seite.

Mehr noch beinah' als ihr Kummer kränken mich die Vorwürfe der Eltern, welche auf Dich die

Schuld dieser traurigen Verbindung schieben; weil sie, ohne Dein Drängen und Treiben, niemals ihre Einwilligung gegeben haben würden. Ich muß Dir frei bekennen, daß ich fast geneigt bin, ein Geheimniß hinter Deinem Benehmen zu vermuthen; denn sonst könnt' ich mir's gar nicht erklären. — Dem sei nun, wie ihm wolle, es grämt mich, und Charlotte mit all' ihren kleinen Fehlern war doch immer meine liebe Schwester. Ich fürchte, es nimmt ein traurig Ende mit ihrem leichtsinnigen Manne.

Was nun unsere Verbindung anlangt, so hat mein Vater seine Meinung seit einigen Wochen in so fern geändert, daß wir nicht bis zum Frühjahr warten sollen, wie er's doch sonst durchaus wollte, weil er sagte: ein Mädchen aus der Stadt würde sich im Mai leichter zurecht finden, als im November. Jetzt hat er die letzten Tage des Januar vorgeschlagen, und das macht mich besorgt, ob er nicht selbst für sein Leben fürchte?

Ach, lieber Wilhelm, welche Bangigkeit überfällt mich bei dem Gedanken! — —

Mutter und Vater grüßen Dich auf's Beste, und Beide wünschen, Du mögest Dich einmal auf ein Paar Tage losmachen und hereinkommen, damit Alles abgesprochen werden könnte. Ich aber verhoffe, daß Du diesen gerechten Wunsch bald in Er-

füllung gehen lässest, und bleibe mit dieser Hoffnung Deine Dich liebende Braut.

Reinhard an Eduard.

W., den 28. November.

— — Und was mich noch immer an's Dorf fesselt?? — — Laß es mich Dir offen bekennen: nicht das Pflichtgefühl des neuen Gutsherrn; nicht die Freundschaft zum Pastor; nicht meine Bequemlichkeit; — nein, nein, nein! Nichts, als die Liebe zu Emma; zu Emma, die ja doch nun endlich einmal kommen, und ja doch nun endlich einmal die seine werden muß. Ich will, ich will sie sehen und in ihrer Nähe leben. Weißt Du denn, ob es mich nicht vielleicht heilt, die himmlische als seine irdische Gefährtin wiederzusehen?

Ich war neulich mit ihm in der Stadt, fuhr nur ihm zu Gefallen, weil er mit seinen Schwiegereltern Häuslichkeiten zu besprechen hatte. — Feierlich umarmte er die erröthende Braut, — — und dann ging es an ein Rechnen, Zählen und Ordnen mit den Alten. Ich saß einen halben Tag der einzigen Emma gegenüber, — und wenn ich nun mich an seiner Stelle, mir die Fülle ihrer jungfräulichen Reize dachte — und er — und seine Bibel! und sein Ungeschick! — — O, aber sie liebt ihn! das bringt mich vollends um.

Mein Maß vollzuschütten, kam auch die verheirathete Schwester, Nichts von unsrer Gegenwart wissend, zum Besuch. Sie fiel in Ohnmacht, als sie ein Weilchen im Zimmer war; man schob es auf ihre Schwangerschaft, die sie nun nicht mehr verbirgt.

In mir kämpften zwei Mächte; ich wollte mit dem Kopfe gegen die Wand.

Du aber machst mir doppelte Vorwürfe, daß ich vier und zwanzig Stunden in der Stadt war, ohne Dich zu besuchen? Hattest Du nicht Deinen letzten Brief an mich mit den Worten geschlossen: pfui, ich bin böse auf Dich!! Und sind nicht die Gründe zu diesem Bösesein immer noch die alten? Standen sie nicht gerade an jenem Tage recht in voller Blüthe? Und ich hätte Dich besuchen, mich von Dir verhöhnen lassen sollen?

Einmal muß es doch anders werden; wenn sie nur erst hier ist!

Erlaube mir Eines, Eduard: daß ich Dir Alles schriftlich bekenne, was in mir, mit mir vorgeht, und mir so vom Herzen schreibe, was ich mir nicht vom Herzen sprechen kann. Wenn Du mich auch schilt'st, ich weiß, Du hast mich doch lieb.

Eduard an Reinhard.

Vom 29. November.

Schreibe, ja schreibe. Ich will meine Freund-

schaft zu Dir ganz auf die Seite setzen und Deine Briefe lesen, als ständen sie in einem Almanach. Nur belüge mich nicht; ein Fall, in den Du sehr leicht kommen kannst, wenn Du Dich selbst belügst. — Zu bessern, durch Rath, bist Du nicht, das wird mir nachgerade klar; so renne denn in die Netze, die Du Dir selbst gewoben. Wenn Du drin zappelst, wird es sich ja entscheiden, wie weit Deine Kraft reicht: entweder Du erstickst in den Schlingen, — dann gute Nacht, Reinhard. Oder, du reißest den ganzen Bettel in Stücke und machst Dich los. Dann komm zu mir und sei willkommen!

Eduard.

Reinhard an Eduard.

Weidenb., den 9. December.

Da haben wir endlich den Winter, nach welchem ich mich so lange gesehnt; ich dachte, der Schnee müsse mir eine Freude bringen. Er thut es auch. Wie schweigend Wald und Flur unter weißer Decke im Frieden liegen! — Der Anblick könnte jeden Andern beruhigen.

Täglich komm' ich mit meinem Pastor zusammen; täglich gerathen wir in Streit. Er ist die Milde selbst und doch in Punkten, die sein moralisches System berühren, hart und fest wie ein Stein, daß er auch nicht ein Haar breit nachgiebt. Bei alle dem, und

bei all' seiner christlichen Frömmigkeit, blickt aus seiner klassischen Schulbildung immer wieder ein gewisses Heidenthum, so daß man von ihm sagen könnte, was ich einmal irgendwo von Martin Opitz las: „daher bewarb er sich ernstlich, die Weltweisheit zu erlernen; doch nicht nach der gemeinen und spitzigen Art, noch weniger nach des Epicuri Meinung, sondern nach der männlichen Anleitung Socratis, und verband diese mit der christlichen Lehre auf das fürtrefflichste."

Ich bin überzeugt, Deutschmann würde lächelnd den Giftbecher leeren, wenn er seine Meinung dadurch zu bekräftigen, seine Ehre zu retten glaubte.

Hab' ich nicht auf allen, sogar auf Neben-, Wald- und Seitenwegen versucht, ihm eine mildere Seite abzulauschen, gegen den Leichtsinn des gewöhnlichen Lebens? Hab' ich ihm nicht ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß auch ich den Rosenwellenschaum der Lust aus dem Meere geschöpft, welches die Venus geboren? Und hat er nicht, ohne die förmliche und respectvolle Manier gegen mich, den Patron seiner Kirche, nur im Geringsten zu ändern, darauf mit aller Würde und Ruhe entgegnet: jener Schaum deckte Schmutz, und wenn er vertrocknet sei, bleibe der schlammige Niederschlag zurück und mit ihm unreine Hände?

Und konnt' ich ihm darin denn ganz Unrecht geben? Dieser Mann, mein Freund, wird Emma's Gatte. Er bringt ihr ein reines, frommes, starkes Herz; — aber kann es glühen für sie? — kann es toben — rasen — flammen — und verbrennen in wilder Lohe der Leidenschaft?

Ich glaub' es nicht.

Ihr Bund wird eine kühle Mondnacht sein, die durch grüne Haine zum sanften ruhigen Sommertage führt, auf Wiesen und blumigen Ebenen.

Ich würde die Spitze eines Felsens mit ihr ersteigen und mich hinabwerfen, die Göttergestalt in meine Arme pressen, daß unten die Fluthen über uns zusammenschlügen und an unserer Gluth rauchend emporzischten!

Da seh' ich Dich lachen. Denn ich weiß, wie gern Du den Prosaischen spielst und jede poetische Aeußerung, Regung und That verhöhnst, wenn sie nicht etwa von einem der wenigen Dichter geschildert wird, die Du eben kennst und achtest. Denn manche achtest Du nicht, weil Du sie nicht kennst.

Den Shakespeare liebest Du nur deshalb so excentrisch, weil Du, wenn Du über ihn sprichst, zeigen kannst, wie gut Du Englisch verstehst; — und weil Lichtenberg so viel von ihm gesprochen. Und Schiller, der Dir und Deiner Natur in seinen Haupt-

elementen eigentlich ganz fremd sein müßte, wird von Dir über Goethe gestellt, weil — — nun ja, weil er nicht mehr lebt, weil er kein Greis geworden ist.

Da hast Du's. Ich mußte Dich doch einmal kritisiren; denn Du schenkst mir ja Nichts.

Das Jahr geht nun zu Ende, und im ersten Monat des neuen zieht die Braut in Weidenbach ein. Welch ein wunderbares Gefühl für mich! Soll ich hier bleiben, wenn sie kommt? Ein Zeuge des kirchlichen Bundes? —

Kaum kann ich's vermeiden, ohne den Freund zu kränken. Ach, ich mag nicht mehr schreiben; ich vermag's nicht. — Leb' wohl!

Wilhelm an Emma.

Vom 25. December.

Geliebte Braut! Ich komme so eben aus der Kirche, wo wir den Weihnachtstag feierlich begangen haben. Welch ein schönes Fest! Aber noch seeliger war für mich der gestrige Abend, den ich ganz allein zugebracht habe, und zwar im Walde. Ohnehin liebe ich einen schneeblühenden Nadelwald; wie vielmehr an einem Sternen-Abende! und nun gar an einem heiligen Abende!

Um fünf Uhr verließ ich mein Haus und ging den tief in den Schnee getretenen Fußpfad entlang; als ich den Hügel nächst dem Walde erreicht, blickte ich

hinter mich, und da lagen die weißen Hütten; aus jedem Fenster blitzten Lichtchen; Alles war festlich still. So trat ich in den Wald.

Wußten denn die hohen Bäume, welch ein Tag der Erinnerung heute die armen frohen Menschen vereint? Fühlen auch sie den Klang der Freude bis in ihre Wurzeln hinab, daß die starre Kälte weicht, und Ahnungen ewigen Frühlings auch ihre immergrünen Zweige durchrauschen?

Sie schüttelten den glänzenden Schnee hoch sausend von den Aesten, und in jedem Flöckchen spiegelt sich ein Stern; wo der Fuß des einsamen Wanderers den Schnee streift, blickt frisches Waldmoos aus der weißen Hülle. Ich fühlte den Winter nicht. Dein gedacht' ich, Emma, aber ohne zu klagen, daß ich allein war. In jenem Augenblicke war mir der Gedanke genug: auch der große, große Wald feiert den Christabend. Da streckt' ich die Arme empor und sandte einen Blick der dankbaren Liebe zu Gott.

Warum doch empor? Warum nicht hinab auf den Boden, der uns trägt, nährt und ein Grab giebt? Und führt denn ein andrer Weg zu Gott, als der eine, sichre, unvermeidliche, durch's enge Grab?

Meine aber nicht, daß ich blos Grabesgedanken hätte, oder daß ich sie gestern Abend mehr gehegt hätte als sonst. Nur die Sehnsucht, die den Men=

schen bisweilen überkommt, eine sichre, ruhige Freistatt zu finden!

Es war doch schön im Walde. Als ich aber hinaustrat aus seinen hohen Hallen und wieder das freie Feld vor mir hatte, da sang ich aus voller Brust: quem pastores laudavere, natus est Rex gloriae!!!

Und als ich so singend in mein Zimmer kam, und die alte Magd mir Licht brachte, als mein Blick auf Deine Weihnachtsgaben fiel, die unterdeß der Bote abgegeben, — da glaubt' ich wieder ein Kind zu sein. Das Rothkehlchen aber, aus dem Schlafe gestört, begleitete in leisen, zarten Tönen eines Waldgesanges mein Weihnachtslied.

Ich danke den Träumen heute noch, daß sie mich die ganze Nacht über ein Kind bleiben ließen und mir nur Bilder aus meiner Kindheit vorführten. Zuletzt spielten wir Alle auf einer Wiese, und auch Du warst ein Kind. Wir zerstreuten uns bald; ich verirrte mich in eine sumpfige Gegend, da blühten schöne Wasserblumen; unter meinen Füßen sank der Rasen und verging. Zuletzt ward Alles ein Wasser, darauf wogten die Lilien hin und her. Ich schritt leicht die Wellen entlang, fürchtete mich aber sehr: und wie ich dennoch der Lust nicht widerstehen konnte, eine Lilie zu pflücken, und wie ich mich beugte, sie

empor zu heben, da war die Blume eine Krone, saß auf dem Haupte eines Kindes, mit ihr stieg das Kind empor — — und war das Christkind. Die Blätter der andern Blumen waren kleine Kähne geworden, in denen wir saßen. Ihr Uebrigen kamt auch angeschwommen. Eines nach dem Andern, und immer mehr, immer Mehrere. Der ganze große See wimmelte von Blüthen-Blätter-Kähnen. Alle, alle Menschen die ich kenne, alle die mir theuer sind, waren als Kinder um mich Kind versammelt. Das Christkind mit seiner Lilie flog lächelnd durch die Reihen.

Auf einmal wurde die Luft finster und das Wasser trübe; ein Nachen ging unter; — bald ein zweiter — ein dritter; — zuletzt auch der meine. — Die Fluth schlug über mir zusammen; ich fühlte, wie ich tief, immer tiefer sank; — eine kräftige Hand faßte mich; ich erwachte.

Schon ertönten die ersten Glockenschläge vom Thurm herüber, und ich mußte eilen, mich zu meinem Amte zu rüsten.

Indem ich nun überlese, was ich Dir geschrieben, finde ich, daß ich in diesen Zeilen lediglich von mir spreche und von meinen Erfindungen, was wohl eine Anmaßung ist. Ich lege Dir daher das ziemlich deutlich geschriebene Concept meiner heutigen Predigt bei, weil in demselben von wichtigern und

höhern Dingen die Rede; obschon zuletzt Alles darauf hinausläuft, daß wir das Höchste und Göttlichste immer nur mit irdischem Auge sehen, mit menschlichem Herzen und Gemüth auffassen und mit beschränkten Geisteskräften wiedergeben können.

Empfiehl mich unsern theuern Eltern.

Emma an Wilhelm.

Vom 10. Januar.

Ich habe Dir, guter Wilhelm, noch nicht zum neuen Jahre Glück gewünscht, weil ich mir einmal vorgenommen hatte, meinem Glückwunsche zugleich die Bestimmung beizusetzen: wann der Tag unserer Verbindung sein sollte. Es kam zu keiner Entscheidung, bald kränkelte der Vater, bald die Mutter; — gerade heute fühlen sich beide besser, und da nun unser Aufgebot vor sich gegangen ist, so sagt Vater, wir sollen den Augenblick ergreifen. Ich bezeichne Dir also in seinem Namen den fünfzehnten Januar.

Morgen kommt der Wagen mit meiner Ausstattung und Geräth bei Dir an.

Wir, die Eltern und ich, treffen erst am Hochzeitstage bei Dir ein. Wir fahren zeitig aus, so daß wir um zwölf Uhr da sind. Deinen Herrn Amtsbruder, läßt Dir der Vater sagen, der uns einsegnen soll für's ganze Leben, möchtest Du doch bitten, mit uns zu speisen. Sonst Niemand. Und überhaupt eine

ganz kleine stille Hochzeit machen, wobei keine Gäste weiter zugegen sind. Das trifft so sehr mit meinen Wünschen überein, daß ich es mit wahrem Vergnügen hinschreibe. Mich empörte fast von jeher Nichts so sehr, als der voreilige Jubel bei einem Unternehmen, dessen Ausgang immer ungewiß ist und bleibt; nicht nur weil er von zwei schwachen Geschöpfen abhängt, sondern auch weil das Schicksal und die Zukunft sich nicht im Voraus abfragen lassen. Ist es nicht gerade, als wollte man diese Beiden mit dem rohen Lärm, dem Jauchzen, Tanzen und Singen recht trotzig herausfordern?

Und wie kann ein sittsames Mädchen sich zu den platten Scherzen hergeben, die da gewöhnlich von den Gästen getrieben werden? Ich bin bei solchen Festlichkeiten einige Mal zugegen gewesen und immer mit wahrem Schauder und Grimm davon gegangen.

Meine arme Schwester wird nicht mitkommen. Sie fühlt sich sehr unglücklich, grüßt Dich in tausend Thränen, will aber ihr Jammerbild nicht mehr vor Dein Angesicht bringen, wie sie sagt.

Ach, Wilhelm, sie hat mir Alles gestanden, was bisher nur Du als ihr Geheimniß theiltest. Sie meinte, wenn ich Deine Frau wäre, würdest Du mir ihre Schmach ja doch nicht länger verheimlichen. — O wie fürchterlich! Nun begreif' ich Dein

Benehmen, das mir bis dahin noch ganz unerklärlich war.

Aber auch Du weißt den rechten Zusammenhang nicht; auch Dir hat sie ja nicht Alles gestanden und konnte es nicht — durfte es nicht. Ich hab' ihr versprochen, Dir das Schrecklichste vom Geheimniß zu verschweigen, wenn Du es mir erlaubst.

Leb' wohl! Der Bote wartet. Bald auf ewig Deine Emma. Deine Predigt schick' ich Dir wieder mit; sie ist sehr schön.

Reinhard an Eduard.

W. den 16. Januar.

Deine letzten Zeilen, mein theurer Freund, haben mir Muth und neue Lust gegeben, Dir ferner mitzutheilen, was um mich und in mir vorgeht. Wenn Du einerseits bei Deinem abgeschlossenen Character, bei Deinem in sich vollendeten Wesen und Sein nicht recht begreifen kannst, warum ich diese Eröffnung des Herzens brauche, die Du einem Weibe angemessen finden würdest, wie Du sagst; — so bist Du doch andrerseits billig und wohlwollend genug, sie mir zu erlauben und mich also in meiner Eigenthümlichkeit gelten zu lassen. Da nimm denn nun auch den Erguß des vollen Herzens hin, welches seit gestern so oft in verschiedenen Pulsen geklopft und geglüht und gezittert hat.

Mein Pastor hatte mich der Verlegenheit überhoben, in welche mich meine Unschlüssigkeit gebracht haben würde, — er hatte mich nicht zu seiner Hochzeit gebeten, was man nach dem im gewöhnlichen Leben anzulegenden Maßstabe, und bei unserm Verhältnisse für eine Beleidigung, für einen mit Absicht herbeigeführten Bruch halten muß. Anfänglich entschuldigte ich die Sache damit, daß seine Schwägerin zugegen sei, und daß diese sich, unter was immer für einem Vorwande, meine Gegenwart verbeten haben würde.

Aber sie war nicht da; es war Niemand da, als seine Schwiegereltern und der Prediger, der ihn getraut. Es ist also außer Zweifel, Emma hat sich dagegen ausgesprochen, sie wollte mich nicht sehen. — O wie mich das beunruhigt! Muß ich nicht fürchten, daß sie weiß, was zwischen Charlotten und mir vorgefallen? Daß sie mich deswegen verachte, hasse, — — und doch spricht wieder das Geschehene ganz dagegen.

Ich reiste des Morgens schon ab, einige landwirthschaftliche Besuche zu machen. Ich war des festen Willens, über Nacht von Weidenbach wegzubleiben. Aber als die Stunde herannahte, welche dem Bündniß des Freundes mit der angebeteten Emma gesetzt war, da riß ich, fast ohne zu wissen

und zu wollen, dem Kutscher die Zügel aus der Hand und lenkte die Pferde heim, im immer schnelleren Laufe, bis sie keuchend und schäumend vor der Kirche standen, in welcher jetzt Emma eben zur Frau gemacht werden sollte. Ich flog zitternd in meine Loge, wo ich ungesehen hinter den bestaubten Fenstern lauschen konnte. — Ach, Freund, wie war sie doch so schön, so andächtig, so holdseelig, so bleich, und doch so blühend! Sie sagte: Ja, und nachdem sie es gesprochen, hob sich ihr Blick rein und vertrauend empor, da traf er mich, doch im selben Augenblicke sank er zu Boden, und eine zarte Röthe deckte ihre Wangen. War es Zorn — war es Scham; — — Spotte nur; mir kam es vor, als ob noch etwas Anderes ihr Angesicht färbe, — als ob die Erinnerung an unsere Vergangenheit und an manche heitre Stunde derselben noch einmal mit dämmerndem Abendroth vor ihr auftauchen wolle? — Nein, ich war ihr nicht ganz gleichgültig, als sie mich kennen lernte! Warum hab' ich damals leichtsinnig und übermüthig mein Lieben zwischen ihr und Charlotten getheilt? Warum hab' ich nicht alle Kräfte, alle Sinne nur nach ihr und ihrem Besitz gerichtet? Es wäre mir gelungen, in jeder Beziehung den Sieg über den Pastor davon zu tragen; ich hätte

sie mir errungen, sie wäre jetzt mein, mein, — — während nun —

Aber ich gebe sie nicht auf, kann ihr Herz noch nicht aufgeben.

Deutschmann hat sich von mir getrennt, entschieden, auffallend. In unserem Verhältniß ist es ein bedeutender Schritt zur Trennung, daß er mich nicht zu seiner Hochzeit geladen. Der Bruch ist da. Nun bin ich durch Nichts mehr gebunden, und ich stehe dem Gatten Emma's wie einem Feinde gegenüber, wie einem Undankbaren, der nicht mehr wissen will, daß er mir Alles verdankt. Nun gilt es! Sogar List, Falschheit, Verrätherei biet' ich auf!

Lebe wohl, Eduard; ich schreibe Dir nicht eher wieder, als bis ich Dir einen Sieg melden kann, — oder eine Flucht ohne Rückkehr.

Dein

Reinhard.

Fünftes Kapitel.

Könnt' es auf Erden einen Himmel geben, so müßt' es da gewesen sein, wo ihn Emma dem seelig liebenden Wilhelm bereitete. Ihn dem Leser darzustellen, liegt außer meiner Macht. Der Einzige, der dies vermocht hätte, liegt aber im Grabe, und gern möcht' ich ihn heraus scharren, wenn es damit gethan

wäre. Nur der Wunsiedler konnte solche Wonn'siedler beschreiben und ihr Glück leibhaftig vor uns hinstellen. Denn ihm war es gegeben, stille häusliche Freude mit Jubelklang und Liebesschauern zu durchweben, und auf die Geräthe des prosaischen ernsten Lebens einen Glanz der Ewigkeit fallen zu lassen, der auch uns erleuchtet mit seinem Wiederscheine. Und wer lernen will, sich des stillen, engen Kämmerleins, ja des Mangels, den er darin erleiden müßte, zu erfreuen, dem führe ein günstiges Geschick Bücher in die Hände, welche Jean Paul geschrieben; da werden dann im Traume dem unglücklichen Leser Schatten erscheinen, die sich Walt, Wutz, Siebenkäs, Fibel, Fixlein nennen, — — und er wird glücklich werden. Mein Auge hat Dich nie gesehen (außer im Bilde, welches über mir hängt, und welches, an einen Orangenbaum gelehnt, mir von liebster Hand als Weihnachtsgabe kam), heiliger Jean Paul Friedrich Richter! Meine Hand hat nie in der Deinen gelegen, um mit bescheidnem Druck zu danken für die Wohlthaten, die Du mir, die Du dem ganzen Deutschland gespendet. Ehre, Friede, Freude! sei Deinem Gedächtniß. Ach, den Thränen, die Du zaubernd getrocknet, wüßt' ich keine Zahl entgegen zu stellen, als derer, die Du mächtig erregt. Aber sie sind so süß, und sie beitzen das wei=

nende Auge nicht wund, sie heilen es vielmehr und reinigen es vom Staube, den der Wirbelwind des irdischen Lebens hineingeführt. — Der Freund, dessen Schicksal ich hier schildre, wäre würdig gewesen, von Dir geschildert zu werden.

Ich kann es nur sagen: daß er glücklich war.

Ja, Du warst doch einmal glücklich, armer, unglücklicher Pastor von Weidenbach! Und diese Monate der höchsten Wonne kann Niemand mehr Dir rauben, sie sind Dein auf ewig, Du hast sie erlebt.

Der Baron war zu klug, schon jetzt sich der Geliebten nähern zu wollen. Aber sie zu sehen versäumte er keine Gelegenheit; so ward er der fleißigste Kirchgänger im Dorfe. Er fehlte bei keiner Predigt, weil sie bei keiner fehlte. Aber nie mehr erhob sie den Blick zu seinem empor; nie mehr wagte sie ihn zu erheben.

Ihrem Gatten verschwieg sie, was Charlotte ihr reuig, in Thränen zerfließend, bekannt hatte. Er ahnte ja Nichts anders, als daß Charlottens Ehegatte auch der Vater ihres Kindes sei. Glaubte er denn nicht, Emma's Abscheu gegen Reinhard gelte einer Liebeserklärung, die jener ihr selbst einmal zu machen versucht habe?? Von der Möglichkeit der Wahrheit hatte er keinen Begriff.

So gingen schöne Wintertage dahin, und der

Frühling schien früher zu kommen, als sonst. O wie war er so mild, so grün, so blüthenreich. Wie streute er seine duftenden Opfergaben zu den Füßen der zarten Emma, die nun eben den Glanzpunkt ihrer irdischen Schönheit entwickelt zu haben schien. Denn auch ihr Frühling war gekommen, und die verschlossene Knospe der eingezogenen Jungfräulichkeit war im Strahle der ersten Liebe zur Blume geworden, die sich langsam und heilig entfaltete. Wer sie so sah, mußte sie anbeten. — Und Reinhard —; immer heißer ward seine Leidenschaft! Immer tiefer! — Immer edler?

Da zog er hinaus in seine Wälder, und ihr Lenzhauch zog in seine Brust. Nur einmal hatte Emma, die im Haine lustwandelte, ihn von Weitem gesehen; seitdem aber bewegte sie sich nicht mehr aus den Räumen ihres Gartens; denn sie fürchtete ihn und haßte ihn, als den Mörder der langsam dahin welkenden Schwester. Wilhelm bemerkte wohl die entschiedene Abneigung seiner Frau gegen den Gutsherrn, welchem er, bei seinen lebhaften Gefühlen für Dankbarkeit und Erinnerung, gern wieder näher gekommen wäre, hätte sie es nicht immer wieder durch stumme Bitten, bei einer jungen, schönen Frau die beredtesten, verhindert. Das Geheimniß zu enthüllen, fühlte er weder Trieb, noch Berechtigung. Da

lag es auf dem Wege zwischen seinem Häuschen und dem freiherrlichen Schlosse, wie ein Grab, über welches Niemand gehen wollte.

Am letzten Tag des Monat Mai erhielt der Pastor Deutschmann nachstehenden Brief:

„Mein Herr Pastor! Als ich mich bei meinem seeligen Oheim dafür, daß Sie die hiesige Pfarre bekommen möchten, verwendete, hatte ich neben Ihrem Besten auch das meine im Auge. Denn ich meinte, mir einen Freund neu und fest zu gewinnen, und ihn von nun immer an meiner Seite zu haben. Sie schienen auch dafür gelten zu wollen, so lange Sie hier allein lebten. Seitdem Sie verheirathet sind, ignoriren Sie mich. Hätt' ich meinem Herzen folgen wollen, längst wär' ich zu Ihnen geeilt, Sie zu fragen, ob und wodurch ich Sie beleidigt haben könnte? Aber das wäre doch — reiflicherer Ueberlegung zufolge — eine zu tiefe Entwürdigung meines guten Rechtes gewesen, und seitdem Sie mich nicht werth gehalten haben, Ihr Hochzeitsgast zu sein, kann ich, ohne vorhergegangene Erklärung, weder Ihr Haus betreten, noch dem Wunsche Gehör geben, Sie bei mir zu sehen. Eine solche Erklärung erbitt' ich mir nun. Wie es ist, kann es nicht bleiben. Ich muß, ich will wissen, was Sie gegen mich haben. Und in dieser Erwartung zeichne ich.

Reinhard v. F."

Dies Schreiben führte die erste Wolke an Wilhelms heiterem Ehehimmel herauf. Er las es Emma vor, sah sie an, und diese antwortete nur mit Thränen.

Du bist Schuld an diesen Vorwürfen, geliebteste Freundin, sagte er, und der Baron macht sie mir nicht mit Unrecht. Denn es ist doch eigentlich Nichts zwischen mir und ihm vorgefallen, wodurch ein solcher Bruch gerechtfertigt würde. Daß seine Lebensansichten den meinigen fern liegen, konnte mich in dem Verhältniß, welches mir Dankbarkeit und Ergebenheit gegen ihn anweisen, unmöglich zu so feindseeligem Benehmen veranlassen. Nur Dein Wunsch war es, ihn nicht bei der Hochzeit zu sehen; indem ich diesen nachgiebig erfüllte, erfüllte sich gewissermaßen der zweite, daß aller Umgang zwischen ihm und uns aufgehoben sein möchte, von selbst. Nun aber, Beste, sprich, was ist es, das ihn Dir so gehässig macht? — Sind es meine flüchtigen brieflichen Schilderungen seiner wankenden Moralität? Dann, Liebe, müßte man sich, leider, von den meisten jungen Herren seines Standes zurückziehen. Oder hat er Dich beleidigt? — — denn Du weinst. — — Oder wär' es wirklich, wie ich einst in unserem Brautstande bemerkte. — —

Brich Deinen Schwur nicht, um Gotteswillen

nicht! unterbrach ihn Emma mit Heftigkeit. Und ich nehme nun meine Bitte zurück. Schiebe alle Schuld auf mich: nenne mich eigensinnig, kindisch, was Du willst; versöhne Dich mit ihm, geh' zu ihm, laß' ihn in unser Haus kommen, wie Du willst. Nur glaube nicht, daß ich für meine Ruhe fürchten könnte; daß er mir irgend wichtig oder bedeutend wäre! Schon zu viel der Worte; — Du bist Herr im Hause, und wen Du einführst, der ist mir willkommen.

Der Pastor umarmte dankbar seine Frau und bemerkte in dieser Freude nicht, daß sie eilig das Zimmer verließ. Sogleich setzte sich der Beruhigte in freudigster Stimmung nieder und schrieb folgende Zeilen:

Gnädiger Herr!

Nur der Wunsch meiner Frau und ihrer Eltern, eine ganz kleine stille Hochzeit zu feiern, verhinderte mich, meinen Gönner und Wohlthäter einzuladen. Eine Freiheit, die ich mir sonst wohl genommen haben würde. Sie zeigten durch Ihr Ausbleiben, daß Sie mir zürnten, und so wagt' ich nicht, mich wieder zu nähern; wozu mir jetzt Dero Schreiben die glücklichste und erwünschteste Veranlassung giebt. Ich hoffe Nichts sehnlicher, als Ihnen bald mündlich

sagen zu können, wie sehr ich bin und immer bleiben werde

Ihr

W. Deutschmann.

Und so zog denn der böse Geist, in Person des bescheiden-zurückhaltenden und freundschaftlich gesinnt-scheinenden Gutsherrn, in die trauliche Pfarrwohnung. Heiter lächelnd empfing Wilhelm, der ihn am Morgen zuerst besucht hatte, den jungen Kirchenpatron an der Schwelle seines Hauses. Emma jedoch stellte sich vor den Spiegel, um zu sehen, ob auch die Spuren ihrer bangen, ahnungsvollen Thränen vergangen wären, ehe sie sich entschloß, hinüber zu gehen und den ehemaligen Freund willkommen zu heißen.

Sie kannte ihn kaum wieder, so zurückgezogen, sanft, ja schüchtern war er gegen sie. Schmachtend nur und gleichsam demüthig hob er das bittende Auge zu ihr auf. Sie konnte in diesem Bilde den vorigen Reinhard nicht mehr finden. Ihrer eignen Reize, ihrer Anmuth gar nicht gedenkend, sah sie in solcher Veränderung die Selbstanklage eines zerrütteten Gewissens; ahnete, er sage sich selbst, daß sie unfehlbar die Vertraute der Schwester sein müsse; und so wär' es theils Beschämung, — theils Sehnsucht (wähnte sie) nach der immer noch geliebten

Charlotte, die ihn so umgestimmt habe. Da erwachte in ihrem sanften Gemüthe das Mitleid für den Armen, den sie, trotz all' seiner Glücksgüter, unglücklich zu nennen herzlich versucht ward.

Wir sind nun auf einen Punkt in dieser Erzählung gekommen, wo die breite, behaglich-geschwätzige Art, die sich der Darsteller, vielleicht mit Unrecht, erlaubte, theils nicht mehr an ihrem Platze ist, theils sich von selbst verbietet. Denn die Thatsachen, um die es sich handelt, liegen immer durch Jahre getrennt auseinander. Die Zeit dazwischen jedoch ist eben nur durch ein ländliches Stillleben ausgefüllt, dessen Schilderung in jedem Fall ermüden müßte. Ich glaube durch die vorhergegangenen Bogen, welche, wenn sie auch den Umfang eines einleitenden Vorwortes weit überschreiten, doch Nichts Anderes sind, als ein Prolog meiner Tragödie, den gütigen Leser mit meinen drei Hauptcharakteren: Wilhelm, Reinhard und Emma, vertraut genug gemacht zu haben. Alle Nebenfiguren sind vom Schauplatz getreten; oder vielmehr: die Hauptfiguren haben den ihrigen verändert, und das ruhige Dorf ist ihre Heimath geworden. Keine Zerstreuung, kein Reiz des geselligen Stadtlebens drängt sie auseinander, und nachdem einmal die Versöhnung zwi-

schen Gutsherr und Pastor hergestellt ist, besteht auch inniger, vertrauter Umgang.

Reinhard fühlt nur zu sehr, daß kein andrer Weg zu Emma's Wohlwollen führt, als wenn er ihres Mannes Busenfreund, wenn er diesem unentbehrlich wird. Er fügt sich mit Verleugnung seiner Eitelkeit, seines weltlichen Leichtsinns, seines ihn oft überfliegenden Hochmuthes ganz dem Wesen des frommen, liebenden Wilhelm. Er belebt gefällig und unterhaltend die heilige Ruhe des Pfarrhauses, kommt jedem kleinen Wunsche der Bewohner zuvor. Beide betrachten ihn dagegen wieder unbefangen als ihren Wohlthäter, ihren treu gesinnten Gönner. Wilhelm dankt es der mächtigen Freundschaft. Emma glaubt, er wolle ihr durch Freuden vergüten, was er Charlotten an Kummer aufgebürdet. Beide hielten ihn für gebessert, sehen ihn ländlich und einfach leben und freuen sich oft mit einander vereint, daß es ihr Umgang sei, der ihn von dem Pfade der zerstreuenden Nichtigkeit zu dem Ernste der Tugend zurückgebracht habe.

So webt Gewohnheit ein festes, festes Band.

Und wenn es auffallend sein möchte, daß hier eine ursprünglich unreine Neigung veredelnd auf einen Menschen wie Reinhard wirkt; wer es unbegreiflich findet, wie ein junger, unbändiger Welt- und

Lebemann die sicheren Genüsse der Gegenwart aufgeben, sich in des Dorfes Einsamkeit vergraben kann, um eines sittsamen, neuvermählten jungen Weibes schmachtender, zurückhaltender, unerkannter Anbeter zu sein, der bedenke, daß noch kein Denker die Grade abgemessen hat, in denen die Reinheit der höchsten, edelsten Liebe durch unzählige Abstufungen bis zum Abgrunde eigennütziger, grausamer Begier hinabsteigt; so zwar, daß vielleicht in beiden äußersten Extremen, hier ein Funke des Lichts, dort ein Schatten der Nacht gerechnet werden könnte.

Aber das Gute und Schöne ist zu mächtig, als daß man es lange verleugnen könne; wer sich ihm, sei es auch in bösen Absichten, nähert und in seiner Nähe verweilt, wird nicht selten davon ergriffen, eh' er noch selbst weiß, daß er es ist. Reinhard ging immer mehr in seiner Sehnsucht auf. Die Tage wüsten Leichtsinns zogen fern und ferner. Aus Emma's Augen floß ein milder Schein erwärmend und rührend in sein Herz. Je sorgloser sie wurde, desto sanfter wurde er, desto tiefer traten die frevelhaften Wünsche, die ihn sonst wohl durchzuckt, vor seiner weichern Empfindung zurück. Er holte die Schwärmereien nach, die sonst den Knaben in das Jünglingsalter begleiten, die aber bei ihm nicht aufgegangen waren, weil er zu früh, zu voreilig ins

große Leben trat. Er fühlte sich immer kindlicher, immer hingegebener dem schmeichelnd-kosenden Schmerze unglücklicher und dennoch nicht ganz hoffnungsloser Liebe; — weshalb er auch niemals gewagt hätte, in dieser Periode und über dieselbe an den kalt-ironischen Eduard Berichte zu senden. —

Ein Ereigniß warf ihn aus seinem Geleise, verschloß ihm auf Wochen die Pforten des Paradieses, bannte ihn mit Wilhelm in die weiten öden Räume des Schlosses — es war Emma's Niederkunft, die in den letzten Tagen des Oktobers erfolgte.

Als Reinhard den im Schlummer lächelnden Kleinen der weihenden Hand des Vaters, die zitternd vor frommer Freude und Rührung die Taufe vollzog, entgegenhielt, da übermannte ihn zuerst in seinem jungen Leben ein niegefühlter Schauer der Ehrfurcht vor einer unsichtbaren, unbegreiflichen Macht; da ging eine Poesie des Unglücks in ihm auf, die ihm bis dahin fremd gewesen, und heimgekehrt ergriff er abwechselnd Shakespeare's, Goethe's und Kleist's Dichtungen, um mit Romeo, Werther und dem Käthchen von Heilbronn zu weinen.

An demselben Abend sah er zum ersten Mal wieder die Wöchnerin. Sie kam ihm bleich und bewegt entgegen, reichte ihm dankbar die Hand und empfahl

den Kleinen seiner Obhut, wenn er eine Waise werden sollte. —

Wilhelm war auf's Feld gegangen. Reinhard blieb mit Emma allein. Alles Irdische schien von ihr gewichen, sie von dem Weltlichen gelöst zu sein. Ihre Schönheit war eine heilige, und wenn sie sich nach dem Kinde wendete, glaubte Reinhard eine fern hallende Engelstimme zu vernehmen. Sein ganzes Herz schwebte auf seinen Lippen; wie gern hätt' er sie geöffnet, um ein Bekenntniß zu wagen, welches er kaum länger in sich verschließen konnte. Ein Schlag des Schicksals brach den Damm seiner Fassung, und der heutige Tag, der Tauftag des Kindes, dem er seinen Namen gegeben, war bestimmt, der Mutter ihren Frieden zu rauben. Ein Brief langte an. — Vater Lehr hatte mit bebender, kranker Hand geschrieben. — Charlotte war todt. Zweimal überlas Emma den traurigen Inhalt; er überraschte sie gar nicht; sie erwartete eine solche Nachricht seit Charlottens Niederkunft. Doch daß sie in diesem Augenblick eintraf, machte sie zwiefach bedeutend. Reinhard hatte fragend das schmerzverkündende Gesicht der schweigenden Leserin betrachtet. Jetzt reichte sie ihm das finstere Blatt und hing lauschend an seinen Zügen. Er verblich. Erschüttert stand er auf und preßte sein Haupt an die kalten

Fensterscheiben, und heißströmend perlten seine Thränen auf Emma's Blumen.

Weinte er denn der Gestorbenen und ihrem Andenken? Beweinte er denn sein Unrecht gegen sie? Nannte er sich denn reuig einen Mörder? Nein, ach nein, die Thränen galten Emma's Schwester, nicht Charlotten, für die Nichts in seinem Herzen spricht, für die niemals eine bessere Stimme gesprochen hatte. Und so wandte er sich nach der Lebenden um, die auch Thränen im Auge hatte für ihre arme Todte; und zwei weinende Menschen starrten sich durch Thränenschleier an, lange, lange harrend und schweigend.

Was aus Emma's jungfräulichem Busen keine Macht der Welt gelockt haben würde, Charlottens Geheimniß, das wogte jetzt, einen Ausweg suchend, stürmisch in der Mutter Brust. Hier, wo das junge Leben ihres Kindes, wo der frühe Tod ihrer Schwester sich gleichsam die Hand reichten zu einem Bunde, der mit seinem Glück, wie mit seinem Schmerz sie über die Scheu des Mädchens zu dem Muthe der Frau erhob, hier füllte urplötzlich edler Zorn ihre Seele. Strafend senkte sie den Strahl ihrer Augen auf Reinhard; aus der zarten sanftheiligen Freundin ward eine strenge Anklägerin, und ohne ein Wort zu sprechen, zeigte sie dem zitternden

Reinhard, daß mit Charlotten seine Schuld nicht gestorben sei, daß sie in Emma's Gedächtniß fortlebe, daß die Angebetete das Geheimniß theile. Wer möchte mit der Feder in der Hand wagen wollen, ein solches Zwiegespräch zu beschreiben, in welchem nur Mienen, nur Bewegungen redeten? Reinhard verstand Emma's stumme Anklage; — Sie empfand, daß er sie verstehe, und so war der Vorhang zerrissen, wie durch ein Wunder, und der Vernichtete deckte tief beschämt sein Angesicht mit beiden Händen zu. — Noch einen Blick schlug er auf zu ihr, und als er mit dem Zorn, der ihn vorhin durchbebt, jetzt Verachtung gepaart zu sehen glaubte, da wies ihm sein Genius mit schmerzlich-lächelndem Winke die Trennung von Emma. Er ging. — Sie ließ ihn ruhig scheiden. — Ein neuer Schmerz schnitt in ihr edles Herz, als sie ihn an der Thür sah. Sie dachte an Wilhelm, an seine Trauer, an die langen Winterabende, auf die man sich so traulich gefreut, an Reinhards Besserung, seine Reue, an die Todte, die ja nun Alles überstanden und verziehen hätte; — aber sie rief ihn nicht zurück, sie warf sich schluchzend auf ihren Sopha. Diese Bewegung ließ Reinhard sich umblicken; ein neues Band schien ihn zurückhalten zu wollen.

Weiß Wilhelm? stammelte er kaum hörbar, und

mit aller Leidenschaft des Schmerzes schüttelt Emma ihr göttliches Haupt und flüstert: Nein, nein, niemals!!

Und können Sie vergessen? fragt er wieder, indem er sich ihr nähert! —

Aber sie giebt ihm keine Antwort. —

Da liegt er auf den Knieen vor ihr, ergreift ihre Hand, drückt sie an seinen Mund, und wie ein Blitz schlägt sein Ausruf: Bei Gott, Emma, Dich lieb' ich, Dich hab' ich immer allein geliebt! in ihre Seele. —

Sie verliert alle Fassung. Eine fremde Welt scheint aus dem Schooße der Grüfte empor zu steigen, und bleiche Schatten wollen ihr klares Urtheil verwirren. Sie ist einer Ohnmacht nahe. Sie fühlt ihre Hände gehalten, mit Thränen und Küssen bedeckt. Sie entbehrt die Kraft, sich los zu reißen, aufzustehen, zu sprechen. Sie sinkt. Ihr Bewußtsein verläßt sie. In Reinhards Armen schlägt sie die Augen auf. Ihr Mund brennt an dem seinigen. Die Kraft des Lebens kehrt mit dem Bewußtsein zurück. Mörder! nennt sie ihn und stößt ihn wild von sich. Da geht die Hausthür, und Wilhelm kehrt heim.

In der Mittheilung des Briefes findet der Arglose die beste Erklärung für den verstörten Zustand der Gattin und des Freundes. Ihn hatte er immer für einen Verehrer Charlottens gehalten, und daß

die Schwester um die Schwester traure, konnte ihn nicht befremden.

Er sprach Worte des Trostes, der Beruhigung. Es schien, als ob sie siegreich wirkten. Beide suchten sich zu fassen, und nach einem ernsten, aber scheinbar ruhigen Abend gingen die Freunde auseinander.

Reinhard's erste Sorge in den nächsten Tagen war, sein und Charlottens Kind seinem Elend und einem nichtswürdigen Stiefvater zu entziehen, und in sichre, wohlbezahlte Obhut zu bringen. Eine That, welche die Großeltern des Kleinen gern geschehen ließen, indem sie Wilhelms und Emma's Fürsorge darin zu erkennen glaubten und dankbar aus fremden Mitteln annehmen mußten, was die eignen ihnen auszuführen nicht mehr gestatteten. Gram, Alter und Krankheit hatten sie geschwächt; unerwartete Verluste ihre kleines Vermögen geraubt, — und bald folgten Beide der vorangegangenen, unglücklichen Tochter, noch im Tode glücklich über Emma's Glück. Ihre Segnungen erreichten vom Sterbebette den „edlen, großmüthigen Reinhard," welcher sie freilich mit tiefster Beschämung empfing. Ach, die ehrlichen Alten konnten nicht ahnen, daß er der einen Tochter Leben gebrochen, und im Begriff stand, das Leben der andern zu vergiften.

Denn täglich wurde das Verhältniß zwischen ihm und Emma für die letztere bedenklicher. Sei nur erst eine junge Gattin Bewahrerin so gefährlicher Geheimnisse; wisse nur erst der Liebende, daß sie nicht den Muth hat, ihn und sich zu verrathen, — dann ist schon neuen Stürmen ein weites Feld geöffnet, und auch die fleckenloseste Frau ist gewissermaßen in der Willkür dessen, vor dem sie zittert. — O wie sorgsam vermied Emma, mit ihm allein zu sein! Und doch konnte sie es nicht immer verhindern. Ja, endlich, als sie bemerkte, daß Reinhard stolz auf dieses Vermeiden wurde, weil er es für eine Folge des Gefühls ihrer Schwäche hielt, blieb ihr nichts Anderes übrig, als unbefangen geschehen zu lassen, was gerade die Umstände herbeiführten, um ihm zu zeigen, daß sie sich stark genug fühlte, ihn im Zaume zu halten. Er unterwarf sich willig. Ein Wink, ein Blick genügte immer, seine Worte zu zügeln, ihn in augenblickliches Schweigen zu versenken, wenn er etwa versucht hätte, nur an den Auftritt seines kühnen Geständnisses zu erinnern. So ergeben, so gehorsam fand ihn Emma, daß sie auf den Gedanken kam, die Gewalt, welche unsichtbare Liebesmächte ihr siegreich über den verirrten Freund gegeben, anzuwenden, um ihn zu bessern, zu heilen und gleichsam seine Führerin und Lehrerin zu

werden. Wer empfindet nicht die große Gefahr, die auch wieder in der Ausführung dieses Gedankens liegt? Emma's Gutmüthigkeit ist nicht darin zu verkennen; aber ebenso wenig die weibliche Eitelkeit, das unerfahrne Selbstvertrauen.

Sie ging ihrem Ziele rasch entgegen; so rasch, so unverstellt, daß Reinhard die Absicht durchschauen mußte. Seine Einsicht in ihren Plan richtete ihn nur zu bald aus seiner Zerknirschung auf. Es fing an, ihn zu verdrießen, daß die Geliebte seine Mutter werden wollte. Auch in ihm regten sich Selbstgefühl und Stolz, und als er erst den Zustand thränenvoller, reuiger Hingebung überdauert, als er Charlottens Tod und Emma's Mitwissen ein wenig vergessen hatte; als in ihm die jugendliche Lebenslust wieder erwacht war: da nahm seine Stellung einen keckeren Charakter an; da flammten nicht selten die früheren, nur zurückgedrängten Wünsche des leichtsinnigen Jünglings auf; da verführte ihn die Eitelkeit, einen trotzigen Kampf gegen die weise Sicherheit und Tugend des selbstgefälligen, blühenden Mentors zu versuchen. Um so drohender für Emma's Glück waren diese erotischen Umtriebe, als ihr junger Freund besonnen genug wurde, den Heuchler zu spielen. Er schien gehorsam, indem er auf Mittel sann, ungehorsam zu werden; er schmach-

tete scheinbar hoffnungslos, indem er schmachtend hoffte; er zeigte sich fest durchdrungen von Emma's Würde, Tugend und ehelicher Treue, indem er schon Beobachtungen machte, welche ihm sagten, daß ihre Theilnahme für ihn täglich steige.

Noch aber fand er keinen Uebergangspunkt von dem untergeordneten Dienste eines verehrenden Schülers zu dem Siege eines kühnen Liebhabers. Die Schranken auf einmal niederzustürmen, konnte er nicht Muth fassen; zu einem solchen Wagniß war Emma zu rein, stand sie ihm doch zu hoch.

Da gab ihm der böse Geist, der für Zwecke dieser Art oft die besten Gedanken findet, in einer zwischen Aerger und Liebe durchwachten Nacht, ein, zu versuchen, wie eine unerwartete Trennung wirken möge? Und immer deutlicher malt' er sich nun Emma's Staunen, Wilhelms Fragen, die Leere ihrer Abende, die Erinnerung an ihn aus, bis er zuletzt durch vier Wochen städtischen Gewirres (als in welches er sich werfen wollte) den Monat des Wiedersehens erblickte und denselben phantastisch schon im Voraus durchlebte. Dieser Nacht voll Träume folgte ein Morgen des Entschlusses, — und Niemand wußte, Niemand im ganzen Dorfe, wo der Herr geblieben sei?

Wohl schlug die Stunde des Morgenbesuches bei Emma; wohl kam Wilhelm aus seinem Studir-

stübchen herab, den gewohnten Gast zu begrüßen; — dieser blieb aus, und da ihn auch der Abend nicht brachte, fragte der Freund besorgt nach dem Freunde. Mittlerweile hatte Emma sich heimlich erkundigen lassen, und als sie nun dem fragenden Gatten antworten sollte, blieb ihr das traurige Wort: „Verreist," schier in der Kehle und ertrank in den Thränen, die sie mühsam zurückdrängte.

O, wie fehlte ihr Reinhard! Dazu kam noch der Wahn, daß er nur aus Edelmuth entflohen sei, um des Freundes Vertrauen nicht länger zu täuschen. Und das hätte sie ihm beinahe übel genommen; denn, sagte sie, wenn er sich mißtrauen wollte und mußte, — stand ich nicht fest und unerschüttert, im Gefühle der Pflicht und Liebe für meinen Mann? Würd' ich ihn nicht immer streng und unerbittlich in seine Schranken zurückgewiesen haben, wenn er noch einmal gewagt hätte; — — und war ich nicht seine Lehrerin, Führerin und Erzieherin? War er mir nicht in Ehrfurcht und Achtung ergeben und unterwürfig?? Was konnte er fürchten für sich, da mein Betragen ihm gezeigt, wie ich keinen Grund habe, für mich zu fürchten? —

Wie aber, fuhr sie im bewegten Selbstgespräche fort, wenn er meiner ernsten Lehren, meiner Strenge im Gebiete der Lebensansichten überdrüssig, wenn

mein Betragen ihm lästig geworden wäre? Ich habe mich ja oft gefragt, wie ein junger, freier Mann seiner Art, der früher so wild in die Welt hinein gelebt, sich nun von einer armen Pastorsfrau in so enge Grenzen der häuslich-ländlichen Sittsamkeit möge bannen lassen? Und die Antwort, die ich mir darauf (wenn auch ganz im Stillen und mit leisem Erröthen) gab, war immer diese: weil er liebt! — — Ja, gewiß, beschloß sie dann, gewiß liebt er mich nicht mehr, die sündliche Flamme ist erloschen, ich bin ihm gleichgültig geworden, und er hat uns aufgegeben. —

Reinhard trieb sich nun schon in der Gesellschaft umher, suchte die zerstreuten Genossen wieder auf und bildete mit seinem Gelde einen Vereinigungspunkt für viele lose Brüder, mit seinem Gelde und seiner wilden ausschweifenden Laune. Denn wir wollen nicht vergessen, daß er im Groll seiner Liebe (wie ich es nennen möchte) viel über ein Jahr auf dem Lande gewohnt, sich in jeder Beziehung beherrscht, Vieles entbehrt und nur im Gebiete der Phantasie gelebt hat. Jetzt steht der Frühling der Erdenlust mit seinen tausend bunten, lockenden Blüthen wieder in voller Pracht vor ihm. Er untersucht nicht, ob es Giftblumen sind, die den Zauberduft hauchen. Er trinkt ihren ringsausströmenden Athem

mit heißer Brust in durstigen Zügen, kränzt mit Epheu die Locken und mit Rosen den Pokal. Von Gelagen flieht er zu Gelagen, gleich als wollt' er in Stunden einbringen, was er in Monden versäumt. Aber durch jeden noch so wüsten Freudenklang dringt ihm der wehmüthige Gedanke an Emma in das Herz. Räthselhaft waltet auch hier die Doppelwirkung der Leidenschaft. Unklar wird ihm das Ziel seiner Wünsche. Jetzt sehnt er sich im Taumel wilder Nächte nach Emma's reiner, erhebender Nähe; — dann vermischt er die Achtung für sie mit dunklen, gierigen Träumen und Wünschen; zieht die Hohe gleichsam herab in die Tiefen seiner Gegenwart und entweiht so, aus der Ferne, das heilige Bild seiner Anbetung. Und erwacht er dann wieder aus so sträflicher Betäubung, giebt er sich auf's Neue der Wehmuth hin, so besucht er wohl gar Charlottens einsames Grab und geht mit den Thränen, die er dort weinte, im Auge, ihr Kind zu sehen. —

So zwiefachen Stürmen aber unterliegt auch die Kraft des Stärksten.

Eine matte Unbehaglichkeit band Reinhards Glieder, Ueberdruß erfüllte ihn gänzlich; er kehrte heim!

Wie anders erschien ihm Emma! Wie anders er ihr. Auf seinem Angesicht lag das bleiche, matte Geständniß unwürdiger Zerstreuungen, frevelhafter

Untreue an seiner Liebe; gepaart mit Reue, neuer Gluth und frisch auflebender Hoffnung! In ihren Zügen lachten jetzt die jung erblühten Rosen der Schönheit, die, als Reinhard schied, noch nicht ihr voriges Purpurroth wieder erlangt hatten, neu angeglüht durch sein unerwartetes Erscheinen. Denn er trat ein, wie ein großes Geschick in die Ruhe des gewöhnlichen häuslichen Treibens, stand vor ihr wie ein Bild, welches, lange sinnend betrachtet, plötzlich den Rahmen verließe, um Form und Gestalt anzunehmen vor den geblendeten Augen des Betrachters.

Der Moment dieses Wiedersehns war entscheidend. Emma verrieth ihr Herz durch einen freudigen Ausruf, dessen Nachhall in allen ihren Nerven zitterte, — und Reinhard erkannte den Einklang mit seinem Herzen, fühlte sich geliebt, war davon überzeugt, wie durch einen Zauberschlag. Alle seine Zweifel, so lange gehegt und gepflegt, schwanden vor dem neu erwachenden stolzen Gefühle des Sieges, den er über seinen Freund davon trug. Einem Wunder gleich, strahlte die Vergangenheit all' ihre Glanzpunkte der Erinnerung, insofern sie sich auf Emma's Liebe für ihn bezogen, in diesem kleinen Spiegel der Gegenwart zusammen; alle kleinen Zeichen, Blicke und Winke, längst vergessen, leuch-

teten wie helle Funken auf; jedes verklungene Wort drang neubelebt an sein Ohr. Alles rief mit einer Stimme, und alle Stunden, die er mit ihr verlebt; alle Blumen die er mit ihr gepflückt; alle Thränen, die er sie jemals weinen gesehn; — Alles rief und sang und blühte: Dich hat sie geliebt, vom ersten Augenblicke, wo sie Dich sah!

War es Täuschung? Ich weiß es nicht! Aber ich weiß, daß er, kühner gemacht durch seinen städtischen Aufenthalt, sie stürmisch in die Arme schloß und weinend vor Entzücken jauchzte: Endlich, Emma, endlich hab' ich Dich wieder!

Aber ich weiß auch, daß sie, ihrer mächtig und stark, ihn besonnen zurückdrängte und, sich langsam, freundlich ihm entwindend, den Gatten herbeirief, daß er den längst ersehnten Freund begrüße.

Von nun an schritt Reinhard den Weg des Verführers; des liebenden zwar, des bescheidnen, aber eben deshalb des gefährlichen. Sie wähnte noch, ihn am Fädchen zu haben, und ahnete nicht, daß er schon sie gefesselt. Die kurze Trennung hatte ihr erst gezeigt, daß er ihr unentbehrlich geworden sei.

Wilhelm zog sich immer mehr in seine Studien zurück und führte, besonders seit der Geburt des Kindes, durch dessen Erscheinen er ganz und gar in sein Arbeitsstübchen gedrängt worden war, ein geistig-

vornehmes, dem Irdischen täglich mehr entsagendes Dasein. Nur des Abends erschien er unten, bei Emma und Reinhard, in gleichgültigem Geschwätz sich abzuspannen und so zu sagen, den Seelen-Schlafrock anzulegen.

Er hatte bereits in seinen gelehrt frommen Untersuchungen das Auge und den Maßstab für's gewöhnliche Leben verloren. Was ein Jahr nicht thun kann! Der sonst so zierliche, wenn auch einfach-schlichte, doch stets saubre und schöne Jüngling, würdig neben Emma zu erscheinen, war jetzt ein in Anzug, Haltung und allem Aeußern sich ganz vernachlässigender Mann. Auch im Gespräch schien er zerstreut, leblos, selbst bornirt, — weil er sich nicht mehr die Mühe gab, sich aus den Studien, in die er versunken, aufzuraffen. Alle Leidenschaften und Bewegungen der Jugend waren in ihm entschlafen. Sein Sinnen und Trachten richtete sich nur auf gelehrte Forschungen, und seitdem er vollends in der alten halbvermoderten Schloßbibliothek große Schätze in bestaubten Folianten gefunden, schien es, als habe der Bücherstaub auch ihn mit seinem unheimlichen Grau umkleidet, aus dem nur noch höchst selten das Lächeln gesellig froher Theilnahme hervorleuchtete. Dennoch hätte er Reinhards täglichen Besuch durchaus nicht entbehren mögen. Eine

innere Stimme sagte ihm, daß er, der Bücher wegen, seine Emma schon ganz vernachlässige, daß ein belebender Umgang ihr nothwendig sei; — und wie nun seine gelehrte Forschung, von Liebe, Glauben und Vertrauen angeregt, wie er selbst von solchen tröstenden Himmelsmächten täglich mehr durchdrungen wurde, so ließ er sich's in diesem Zustande der reinsten Zufriedenheit, der frömmsten Zuversicht nicht träumen, welche Gestalt unterdessen Emma's Verhältniß zu Reinhard annehmen werde.

Ob nicht vielleicht Emma selbst, die gegen ihn, liebend hingegeben, doch immer in kalter, jungfräulicher Zurückhaltung, die ersten Ausbrüche neuvermählter Gluth unerwiedert gelassen, ihn durch diese Kälte auch erkältet; ob nicht sie seinen Feuergeist, von den Blumengärten ihres eignen Frühlings, zu den hehren Blüthenhainen ewigen Lenzes gewiesen und so, ohne es sich zu gestehen, ja wohl gar ohne es zu wissen, einen Beweis gegeben hatte, daß Reinhards obige eitle Behauptung Grund habe, — — wer mag es ermessen!? —

Und abermals warf die Erde ihre Winterdecken ab, und der ewig neue, uralte Lebenshauch des warmen Frühlings wehte brünstig durch schwellende Knospen. Ach nicht umsonst ist es eine solche Frühlingsnacht, in welcher die göttlich-weise Stimme des

dummen Pöbels den Hexentanz auf dem Brocken gefeiert wissen will. Denn wer hätte nicht schon die Macht des Bösen glühend in seinem innersten Leben gefühlt, eben dann, wenn die ganze Natur das unbeschreibliche Freudenlied zum Preise des ewigen Gottes anstimmen will? Wenn die Lerche mit dem reinen Morgenstrahle zum blauen Himmel steigt, — — wenn die Nachtigal mit dunklen lau-bangen Abendklängen tiefe Träume weckt; — — wenn der Engel in uns auflebt, die Flügel entfaltet, steigt — und — giebt es nicht gefallene Engel?

Darum, Du größter Sänger der Deutschen; darum, Du Erfasser und poetischer Schöpfer alles rein Menschlichen; darum Du, o Goethe, hast Du in Deinem allmächtigsten Gedichte mit der Auferstehungs-Feier Deines Faust's Sündenfall gepaart, und in diesem Buche, dem A und O deutscher Dichtkunst, mag der Leser, der mich wohl mitleidig aus der Hand legt, nachlesen und nachfühlen.

Sechstes Kapitel.

Der Juni stand in voller offner Blüthe, und wie er Emma's Liebe. Nicht mehr die winterliche Hülle der Furcht, nicht mehr die schwellende Lenzknospe wehmüthiger Ahnung — nein, es war die purpurglühende Blume der unbesiegbaren Leidenschaft.

Reinhard fühlte sich geliebt, wußte, sah, was in ihr vorging; jeder Beobachter hätt' es begreifen müssen, nur Wilhelm fand keine Spur zum Verdacht oder Argwohn; denn Freundschaft und Vertrauen war ihm ein heilig verbundnes Paar, und beider Mutter schien ihm die Wahrheit. — Du Armer! der das Leben nicht kennt, noch die Welt.

Nur einen Engel hatte noch die selbstvergessene Mutter, einen sichtbaren: ihr Kind. An diesem bewußtlosen Zeugen ihres Zusammenseins — (denn nie sah sie Reinhard ohne das Kind) brachen seine Zumuthungen. Wie kühn, wie glühend und frech er in seinem Schlosse geträumt und gehofft, kam er in die Pfarrwohnung, so verließ ihn der freche Muth; denn immer entwand sich die weinende Emma seinen Küssen, um das Feuer ihrer Liebe auf des Kleinen Wangen auszuhauchen. Ja, die Geräthe des Hauses, die Umgebungen des häuslichen gewohnten Lebens schienen mit mehr als eingebildetem Ausdruck, im Namen ihres Hausherren, zu drohen und zu mahnen. Deshalb fand sich Reinhard immer unheimlich in diesen Räumen; von jeder Wand klang ihm ein Vorwurf hernieder, in jedem Fenster schien der klagende Schatten seines betrogenen Freundes zu stehen. Je deutlicher Emma dies einsah, je sicherer sie ihre eigne Schwäche durch diese Zuflucht

geschützt glaubte, desto schwerer gab sie seinen Bitten nach, die sich immer wiederholten, bisweilen mit ihm spazieren zu gehen. Gewährte sie ihm einmal einen solchen Wunsch, so ging sie nie ohne das Kind auf ihrem Arme. Wie bitter beschwert' er sich über ihre Grausamkeit und Härte; wie viel Zweifel an ihrer Liebe leitete er daraus hervor. Sie ließ Alles still über sich ergehen. Sie drückte nur schweigend ihr Kind an's Herz, als wollte sie ihm danken, daß es sie lächelnd beschütze.

So erreichte Reinhards stürmische Sehnsucht den höchsten Punkt. Bei ihr, von ihrer Anmuth und Reinheit besiegt, schien sich der Kampf in seiner Brust zu beschwichtigen; aber nur zurückgedrängt, brach er dann desto wilder aus, und dies Schwanken zwischen Sieg und Entsagung wollte ihn verzehren. Was Wunder also, wenn er endlich zum Aeußersten schritt. An einem Sommermorgen, der in Düfte getaucht das wonnetriefende Antlitz feurig durch grüne Büsche steckte, der in Lebenslust glühte und doch Nachtfrische und Mondkühle noch bewahrte; an einem solchen Sommermorgen, wo man umherschaut nach Thaten oder nach Schicksalen, begierig des kommenden Tages harrend, als müßt' er große Wonnen bringen oder die Schmerzen einer Welt; an einem solchen Morgen trat Reinhard bleich, mit tief eingefallenen Augen,

in denen nur ein krankes Feuer zuckte, bebend vor Emma. Sie fürchtete sich vor ihm. Erschrick nicht, sagte er, und höre mich. Sein Ton war dumpf, aber fest. Ich will nicht länger schmachten um Dich und, ein Opfer meiner ungestillten Wünsche, mich von gierigen Flammen verzehren lassen. Daß ich Dich liebe, weißt Du, daß Du mich liebst, weiß ich. Du hast schon tausend Mal den Gatten verrathen, ich zehntausend Mal den Freund. Jeder Blick, in dem sich unsre Augen begegnen, ist ein Fluch, jedes Lächeln eine Lüge gegen ihn, jeder Gedanke ein Meineid, und jeder Athemzug ein Verwesungshauch gemordeter Treue, Liebe und Vertrauens. Nicht länger trag' ich diese Hölle um Nichts. Ich will mich berauschen in ihrer Verdammniß — oder sterben. Entweder Du kommst heute Nacht um elf Uhr in die Laube hinter Eurem Hause, allein, heimlich, bereit mich zu empfangen; oder die beiden Kugeln, welche in diesem Doppelterzerol stecken, fahren durch mein Hirn. Du hast die Wahl.

Emma wollte schwanken, sinken, stammeln, bitten — Du hast die Wahl, sagte Reinhard noch einmal streng; — Ja, oder nein!? Willst Du kommen? Ja, oder nein?

Ja, flüsterte Emma, in Purpurgluth schwimmend.

Ja! wiederholte knirschend vor Freude und Ueberraschung Reinhard. Ja! Und so riß er sie in seine Arme, daß sie schmerzhaft aufschrie, küßte sie wild, daß ihr der Athem verging, und ließ sie auf den Sopha sinken, indem er eilig hinausstürzte, als fürchtete er, daß die Geräthschaften des Zimmers aus ihrem leblosen Zustande erwachen und ihn gespenstisch verfolgen könnten.

Der Tag, an welchem Reinhard diese Scene spielte, war sorgsam gewählt; denn Wilhelm mußte zu einer Synodal-Versammlung zum Superintendenten, und seine Rückkehr stand erst am andern Morgen zu erwarten.

Einsam und bang zogen die Stunden an der Einsamen vorüber. Jeder Glockenschlag war ihr ein Schlag in's Herz: jeder Schritt des Uhrzeigers ein Schritt näher zu dem Abgrunde, in welchen sie heute Nacht zu steigen gelobt hatte.

Reinhard strich zu Rosse durch Wald und Flur. Seine Ungeduld läßt sich nur mit der Leidenschaft vergleichen, aus welcher sie entsprang.

Warum er die elfte Stunde gewählt? Warum er nicht den ganzen ungestörten Tag benutzt hatte, die Wonne des Abends vorzubereiten? — Er fürchtete Emma's Gewalt über ihn; die Macht des reinen Wesens über einen bösen Willen; er wollte sie auf

der Folter banger Erwartung, sehnender Ungeduld wissen, um desto sicherer über die Reuige zu siegen, die, von Liebe und Gewissensqual übermannt, in seine Netze fallen sollte. — Ha, wie jagt' er sein Roß; — hohnlächelnd über die lang bewiesene Geduld, über sein kindisches Ausharren; triumphirend, daß er nun endlich die Ketten zerbrochen! Er schwelgte in Uebermuth, und bis in das innerste Mark drang ihm feurig der dröhnende Schritt des Pferdes, dessen Hufe Blumen in den Boden stampften und Rasen zerrissen. Gierig stiert' er hinab auf die zertretenen Pfade, auf die zerknickten Blumen.

Und sie kommt endlich, die Stunde der Seeligkeit; schon rauschen ihre nächtlichen Schwingen näher und näher, umsausen die Locken des glühenden Hauptes, welches Reinhard in Finsterniß senkt, sich in ihrer Kühlung zu baden, — umsausen die Wangen Emma's, und vermögen doch nicht die Thränen auf Emma's Wangen zu trocknen. O, wie sie weinte! Schon lag sie, zerrissen von kämpfenden Empfindungen, auf der schwellenden Rasenbank ihrer blühenden Laube.

Fürchterlich ist die Reue über Vergangenes. Noch fürchterlicher die Reue über das, was geschehen soll, und was zu vermeiden unsre Kräfte nicht ausreichen, unser Wille nicht vermag, weil stärkere

Geister ihn überwältigen. Aus dem ringsumher waltenden Dunkel blickten sie tausend gespenstische Bilder an, die zehnte Stunde hatte geschlagen, und ihre Töne zittern nachwimmernd und klagend gleichsam durch die weite unbegrenzte Stille. Da schloß sie furchtsam die Augen, und ihre Sinne schwanden. Ermattet von den heißen, widersprechenden Kämpfen des langen Tages, sank sie in eine Ohnmacht, und aus dieser erwachte sie nur um — einzuschlafen. Ja, in dieser Anspannung, dieser glühend-bangen Erwartung, diesem Zustande der höchsten Aufregung entfloh ihre reine, irre geleitete Seele dem Sturm des Bluts, dem Taumel der Sinne, dem Leben der Gegenwart, um sich in die heiligen Regionen des Schlafes zu flüchten, wo wir ungestört wir selbst sein dürfen, wo die Wahrheit herrscht, und das innerste Herz des Menschen sich aufthut, eine ernste, fromme Blume. Sie entschlief in tiefster Selbstbeschauung, und in ihr ward lichter Tag. Jungfräulich und klar strahlte durch ihren Traum der reine Sinn, der edle Wille; Reinhards Spiel war verloren.

Aber wenn er nun käme? Wenn nun — denn ach! die elfte Stunde dröhnt drohend vom Thurme, — wenn er nun käme, die Wehrlose zu umschlingen, zu erwecken, zu übermannen? den frommen Zauber-

traum zu verscheuchen? Werden nicht alle Engel, die auf Blüthendüften umherschwimmen, entschweben und verstört vor dem Wilden entfliehen? Wird sie nicht ein Opfer seiner Grausamkeit fallen? — — Doch er kommt nicht! Die Geisterstunde verhallt, und Reinhard kommt nicht. Immer fester wird Emma's Schlaf — Reinhard bleibt weg! Er versäumt den Augenblick, nach welchem er so lange getrachtet, den er sehnsüchtig beschworen? —

Und auch die Geisterstunde ist verronnen. Bleiche Schatten sind über den Kirchhof geglitten, haben auf Gräbern gestöhnt, haben flüchtig und kalt die blühende Laube gestreift, ohne die Schlafende zu stören. Es hat Eins geschlagen; ihr Reich ist aus — da nahen Tritte — sie kommen vom Herrenhaus — sie nähern sich der Pfarrwohnung — Emma's Lippen werden sanft geküßt — ein Feuerstrahl zuckt durch ihre Glieder — sie erwacht — schaudert — und liegt in den Armen ihres Gatten!

Wilhelm hatte, von einer eignen, ihm grundlos erscheinenden Bangigkeit getrieben, die Heimreise früher angetreten, als es vorher bestimmt gewesen. Unterwegs waren in ihm neue, bis dahin noch ganz fremde Gedanken aufgestiegen. Seit langer Zeit zum ersten Male wieder von seinen Büchern, seinen einsied-

lerischen Studien, aus seinem Arbeits-Zimmer entfernt, war ihm in dem lieblichen Sommerabend der frische Hauch eines neuen Lebens und Liebens durch die Seele gegangen. Frühere Tage standen wie aus ihren Gräbern auf; junge Wünsche und Träume regten sich wieder; die Bäume streckten ihm lispelnd die grünen Arme entgegen; die Blüthen klagten seelig; die Sterne glänzten lächelnd auf ihn herab. Er trieb den Kutscher ungewöhnlich an. Sein Herz schlug schneller; er sehnte sich nach Emma. Er staunte plötzlich, daß sie ihm so lange gleichgültig gewesen wäre, daß er seine Liebe zu der Guten, Schönen so lange nicht gefühlt, daß er sie unter Bücherstaub vergraben hätte. Nun dacht' er sich, wie er sie finden, überraschen, umarmen wollte, — — und da stand unerwartet Reinhards Gestalt zwischen ihm und ihr. Zum ersten Male dacht' er mit Unwillen an den vertrauten Hausfreund, mit Unwillen und Besorgniß. Wie er sich der Heimath näherte, in dem Maße wuchs seine Furcht, ihn noch bei ihr zu finden. Die Eifersucht, die seit jenen ersten Stunden der Bekanntschaft zwischen Reinhard und Emma durch der letzteren ernstes Wort gebannt gewesen und geblieben war, wachte nun wieder auf. Welche Freude erfüllte den Ungeduldigen also, da er, gegen elf Uhr ankommend, in Reinhards Wohn-

zimmer noch Licht sah. Er wollte sich selbst überzeugen und eilte hinein und trat in die Thür, als Jener, der seine Leute absichtlich zu Bette geschickt, eben mit der Hand nach der Kerze griff, um sie zu löschen und die nächtliche Wanderung anzutreten. Welcher Augenblick! Der Mann, der Freund, den er fern glaubt, dessen Glück und Ruhe er eben auf ewig zu vernichten bereit ist, dessen Vertrauen (schon lange gemißbraucht) er nun mit schändlichem Verrath beflecken will, steht vor ihm, lächelnd, mild, freundlich — und begrüßt ihn aus freudiger Brust.

Kaum hatte der Fassungslose Fassung übrig, ihm einen Stuhl anzubieten; gedankenlos sank er in einen andern, — eine ernste Stille trat ein.

Reinhard war es, der sie zuerst durch Fragen über die schnelle Rückkehr des Freundes unterbrach. Wilhelm sprach schnell und viel. Er schilderte unverhohlen, wie ein lang unterdrücktes Gefühl erneuter Sehnsucht und Liebe zu Emma ihn zurückgerufen; wie er sich unterwegs vorgeworfen habe, daß er den Besitz der Herrlichen seit geraumer Zeit so undankbar angesehen, sich nur mit gelehrten Bestrebungen beschäftigt habe und nun diese kleine Reise als einen Wendepunkt seines ehelichen Lebens und Seins betrachte. Er wolle nun die Bücher eine Zeitlang entfernen und frischer athmen, geselliger leben und

froher. Reinhard erwiederte, was in seiner Lage zu erwiedern war. Je einsilbiger er blieb, desto beredter war der glückliche Wilhelm, und die zwei Stunden, jenem eine Ewigkeit, schienen diesem ein Moment. Heiter und beglückt schied er, seinem Häuschen zueilend, und wir haben schon erfahren, welch reizender Anblick ihn auf seinem Wege festhielt. —

Aber Reinhard! Kaum war er allein, so brach der Sturm aus, den er bis dahin zurückgehalten. Getäuschte Erwartung, rasende Leidenschaft, Lust, Liebe, Wehmuth, Schmerz, Wuth und Schaam, Zorn und Reue schüttelten ihn wie im schrecklichen Fieber. Er knirschte mit den Zähnen, er heulte und schrie. Bald warf er sich schluchzend auf's Bett und preßte die brennenden Wangen in weiche Kissen, zärtlich Emma's Namen stammelnd; bald sprang er auf, raufte sein Haar, zerriß, was ihm unter die Hände kam, stampfte mit den Füßen und weinte vor Aerger. Seine Phantasie führte ihn in die Laube — er sah Emma — sah den zärtlichen Wilhelm bei ihr — er griff nach den Waffen, mit denen er der Aermsten gedroht, er setzte das Feuerrohr an den Mund — er warf es fort und lachte höhnisch auf! — Er war dem Wahnsinn nahe. Und als er endlich ermattet von so wilder Raserei niedersank, dumpf und starr vor sich hin träumte, keine Thränen mehr

zur Erquickung des ausgebrannten, stieren Auges hatte, da ging die Sonne auf, ein neuer Sonnentag lächelte der Erde, und sein ganzer Himmel drang frischbelebend durch die offenen Fenster. — Und mit ihm trat der edle, männliche Entschluß an Reinhards Lager, reichte ihm tröstend die Hand, hob ihn kräftig empor, — und ein neuer Mensch war aufgestanden.

Mit Erstaunen empfingen die Diener den Befehl, schnell und thätig Alles zu einer großen Reise vorzubereiten. Mit Erstaunen erfuhr der Amtmann, daß ihm, der durch lange Dienstjahre volles Vertrauen verdient und erworben habe, die Verwaltung der Herrschaft für die Dauer einer langen Abwesenheit unumschränkt übergeben sei.

Reinhard schrieb ein Briefchen an Wilhelm, des Inhalts:

Mein Freund! Dieser Morgen hat mir wichtige, unerwartete Nachrichten gebracht, welche mich verpflichten, schnell abzureisen. Ich weiß nicht, wie lang' ich ausbleiben werde. Verzeihen Sie mir, daß ich nicht Lebewohl sage. Meine Eil' ist zu groß, die Sache zu dringend. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau herzlich; seid glücklich und froh, und möchten wir uns zufrieden wiedersehen.

R. v. F.

Wilhelm empfing diese Zeilen, als Reinhard schon

mit raschen Rossen davonflog. Er wollte nicht an seine Flucht glauben und ging hinüber, sich selbst zu überzeugen. Aber Emma, die seit der vergangenen Nacht an Wunder zu denken versucht gewesen war und den Sinn von Reinhards Worten wohl verstand, sank weinend bei dem Bette ihres Kindes nieder und dankte Gott, obwohl mit zerrissenem und tief verwundetem Herzen, welches den Scheidenden bis zum letzten Schlage lieben muß, für ihre Rettung und für diesen Augenblick.

Letztes Kapitel.

Reinhard von Frankenthal an Pastor Deutschmann.

Lieber Pastor! Fast Ein Jahr ist vergangen, seitdem ich W. verließ. — Die Monatsberichte meines Amtmanns melden regelmäßig, daß „sich auf dem Pfarrhofe Alles wohl befinde", und der letzte enthielt Ihre eigenhändige Beilage, wodurch Sie mir zu wissen thun, daß Ihre liebenswürdige Gattin Sie neuerdings zum glücklichen Vater gemacht hat. Also ein Pärchen? Nun, tausend Heil und Segen! Aber eine Artigkeit ist der andern werth, und so stell' ich dem Vater mich als jungen Ehemann, wenn auch aus weiter Ferne vor. Ich habe mich mit einer schönen, reizenden Kurländerin vermählt, aus einer

Familie, die mit meinem seeligen Onkel weitläufig verwandt war.

Dieser erfreulichen Nachricht soll ich nun aber sogleich eine andere, minder erfreuliche folgen lassen, gewissermaßen als Antwort auf Ihre besorgliche Frage.

Allerdings werden Sie einen andern Gutsherrn bekommen. Ich muß das schöne Weidenbach, wie schwer es mir immer falle, verkaufen. Der Besitz, welchen ich mit meiner Frau erheirathet habe, ist zu bedeutend und zu weitläufig, als daß seine Verwaltung nicht meine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen sollte. Und da ich nun in dem Jahre meiner Abwesenheit allzudeutlich bemerkt habe, daß Weidenbach wenig oder nichts einbringt, seitdem es in den Händen des Amtmanns ist, so bin ich es meiner eigenen Ruhe schuldig, einen jener vortheilhaften Anträge anzunehmen, die mir von den verschiedensten Käufern und von allen Seiten gemacht werden. Dies also zur Vorbereitung, wenn Sie in den nächsten öffentlichen Blättern den „Verkauf aus freier Hand" angekündigt finden. Wer hätte gedacht, daß es so kommen würde!? Und was möcht' mein seeliger Oheim gesagt haben, wenn er dies hätte ahnen können! — Aber es geht nicht anders; wie gesagt: es muß sein! Empfehlen Sie mich Ihrer vortreff-

lichen Gattin, und lassen Sie bald wieder von Sich erfahren.

Ihren immer treu ergebenen

Reinhard.

Pastor Wilhelm Deutschmann an Baron Reinhard von Frankenthal.

Ihre Grüße, hochgeehrter Herr und Freund, hab' ich meiner theuren Emma nicht mehr bestellen können. Die Holdseelige ist am Tage, wo Ihr Schreiben des Abends eintraf, früh mit Sonnenaufgang aus dem Lande der Finsterniß eingegangen in das Reich ewiger Freude und Seeligkeit. An den Folgen ihrer zweiten Niederkunft kränkelnd, hat sie sich eigentlich nicht mehr erholt. Sie wollte mir ihren Zustand verbergen, hielt sich aufrecht, so lange sie vermochte, und als sie nun endlich von der innern Gewalt lange verheimlichter Krankheit zu Boden geworfen wurde, war — wie es oft auf dem Dorfe geht — ärztliche Hülfe nicht rasch genug zur Hand.

Mein Verlust ist unersetzlich, unvergeßlich; meine Liebe für sie ewig. Ich betrachte sie nicht für todt. Sie lebt mir in ihrem reinen tugendhaften Bilde, welches mich, ich mag schlafen oder wachen, nie verläßt. In meiner Häuslichkeit ist Alles unverändert geblieben und wird so bleiben, als ob sie lebte. Auch für die Kinder ist gesorgt. Die älteste Tochter

des Amtmanns, die, wie Sie wissen, längst keinen Anspruch mehr darauf macht, sich zu verheirathen, hat der Seeligen in ihrer letzten Stunde gelobt, treulich Mutterstelle zu vertreten.

Sie hält Wort. Am Begräbnißtage schon ist sie eingezogen und verwaltet Emma's Stelle im ganzen Hauswesen. Ich habe mich nun völlig in meinem Studirstübchen niedergelassen und entferne mich nur aus selbigem, wenn mein Amt mich ruft, oder wenn ich, auf weitem einsamen Spaziergange, die vergangenen Jahre in mein Gedächtniß rufen will.

Da erscheint sie vor mir, lieblich und sanft und welch ein Glück! kein Fleck trübt die Reinheit meiner süßen Trauer. Schön, fromm, treu! So seh' ich sie, so werd' ich sie immer sehen und besitzen.

Könnte mich Etwas in dieser christlichen Ruhe des Schmerzes stören, so wären es allerdings die letzten Stunden der Vollendeten, die in wilden Fieberphantasieen verronnen. Ach, Herr Baron, das war wohl fürchterlich, und nur Gottes Gnade konnte mir Kraft verleihen, konnte mich aufrecht halten. Sie, die Sanfte, Kindliche, Bescheidene, war da außer sich; sie rasete förmlich; kannte weder mich, noch den Arzt, noch ihre Freundin und unsre treuen Dienstboten. Und als man ihr von fern ihr jüng-

stes Kind zeigte, sprang sie auf, um das unschuldige Geschöpf, welches wir nicht schnell genug entfernen konnten, zu erdrosseln, und mit Ausdrücken, mit Flüchen, die mein Herz zerreißen wollten. Ich weiß zwar ganz wohl, daß dergleichen Erscheinungen willenlose Ausbrüche der krampfhaften Zuckungen sind, mit welchen die unsterbliche Seele sich von diesem gebrechlichen Erdenhause trennt; aber es ist doch eben höchst schmerzlich und niederbeugend für uns, diesen letzten Kampf eines so geliebten und verehrten Wesens mit ansehen zu müssen, ohne helfen zu können.

Wollen Sie nur verzeihen, daß ich Sie so aufdringlich mit dem beschäftige, was meine kleine enge Welt betrifft. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Und da nun Alle todt sind, die meine Emma sonst kannten und liebten, wem anders und lieber möcht' ich noch von ihr sprechen, als dem edlen Freunde, der so herablassend und wohlwollend einst Theilnehmer unseres glücklichen Stilllebens war. Jene Zeiten sind verschwunden, und nie kehren sie mir wieder, nie auch nur ein Ersatz dafür. Und auch Sie soll ich nicht mehr sehen? Auch von dem schönen Gedanken soll ich mich entwöhnen, daß die glücklichen Fluren, auf denen ich wandle und wirke, dem zu eigen sind, dem ich es verdanke, daß ich hier

wandle und wirke? In fremde Hände wird das herrliche Besitzthum kommen!?

O Herr Baron, unter denen, welche sich bis jetzt darum bewarben, steht ein reicher Jude obenan. Lächeln Sie immer, ich kann, ich vermag es nicht. Ich möchte weinen.

Der Himmel sei mit Ihnen und mit Ihrer edlen Gemahlin. Dies ist das aufrichtige Gebet Ihres ewig dankbaren Dieners

Wilhelm Deutschmann.

Wer sich darüber wundern will, daß Wilhelms Wittwenschmerz nicht glühender aus seiner Feder strömt, dem geb'ich zu bedenken, wie seelig=betrübt ein so gläubiger Christ zu sein vermag. Welche Wonne gleichet der Wonne des hingegebenen Grames um ein heiß geliebtes und hoch verehrtes Wesen!?

Der verhängnißvollen Laube gegenüber, in welche der Friedhof gleichsam hineinreicht, hat er die theure Leiche begraben. Und so wird die Feier frommer Erinnerung für ihn eine Erholung von seinen Berufsgeschäften, die er aber auch mit so reiner Freude und Lust betreibt, daß er oft wieder zu ihnen greift, um sich aus der wehmüthigen Thränenlust zu erheben. Die Kinder erfrischen ihn durch ihr frisches Gedeihen. Ruhe, Friede und Gottvertrauen woh=

nen um ihn her; irdische Wünsche und Richtungen treten immer mehr zurück, das Heilige erfüllt ihn, und wer ihn nach Ablauf des ersten Jahres seiner Wittwerschaft besuchte, muß ihn ganz glücklich nennen.

Die einzige Sorge seines milden Daseins entsprang aus der Befürchtung, ob denn auch wohl der neu zu erwartende Besitzer dieses reizenden Wohnortes ein Mann sein werde, mit dem sich leben lasse in Wilhelms Sinne; denn das fühlte er wohl, daß gebildeter Umgang schwer für immer zu entbehren ist.

Mit dem Verkauf schien es nicht vom Fleck zu wollen. Ein Jahr verlief seit Reinhards letztem Schreiben, und die Unterhandlungen, von vielen Seiten angeknüpft, gewährten immer noch kein Resultat. Reinhard schien zu große Forderungen zu machen, und Wilhelm wußte selbst nicht, ob er ihn darüber tadeln, oder ob er nicht vielmehr die Anhänglichkeit des Freundes, die sich schwer von der alten Heimath trennen könnte, darin erblicken sollte?

Nachdem nun oft genug der Wunsch des Verwalters: Möchte doch der Herr selber kommen und der Sache ein Ende machen! ausgesprochen worden war, ging er plötzlich in Erfüllung. Reinhard traf

ein, als man ihn eben gar nicht erwartete, und von einem Diener begleitet rollte er ins Dorf und fuhr beim Pastor vor.

Dieser saß gerade in der Laube, — die Freunde umarmten sich, — sie nahmen schweigend Platz, — und beider Augen richteten sich durch einen Nebelschleier sanfter Thränen nach dem Grabe der geliebten Frau. —

Ich bin, nahm endlich Reinhard das Wort, heute nur herausgekommen, um mit Ihnen, mein theurer Freund, mich noch einmal in froher, letzter Unterredung zu laben. Der Verkauf meiner Besitzung ist heute in der Stadt abgeschlossen worden. Eduard von Korb, ein alter Freund von mir, hat auch eine reiche Partie gemacht und wendet das Geld der Frau dazu an. Die Freundschaft für ihn, und daß ich mein liebes Weidenbach in guten Händen wußte, hat mich nachgiebiger gemacht, als ich sonst wohl gewesen sein würde. Nun ist Alles beseitigt, und morgen reis' ich wieder ab. Mögen denn heute noch einmal die alten jungen Zeiten vor uns auftauchen!

Er winkte dem Jäger, der einen Reisekeller in die Laube brachte, und nahm nun ein Paar Fläschchen des goldensten Weines heraus; indem er die silbernen Becher füllte und Wilhelm einen davon

reichte, sprach er bewegt: Vergangenheit! Sie stießen an und tranken.

Wohl stiegen aus den Feuerfluthen junge, bunte Bilder auf. Ein Wort gab, ein Glas trieb das andere. Beide Trinker glühten. Wilhelm in Begeisterung für Tugend, Recht und Pflicht; im Andenken an Emma! — Reinhard, in wüsten Träumen, die aus den Blüthen der gefährlichen Laube zu duften schienen. — Bald hatte das Gespräch eine bedenkliche Wendung genommen. Reinhard, der noch jenen submissen schüchternen Pastor von sonst neben sich zu haben glaubte, welcher ja immer, wenn auch bedingungsweise, sich den Behauptungen seines Gutsherrn gefügt hatte, war nun erstaunt, ihn so viel entschiedner, unerbittlicher in strengen Lebens-Ansichten und Pflichten zu finden. Er wurde empfindlich, gereizt; seine Eitelkeit war doppelt erregt: durch Wilhelms Rücksichtslosigkeit im Allgemeinen und durch den Inhalt der Unterhaltung in's Besondere.

Man stritt über die Bedeutung der Tugend beim weiblichen Geschlechte; über das Vertrauen, welches ein Mann seiner Frau gönnen dürfe, und über die Gefahren der Verführung. Ein Thema, über welches Wilhelm eigentlich insofern gar nicht reden und streiten dürfen, weil er in diesen Dingen unschuldig und erfahrungslos wie ein Kind geblieben, und

hier neben einen Gegner gestellt war, von dem man wohl gerade das Gegentheil sagen konnte. Aber wie das erlebte Leben und die reichste Summe wunderbarster Begegnisse den Menschen immer noch nicht zum Dichter machen, wenn er es nicht vorher schon war oder mitten im Sturme des Lebens wurde; wie oft der unkundige, im gleichgültigsten Einerlei vegetirende Schriftsteller tiefe Blicke in die Bedeutung des Lebens thut und so aus innerer Anschauung schildert, was seiner äußern Anschauung nie geboten wurde; so entwickelte Wilhelm hier, aus dem Schatze klaren Denkens, edlen Wollens, reinen Glaubens eine lebendige Vertheidigung des von Reinhard im aufsteigenden Rausche geschmähten Geschlechts.

So lang' ich bei Weibern schmachtete, mich sehnte (rief dieser heftig aus), bescheiden und mit wehmuthperlenden Augen kaum in die ihren zu blikken wagte, jedes ernste Wort für Ernst nahm, jeden scherzhaft übelgedeuteten Scherz für ein Verbrechen hielt; so lang' ich an die Weiber glaubte, hintergingen sie mich, — ließen mich laufen — oder spotteten meiner. Als ich muthiger wurde, — kälter — besonnener, fand ich mir manche Thür, manches Thor offen; — seitdem ich sie verachte, laufen sie mir nach.

Wilhelm fühlte einen heftigen Schauder und sprach es aus: wie ein Ehemann so ruchlos reden, so an Gott, an seiner eignen Gattin sündigen könne!?

O, sagte Reinhard, meine Frau steht nicht sicherer, als die andern; aber sie ist so glücklich, durch Geburt und Vermögen höher zu stehen, als Viele. Dieser Umstand, mit feiner Erziehung, gutem äußerlichem Beispiel verbunden, thut Etwas. Die Gelegenheit wird seltener. Von einer solchen Höhe herabzusteigen, fällt Keiner ein, die nicht schon vorher verführt war oder einen genialen Hang dazu hat, sich verführen zu lassen. Der Verführer aber steigt leichter hinab als hinauf, und wendet sich also anderswohin. Sehen Sie mich an, Pastor! Zu eben jener Zeit, als ich im Kreise der großen feinen Stadtwelt lebte, als mein Oheim mir reizende Bräute zeigte, als Pracht, Glanz, Ueppigkeit mich täglich umgaben, machte ich durch Sie Charlottens Bekanntschaft, und wie leicht ward mir da der Sieg; wie rannte die Gute in meine Arme, — in ihr Unglück!

Die Worte waren kaum gesprochen, kaum den Lippen entfahren, hätte der Sprechende sie gern wieder zurückgenommen. Das war zu spät. Wilhelm sah sich auf einmal im Besitz einer Auflösung zu dem unheimlichsten Räthsel seines damaligen Seins. Er senkte schamhaft das Haupt und schwieg lange.

Herr Baron, begann er endlich, es ist gut, daß wir uns trennen. Ich segne jetzt den Verkauf von Weidenbach, der mich bis hieher betrübt hat. Unser Umgang wäre doch abgebrochen, unsre Freundschaft doch zerrissen, wenn Sie auch ihren Wohnsitz hier wieder aufschlügen. Werf' ich mir's doch in diesem Augenblick ernstlich vor, daß ich so lange nicht den Muth gehabt habe, Ihnen zu sagen: wie ich die Gesinnung, welche so oft aus Ihren frivolen Reden athmete, tief und gründlich verachte; daß ich, in feiger Halbheit, die von den Weisen unsrer modernen Tage Lebensklugheit genannt wird, nicht kräftiger, christlicher gegen Sie aufgetreten bin. Ahnete ich doch immer, was ich jetzt durch Ihre furchtbare Aufrichtigkeit nur zu gewiß weiß. Nie will ich vergessen, was ich Ihnen danke, aber unsre Wege sind von heut' angetrennt, getrennt für immer. Fern sei von mir das Richten und Verdammen; — Sie gehen einem andern Richter entgegen.

Deutschmann, wollen Sie mir eine Predigt halten? fuhr Reinhard dazwischen.

Nein, erwiederte jener, so eigentlich wohl nicht; nur sagen will ich Ihnen, daß Sie, mit all' Ihren Gütern, ein armer, unglücklicher, verlorner Mensch sind. Sündig und verderbt bis ins innerste Mark, lassen Sie sich nicht genügen, an sich selbst

zu zweifeln und ihrem eigenen göttlichen Ursprung und ihrer eigenen himmlischen Bestimmung. Sie wagen es, das Heiligste im Leben frevelnd zu beflecken, Sie machen das Vertrauen verdächtig, und weil Sie unglückliche Opfer Ihrer listigen Schmeichelei und Lüge fanden, wollen Sie auch das ganze Geschlecht verdächtig machen. Wahnsinniger! dürft' ich hoffen, der Wein spreche aus Ihnen. Aber der edle Wein erfindet nicht, wie wir im alten Sprichwort sagen, er plaudert nur aus. Wahnsinniger! Zittern Sie nicht, bei so ruchlosen Gesinnungen, in Ihr Haus heimzukehren, in die Arme Ihrer Gemahlin zu fliegen? Fürchten Sie nicht die Rache Gottes, welcher dem Satan gestatten kann, während Ihrer Abwesenheit das alte Amt der Schlange dort auszuüben, wo es für Sie und Ihre Frechheiten die härteste Strafe sein würde? Gehen Sie, gehen Sie, und lassen Sie uns im Grolle scheiden, daß der Triumph dieser gerechten Aufwallung mich immer labe, wenn ich an Sie und unsre frühern Tage gedenke! Gehen Sie! und wenn Sie sich an mich erinnern, so erscheine Ihnen in mir das Bild eines Mannes, der in seiner Frau ein reines, weibliches Wesen voll Kraft und Milde besaß, der, glücklich und seelig in seinem Glauben an den Werth und die Treue der Seeligen, alle Irrlehrer

Ihres Gelichters lächelnd in die Luft schlagen kann! O daß sie zwischen uns stände! Daß ein Blick aus ihren unschuldigen Augen auf Ihre Wangen die Röthe der Scham zurückriefe. — Oder wenden Sie sich dort nach ihrem Grabe, und wenn Sie, von dem Frieden angeweht, den jene Blumen künden, noch den Muth haben, mir ins Angesicht zu schauen, dann will ich Sie wenigstens für vollendet in Ihrer Art halten! —

An Röthe freilich fehlte es Reinhards Wangen nicht, aber es war die Flamme des Zornes, in der sie strahlten. — Herr Pastor, sprach er zitternd in stürmischen Schlägen seines tobenden Herzens, Herr Pastor, nicht zu streng, nicht zu sicher, nicht zu heilig! Wissen Sie denn, ob ich so eigennützig bin, als ich scheine? Könnt' ich nicht schon entsagt haben, um des Friedens Andrer Willen, aus Achtung, aus Freundschaft, aus Liebe? Könnt' ich nicht schon aus glühenden Händen, ungebrochen, ungenossen, die Rose haben entschlüpfen lassen, weil sie einem Freunde blühete der, ach! vielleicht ihre Blüthe nicht zu schätzen wußte, so wie ich!? — Wenn nun einmal nur, seitdem ich durchs Leben stürme, einmal nur wahre, wirkliche Liebe mich erfüllt, durchdrungen, besiegt hätte! Wenn Zeit, Ausdauer, Selbstverleugnung mich nach langen Martern dahin ge-

bracht hätten, das Wort der Gegenliebe zu vernehmen!? Wenn alle meine Gefühle und Sinne sich nach dem Siege dieser Liebe gerichtet hätten!? Und es wäre nun endlich gelungen! Und das Weib meiner heißesten Leidenschaft hätte sich fortreißen lassen von meinen Wünschen, hätte mir zugestanden, mich nächtlich zu empfangen!? Und hier in dieser Laube hätte sie meiner geharrt, — aber ihr Gatte wäre in der verhängnißvollen Stunde, in dem Augenblick, wo ich mein Licht löschen wollte, um hinzueilen in den langersehnten Himmel, wäre eingetreten bei mir, — ich hätte mich beherrscht — hätte ihn gehen sehen den Weg, der mir gebahnt war, hätte nach heißem Kampfe mich aufgerafft, wäre entflohen dem Orte, an den glühende Ketten mich banden, — wäre nicht wiedergekehrt, als nach dem Tode der Geliebten — und da hätte meinen offnen wilden Bekenntnissen der strenge Wittwer einen Straffermon erwiedert, und in jener Laube, dem Grabe jener, eben jener Frau gegenüber, meine Anhänglichkeit und Treue mir vor die Füße geworfen!? Wie dann, Herr Pastor?? — Halten Sie von den Weibern, was Sie wollen! Mich werden Sie nicht überzeugen, daß nicht jede fallen sollte, wenn ihr gegenüber tritt, der gerade ihr gefährlich ist. Mich werden Sie nicht zum Glauben an die Vorzüge bewegen, welche das

schwächere Geschlecht vor uns haben soll. Am allerwenigsten aber durch das Beispiel Ihrer Frau. Ich beschwöre, daß sie mich geliebt, sich mir hingegeben, und daß nur mein Edelmuth sie, und Sie in ihr — geschont hat.

Indem Baron Reinhard diese Worte sprach, fuhr sein Reisewagen, in welchem der Verwalter saß, vor. Er stieg ein, ohne sich noch einmal umzuwenden, und der Pastor blieb allein.

Der Tag, der diesem unseligen Abende folgte, war ein Sonntag. Die helle Morgensonne fand Wilhelm noch in der Laube sitzend, auf das stille Grab starrend. Nachdem der Küster den Prediger vergebens im Studirzimmer gesucht, vergebens im Hause nach ihm gefragt, fand man ihn bleich und lächelnd in der Laube. Es bedurfte nur einer leisen Andeutung, um ihn aus seinen Träumen zu erwecken, und er folgte sogleich dem Küster nach der Sakristei, wohin derselbe, auf des Vorgesetzten Wunsch, den Amtsornat gebracht hatte, weil dieser nicht in seine Wohnung gehen wollte. Während der Morgenlieder saß er still, fast unbeweglich. Er bestieg nun die Kanzel und hielt, ohne sich irgend an die gewöhnlichen Formen zu binden, ohne auch nur das Evangelium zu verlesen, eine rührende Abschiedsrede, in

welcher er mit bewegtem Tone seinen Beichtkindern für alle erzeigte Liebe und Anhänglichkeit dankte. Er sagte ihnen, daß er eine weite Reise vorhabe, die sich nicht aufschieben lasse, und von der er vielleicht nie mehr zurückkehren dürfte. Er empfahl ihnen seine Kinder.

Die ehrlichen Dorfbewohner stießen Einer den Andern an und fragten sich. Niemand wußte, wie er diese seltsamen und unerwarteten Worte zu deuten habe?

Der Küster sagte seinen Nachbarn auf dem Orgelchore, er habe Seiner Ehrwürden heute früh in der Laube gefunden, hinter einem Tische mit Bechern und Flaschen und könne nichts Anderes vermuthen, als derselbe rede noch im Rausche.

Niemand glaubte daran, wohl aber ahnete und befürchtete man ein Unglück, welches dem theuren Pastor, — mithin der ganzen Gemeinde bevorstehe.

Deutschmann beschloß seine Rede mit den Worten: „Sollte aber jemals Etwas zu Euren Ohren kommen, wodurch die gute Meinung, die Ihr, meine geliebten und andächtigen Zuhörer, bisher von mir gehabt, zerstört werden könnte, so seid, darum bitte ich Euch, nicht zu schnell, nicht zu hart mit Eurem Urtheil über mich. Gönnt mir auch, wenn ich gleich entfernt oder todt wäre, Euer Vertrauen, und zweifelt

nie an mir und meiner redlichen Gesinnung. So lebt denn wohl, lebt Alle, Alle wohl! Ach, mein Leben unter Euch war ein Weg durch Frühlingsauen; nur Freundlichkeit und Zutrauen sind mir hier begegnet; Eure fruchtbaren Felder waren mir ein Garten, in welchem ich unter Freunden wandelte. Seid glücklich! Ihr werdet es sein und werdet auch eine Thräne haben für Euren armen, guten Pastor, für den Ihr auch zu Gott beten möget. Amen!"

Die Zuhörer weinten; Niemand wußte warum.

Vergebens bemühte sich die treue Pflegerin der Kinder (des Verwalters Tochter), bei Tische etwas Näheres zu erfahren. Wilhelm blieb stumm und ruhig; nur daß er die Kinder häufig liebkosete.

Nachmittag ging er spazieren. Gegen Abend kam er zurück und half die Kinder zu Bette bringen. Dann ging er in sein Zimmer, wo er lange schrieb.

Eben versank die Sonne hinter den Hügeln, und ihr röthlicher Schimmer bestrahlte Emma's Grab. Da erschien Wilhelm auf demselben.

Vorübergehende Landleute sahen ihn, wie er sich niederbeugte. Sie grüßten ihn.

Kaum aber hatten sie einige Schritte zurückgelegt, als sie einen Schuß vernahmen.

Sie kehrten um und fanden ihren Prediger mit zerschmettertem Haupte auf dem Grabe liegen.

Bald war das ganze Dorf versammelt, den furchtbaren Anblick zu theilen.

Also das ist Deine Reise, Du armer, guter Mann?

Ach, was haben sie Dir doch wohl zu Leide gethan, Du Seele von einem Menschen!? rief der Schulze, und die ganze Gemeinde brach in lautes Schluchzen aus. Als aber des Verwalters Tochter mit den aus dem ersten Abendschlaf gerissenen Kleinen herbeiströmte und sie wimmernd auf die Leiche des Vaters legte, da entstand ein allgemeines Heulen und Wehklagen, und eine schwarze Nacht sank herab auf das freundliche Dörfchen.

Man fand bei Wilhelm einiges Vermögen und einen letzten Willen schriftlich aufgesetzt. Er bestellte den Schulzen des Dorfes zum Vormund seiner Kinder und äußerte den Wunsch, daß sie wie die Knaben des Dorfes und ja nicht anders als einfache Landleute, die ihr Feld in Einfalt bauen und von den Lasten und Mühen des ganzen übrigen Lebens Nichts erfahren, erzogen werden möchten.

Die Aeltesten der wohlhabenden Gemeinde tra=

ten zusammen und erklärten die Kinder ihres Seelsorgers für die ihren.

Zunächst waren ihre Anstalten auf ein glänzendes Begräbniß gerichtet, zu welchem sie die benachbarten Prediger einluden, von allen jedoch abschlägige Rückantworten empfingen. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken, und weil die gerichtlich-nothwendigen Formalitäten, die bei einem Selbstmörder beobachtet zu werden pflegen, das Leichenbegängniß um einige Tage hinausschoben, so wendeten sie diese Frist an, Alles recht feierlich einzurichten. Sie gruben ihm, da er lebend darum gebeten, daß seiner Emma Grab nicht hinaus auf den neuen Kirchhof, sondern in seine Nähe kommen sollte, auch das seinige dicht daneben. Und als man ihn hineinsenkte, fehlte Niemand aus dem ganzen Dorfe. Ein neunzigjähriger Greis, der seit einem Jahre sein Stübchen nicht verlassen, bestand sogar darauf, von seinen Urenkeln hingeführt zu werden; denn, sagte er, sie erweisen unserm guten, armen Pastor die letzte Ehre. —

Auf Wilhelms Pulte lag neben seinem Testamente ein Brief „an den Baron Reinhard von Frankenthal" überschrieben, den wir nun zum Beschluß unserer Erzählung mittheilen.

Wilhelm Deutschmann an Reinhard von Frankenthal.

Herr Baron! Nachdem ich nun mein Haus bestellt und von den Meinen in tief bewegter Seele Abschied genommen habe, wend' ich mich, auf dem Wege zum ewigen Jenseits, noch einmal in's Leben zurück, wo Sie, umhüllt von seinen Nebeln, mir einem bösen Zauberer ähnlich erscheinen!

Was die Welt über mich urtheilen wird, das ist mir gleichgültig. Ich gehe einem Urtheilsspruch entgegen, dessen unwiderrufliche Kraft so groß, so furchtbar, so dauernd ist, daß jene armseeligen Meinungen armseelig menschlicher Wesen dagegen gehalten, nur nichtiger Hauch werden. Auch Ihre Meinung über mich könnte mir in jeder Beziehung gleichgültig sein, wenn Emma nicht Sie geliebt hätte.

Ihr wildes Geständniß, welches so ganz den Stempel der Wahrheit in seinem Trotz, in seinem Hohne zeigte, hat mir die Augen geöffnet. Ich habe meine Vergangenheit in einem neuen Lichte gesehen, und die Nacht, welche ich nach Ihrer Abreise in der Laube zubrachte, hat mich von jedem andern Gedanken losgerissen. Ich weiß, fühle, sinne Nichts anders mehr, als sie, die Treulose, zu fragen, wie sie gegen mich oder für mich gefühlt? Wie in einem

Herzen so viel Güte und Falschheit neben einander Platz hatten?

Ich muß das wissen! Und lebte Emma, so würde ich von ihr die Beantwortung meiner Fragen mit männlicher Fassung und Ruhe erwarten.

Da sie aber diese Erde verlassen hat, will ich mich anschicken, ihr nachzufolgen. Ich weiß keinen andern Weg, als den ich einschlage: den Selbstmord.

Alles Unglück der weiten Welt würde, über mich hereinbrechend, mich zu diesem äußersten Entschlusse nicht gebracht haben. Noth, Elend, Schmerzen zu ertragen, das lehren uns Glaube und Gottesfurcht!

Ein ehrloses Dasein zweifelnd und zagend hinzuschleppen, — dazu kann ich mich nicht entschließen. Mein Glaube schwankt, und meine Furcht will sich in Trotz umwandeln.

— So sei es!

Ich trete in die dunkelste Pforte.

Ich ahne einen langen, bangen, finstern Weg vor mir. Aber ganz weit, am Ausgange desselben schimmert ein Licht. Diesem Schimmer will ich nachgehen. Wenn Sie mir einst folgen müssen, denken Sie dessen, den Sie zwangen — voranzuschreiten.

Aber ich verzeihe Ihnen. Meine Schuld komme über mich! Wilhelm.

Neben diesem Briefe lag ein Band von den sämmtlichen Werken des Johannes von Müller aufgeschlagen, und auf einem Blatte desselben sah man folgende Stelle mit rother Dinte unterstrichen:

„Der sich gedrungen fühlte, so etwas zu thun, wird, wenn er nicht toll ist, nicht glauben, der Hand, welche die Ewigkeiten umfaßt, dadurch aus dem Reiche zu laufen. Er meint wohl, sich umkehren zu dürfen, wenn er unbequem liegt? Die Wohnung meint er verändern zu dürfen, ohne daß er deswegen Rad und Galgen verdiene? Es ist gewiß, daß man Vieles übertrieben und den Allerbarmer bei seinen Kindern übel verschwärzt hat."

Inhalt.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.